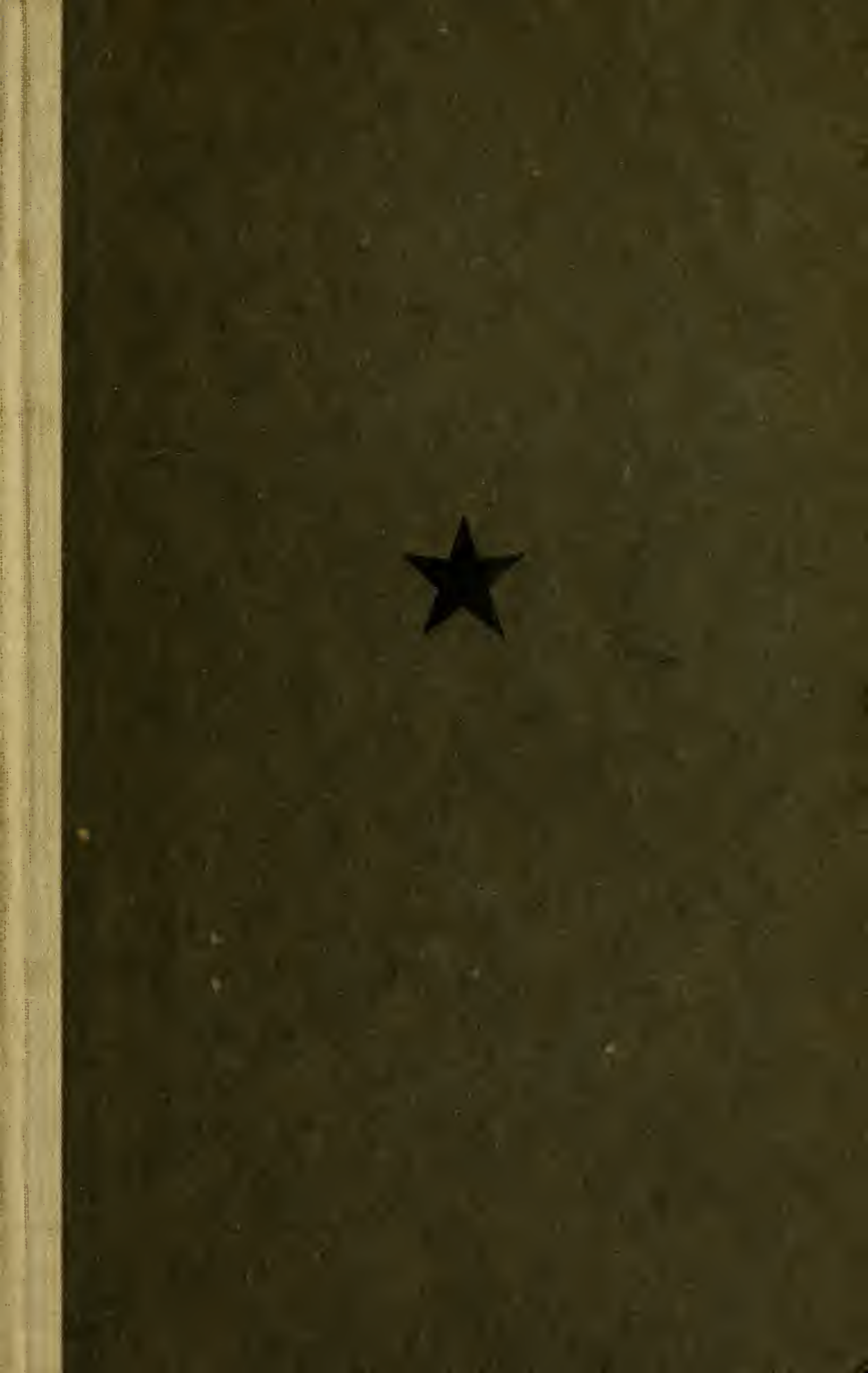
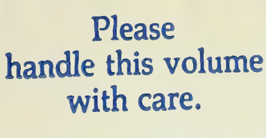
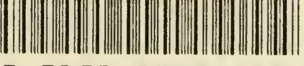



Please
handle this volume
with care.
The University of Connecticut
Libraries, Storrs


BOOK 296.833.B85G c.1
BUBER # DER GROSSE MAGGID UND
SEINE NACHFOLGE
3 9153 00081612 6

★ Martin Buber ★

Der große Maggid und seine Nachfolge



Literarische Anstalt
Rütten & Loening, Frankfurt am Main
1 9 2 2

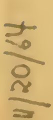
Die Buchausstattung ist von Rudolf Koch.
Hundert Vorzugsexemplare dieses Buches wurden auf holzfreies Papier gedruckt und in Halbpergament gebunden.

Ich nehme mit diesem Geschichtenkreis die Reihe der Bücher, in denen ich den wesenhaften Gehalt der chassidischen Bewegung darzustellen suche, nach langer Unterbrechung wieder auf. Nicht als ob die Arbeit am ungeheuren Stoff und der Dienst an der Gestalt je geruht hätten: aber zum Werk gediehen sie erst wieder im letzten Abschnitt der Zeit, die seit dem Erscheinen der „Legende des Baalschem“ (1907) verstrichen ist. Was diese fünf oder sechs Jahre an Darlegung der chassidischen Lehre und Erzählung der chassidischen Sage hervorgebracht haben, soll nun mitgeteilt werden. Ich beginne mit einem Hauptstück der Erzählung: den Geschichten aus dem Leben des größten unter den Jüngern des Baalschem, des „großen Maggids“ (d. i. Predigers), Rabbi Dow Bär von Mesritsch, und dem Leben seiner Schüler und Schülersschüler.

*

Diese Geschichten entstammen der chassidischen Legende.

Legende bildet mit Mythus und Sage die Dreiheit der Gestalten, in denen der Mensch, der Mensch schlechthin, nicht Person, nicht dichterisches Subjekt, von der Berührung des Göttlichen zu erzählen weiß.



Mythus ist der Ausdruck einer Welt, in der das Göttliche und das Menschliche beisammen und ineinander wohnen, Sage der Ausdruck einer Welt, in der sie auseinander geraten und das Menschliche sein Gegenüber schon in einem Schauder verspürt; in der Legende äußert sich die Welt, in der die Scheidung vollzogen ist, nun aber von Sphäre zu Sphäre ein Verkehr, eine Zwiesprache, eine Wechselwirkung geschieht — von diesen erzählt sie.

*

Ursprüngliche Bildsamkeit des Stamms wie der Mythus, gewachsene Rede des Volks wie die Sage kann die Legende nicht mehr sein, ihre Welt ist zu spät. Sie steht zwischen Dichtung der Gemeinschaft und Dichtung der eigenbewußten Person in der Mitte.

*

Zumeist entsteht die Legende in einem Zeitalter, in dem die Ausbildung der literarischen Erzählungsform sich neben ihr vollzieht oder gar sich entscheidend bereits vollzogen hat. Im ersten Fall wird sie von jener gestreift, im zweiten ergriffen. Die buddhistische Legende und das indische Kunstmärchen, die franziskanische Legende und die frühitalienische Novelle gehören zusammen.

Mit der chassidischen Legende verhält es sich ganz anders. Eine literarische Erzählungsform hat sich im Judentum der Diaspora, das in der volkstümlichen verharrte, erst in unserem Zeitalter auszubilden begonnen. Was sich die Chassidim zum Preis ihrer

Meister, der Zaddikim, erzählten, konnte sich an keine Form schließen; als Legende konnte es sich auch nicht aus sich selbst — wie die Volksdichtung tut — formen. Es ist rohes Erz geblieben: Edelerz.

So ist es — in ein paar hundert Volksbüchern, in persönlichen Mitteilungen — in meine Hand gekommen.

*

Die Verfasser der Volksbücher wurden nicht höher geschätzt als etwa Bänkelsänger. Sie zogen zumeist von Städtchen zu Städtchen und boten ihre Bücher aus, die das Volk, im Gegensatz zu den heiliggehaltenen Schriften der chassidischen Lehre, als leichte Ware behandelte. (Die chassidischen Legendenbücher sind aber ebenfalls fast alle in hebräischer Sprache verfaßt; die jiddischen Drucke sind zumeist stark gekürzte und verwässerte Übersetzungen.) Nur einzelne der ältesten Sammlungen sind mit Ehrfurcht behandelt worden. Den ältesten wird eben am meisten „geglaubt". Die späteren suchen sich durch die Anführung der ursprünglichen Erzähler, womöglich der Augenzeugen der Begebenheit, gegen das Mißtrauen zu schützen. (Eine Gruppe für sich bilden einige moderne Sammelwerke, deren systematische Anlage zuweilen nahezu wissenschaftlich anmutet.)

Anders die mündliche Überlieferung. Hier ist die Zuverlässigkeit personhafter verbürgt, jeder erzählt von „seinem" Rabbi oder dessen Vater oder Lehrer, und das Erzählen hat die Weihe einer heiligen

Handlung. Der „Seher" von Lublin soll einmal aus einer „Klaus" einen Lichtglanz haben aufsteigen sehen; als er eintrat, saßen Chassidim drin und erzählten sich von ihren Zaddikim.

*

Ich habe meine Aufgabe dahin betrachten gelernt, daß mir obliege, den Geschichten, die ich aus der kaum übersehbaren Fülle des Materials auslese, die ihnen zukommende Form zu geben, nicht mehr und nicht weniger. Ich „dichte" nicht „weiter", ich füge den vorgefundenen Motiven kein neues hinzu, ich schmelze sie nur in die reine Gestalt der Erzählung ein.

Diese reine Gestalt ist mir spät aufgegangen, aber in einer endgültigen Klarheit.

*

Es gibt zwei künstlerische Gattungen der Legende, die man (dem Übergangswesen der Legende gemäß) nach zwei Gattungen der erzählenden Literatur bezeichnen kann, an die sie sich lehnen: die legendäre Novelle und die legendäre Anekdote. Man vergleiche etwa die Legenda aurea mit den Fioretti, oder die Heiligengeschichten der Buddhisten mit denen der Sufis. Auch das formlose chassidische Material tendiert zu diesen Formen. Es besteht zum größten Teil aus — angelegten — legendären Anekdoten. Novellen sind selten, es gibt auch eine trübe Zwischengattung. In dieses Buch habe ich nur Geschichten aufgenommen, denen unverkennbar die Form der legendären Anekdote zukommt. — Ich führe die Häufigkeit

anekdotischen Materials unter anderm auf den Einfluß des ungemein vitalen jüdischen Witzes zurück.

Novelle nenne ich die Erzählung eines Schicksals, das als eine einzige Begebenheit erscheint, Anekdote die Erzählung eines einzelnen Vorgangs, der ein ganzes Schicksal erleuchtet. Beide sind Gattungen der „verdichteten", d. h. leibhaft umrissenen Erzählung. Nicht bloß von allem Psychologischen wird diese Form zerstört, sondern auch von allem Zierhaften.

Was die legendäre Anekdote bedeutet, ergibt sich aus den Begriffen, aus denen dieser zusammengesetzt ist.

*

Es kam mir aber nicht darauf an, von einigen Zaddikim je einige Anekdoten zusammenzustellen. Vielmehr zunächst: aus den Hunderten von Legenden, die fast von jedem überliefert sind, diejenigen zur Erzählung auszuwählen, in denen sich die Art und der Weg dieses Zaddiks wesentlich aussprechen; und sodann: die erzählten je zum Bildnis eines Lebens zusammenzufügen. Manchmal hat sich mir das Material so geboten, daß sich der Aufbau dieses Lebens in den ausgewählten Geschichten fast restlos darstellen konnte, als reine Entfaltung einer Seele (wie bei Rabbi Sußja) oder auch als Aufgabe und Vollzug (wie beim Apter Rabbi); andere Male sind Lücken geblieben, zu deren Ausfüllung ich durch das, was ich im Geleitwort von diesen Zaddikim berichte, beizutragen versucht habe; nur in einem Fall (bei

Wolf von Zbaraž) mußte ich mich, von dem kargen Stoff genötigt, statt des „dynamischen“ Bilds eines Menschenlebens mit dem „statischen“ Bild eines Menschen begnügen.

*

In diesem Buch sind siebzehn Bildnisse dieser Art vereinigt, die schicksalhaft und sinnhaft zusammengehören. Sie sollen zusammen das überpersönliche Bild einer großen Sache und ihres Ganges ergeben.

Das erste der Bildnisse ist das des Maggids Dow Bär. Aber da die Sache, deren Bild ich meine, eine Sache der Lehre ist, da ihr Sinn und ihr Schicksal von dem Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler aus allein zentral zu verstehen sind: von der Gewalt, der Fruchtbarkeit und der Tragik dieses Verhältnisses aus, habe ich dem ersten Bildnis drei Geschichten vorangestellt, die vom Baalschem, dem größern Lehrer des großen Maggids, in seinen Beziehungen zu seinen Schülern handeln.

Mir sind die drei Geschichten zugleich die Brücke zwischen der Welt meines Baalschem-Buchs und der Welt dieses Buchs.

*

Den Geschichten geht ein Geleitwort voraus, in dem ich zusammengefaßt habe, was mir das rechte Verständnis ihrer Eigentümlichkeit und ihres Zusammenhangs zu fördern geeignet schien; es soll meine früheren Hinweise auf die chassidische Lehre und ihre Entwicklung ergänzen. Der erste Abschnitt spricht

von der chassidischen Lehre, insofern das Wesen und die Berufung des Zaddiks aus ihr hervorgehen, der zweite von dem Wesen und der Berufung des Zaddiks, der dritte von den Zaddikim dieses Buchs, insofern sich in ihnen der Sinn der Lehre, aber auch deren Gang und deren Schicksal verkörpert haben.

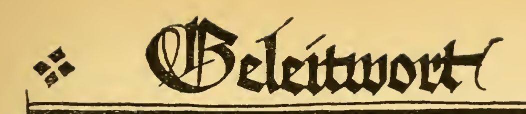
*

Ich danke allen, die mir die Zusammentragung des Materials erleichtert haben, besonders aber meinem Freund S. J. Agnon für die kostbaren Mitteilungen aus der mündlichen Überlieferung, von denen ich in diesem Band nur erst einen Teil verwerten konnte.

Heppenheim an der Bergstraße,
im Frühsommer 1921 Martin Buber

Die Personennamen sind im allgemeinen nach dem Hebräischen (sefardische Aussprache) wiedergegeben, die polnischen Ortsnamen so, wie sie der jüdische Volksmund umgeprägt hat; es sind: Mežbiž = Miedzyborz, Mesritsch = Miedzvrzecze, Polnoj = Polennoje, Hanipol = Annopol, Lisensk = Lezajk, Rosnitz = Roziniec, Apt = Opatów, Pžysha = Przysucha, Rižin = Ruzyn. Der Buchstabe ž ist wie das französische j zu lesen.

Die in den Geschichten vorkommenden hebräischen Bezeichnungen sind am Schluß des Buchs erklärt.



Geleitwort

Geist

Bewegungen, die eine Erneuerung der Gesellschaft anstreben, meinen damit zumeist, daß der vorgefundenen Ordnung die Axt an die Wurzel zu legen sei; sie setzen dem Gewordenen, das sie verwerfen, ein von Grund aus andersartiges Erzeugnis des wollenden Gedankens gegenüber. Nicht so die religiösen Bewegungen, die auf eine Erneuerung der Seele ausgehn. Mag das Prinzip, das von einer echten religiösen Bewegung vertreten wird, dem herrschenden religiösen Status der Umwelt noch so entgegengesetzt sein: die Bewegung empfindet und äußert diesen Gegensatz nicht als einen Gegensatz zum wesenhaften Urbestand der Überlieferung, sie fühlt und erklärt sich vielmehr berufen, diesen Urbestand von seiner gegenwärtigen Trübung zu reinigen, ihn wiederherzustellen, „wiederzubringen". Von diesem gleichen Ausgang aber können die religiösen Bewegungen in ihrem Verhältnis zum geltenden Glauben sehr verschieden fortschreiten. Entweder das altneue Prinzip setzt seine eigene Botschaft als die verdunkelte und nun als Licht gerettete Urwahrheit, in dem zur Wiederbringung „gekommenen" zentralen Menschen dargestellt, ja geradezu mit ihm identisch, dem Spätstand der Überlieferung leibhaft entgegen und für ihren Urstand ein; dann vollzieht sich bald die völlige

Wandlung und Scheidung; solche Bewegungen dürfen als die stifterischen bezeichnet werden. Oder das Prinzip geht lediglich auf einen älteren Stand der Überlieferung, auf das „reine Wort" zurück, das es zu befreien hat und dessen Entstellung es bekämpft; dann vollzieht sich eine Teilscheidung, so daß die mythisch-dogmatischen und magisch-kultischen Fundamente zumeist unberührt bleiben und ungeachtet der organisatorischen Trennung die geistige Einheit im wesentlichen fortdauert; diese Bewegungen heißen die reformatorischen. Oder auch das Prinzip nimmt die Überlieferung ihrem gegenwärtigen Stande nach in ungeschmälerter Geltung hin; deren Lehren und Satzungen werden in ihrem vollen gegenwärtigen Ausmaß ohne Prüfung ihrer geschichtlichen Beglaubigung und ohne Vergleich mit einer ursprünglicheren Gestalt anerkannt; aber das Prinzip schafft eine neue Beleuchtung der Lehren und Satzungen, es läßt sie in seinem Licht eine neue Beseeltheit, einen neuen Sinn gewinnen, es erneuert sie in ihrer Vitalität, ohne sie in ihrer Materie zu verändern. Hier vollzieht sich keine Scheidung, obgleich auch hier der Kampf zwischen dem Alten und dem Jungen entbrennen muß und die heftigsten Formen annehmen kann: die neue Gemeinschaft bleibt innerhalb der angestammten und versucht sie von innen zu durchdringen — ein Messen zweier Kräfte, der bewegenden und der beharrenden, das sich bald auf den Boden der neuen Gemeinschaft selbst überträgt und

zwischen deren Mitgliedern, ja im Herzen jedes einzelnen sich fortsetzt; naturgemäß werden die Kampfbedingungen immer günstiger für die Kraft der Trägheit. Zu den Bewegungen solcher Art gehört die chassidische, die, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von Podolien und Wolhynien ausgehend, um die Jahrhundertwende die Judenheit des ganzen polnischen Reichs sowie Nordostungarns und der Moldau in wesentlichen Teilen ergriffen hatte und um die Mitte des neunzehnten zu einem im Geist erstarrten, aber zahlenmäßig mächtigen Gebilde geworden war, das auch heute noch fortbesteht.

Alle echten religiösen Bewegungen wollen nicht etwa dem Menschen die Lösung des Weltgeheimnisses darbieten, sondern ihn ausrüsten, aus der Kraft des Geheimnisses zu leben; sie wollen ihn nicht über Gottes Wesen belehren, sondern ihm den Weg weisen, auf dem ihm Gott begegnen kann. Aber unter ihnen ist es jener dritten Art, von der ich sprach, ganz besonders nicht um ein allgültiges Wissen des Seins und Sollens, nur um das Jetzt und Hier der menschlichen Person, den ewigneuen Schoß der ewigen Wahrheit, zu tun. Darum eben können diese Bewegungen einen Zusammenhang allgemeiner Glaubenssätze und Vorschriften von dem gleichzeitigen Stand der Tradition unverändert übernehmen; ihr eigener Beitrag kann nicht kodifiziert werden, er ist nicht Materie einer dauernden Erkenntnis oder Verpflichtung, nur Licht für das schauende Auge, Kraft für die wirkende Hand, immer neu erscheinend.

Besonders deutlich gibt sich dies am Chassidismus kund. Von oberstem Belang ist ihm nicht, was von je war, sondern was je und je geschieht; und hinwieder nicht, was dem Menschen widerfährt, sondern was er tut; und nicht das Außerordentliche, das er tut, sondern das Gewöhnliche; und mehr noch als was er tut, wie er es tut. Unter allen Bewegungen seiner Art hat wohl keine so wie der Chassidismus das unendliche Ethos des Augenblicks verkündet.

Zwei Überlieferungen vereinigt hat der Chassidismus übernommen, ohne ihnen wesentlich anderes hinzuzufügen als ein neues Licht und eine neue Kraft: eine Überlieferung religiösen Gesetzes — nach der vedischen Opferlehre der riesenhafteste Aufbau geistlichen Sollens —: die rituale Formung des Judentums; und eine Überlieferung religiöser Wissenschaft, der Gnosis an Bildgewalt nachstehend, an Systematik überlegen: die Kabbala.

Individual verbunden waren diese zwei Überlieferungsreihen naturgemäß in jedem Kabbalisten, aber die eigentliche Verschmelzung zu einer Realität des Lebens und der Gemeinschaft haben sie erst im Chassidismus erfahren.

Die Verschmelzung geschah durch das altneue Prinzip, das er vertrat: das Prinzip der Verantwortung des Menschen für das Schicksal Gottes in der Welt.

Verantwortung, nicht in einem bedingten, mora-

lischen, sondern in einem unbedingten, metaphysischen Sinn, heimlicher, unerforschlicher Wert der menschlichen Handlung, Einfluß des handelnden Menschen auf die Geschicke des Alls, ja auf dessen lenkende Kräfte — das ist eine uralte Idee im Judentum. „Die Gerechten mehren die Macht der oberen Herrschaft.“ Es gibt eine unserer Erfahrung entrückte, nur unserer Ahnung zugängliche Kausalität der Tat.

Diese Idee gestaltet sich in der Entwicklung der Kabbala zu der zentralen und tragenden aus, als die sie im Chassidismus hervortritt: durch die kabbalistische Anschauung von Gottes Schicksal in der Welt.

Mythisch lebendig schon in iranischer Religiosität — uns überliefert in deren mandäischer und manichäischer Umbildung[1] —, dann begrifflicher umrissen in mannigfacher Gnosis erscheint uns die Konzeption der in der Stoffwelt gefangenen Gottseele, die erlöst werden soll. Der gottentstrahlte Lichtglanz, der in die Finsternis gesunken ist, die Sophia, die in die Gewalt der niederen weltbeherrschenden Mächte geriet, die „Mutter“, die durch alle Leiden der Dinglichkeit schreiten muß —, immer ist es ein zwischen dem Urguten und dem Urbösen mittelndes Wesen, dessen Schicksal erzählt wird: ein preisgegebenes Wesen und doch ein Gottwesen, von seinem Ursprung

[1]) Vgl. Reitzenstein, Das iranische Erlösungsmysterium, Bonn 1921.

abgetrennt und doch nicht abgetrennt; denn die Scheidung heißt Zeit und die Vereinigung Ewigkeit. Die Kabbala hat die Konzeption der eingebannten Gottseele aufgenommen, aber sie im Feuer der jüdischen Einheitsidee, die eine Urzweiheit ausschließt, umgeprägt. Das Schicksal der Herrlichkeit Gottes, der „Einwohnung" (Schechina), widerfährt ihr nun nicht mehr von ihrem Gegensatz, nicht von den Mächten der gottfremden oder gottfeindlichen Materie, sondern von der Notwendigkeit des Urwillens selber; es gehört in den Sinn der Weltschöpfung.

Wie ist Welt möglich? Das ist die Grundfrage der Kabbala, wie es die Grundfrage aller Gnosis war. Wie kann die Welt sein, da doch Gott ist? Da Gott unendlich ist, wie kann es etwas außer ihm geben? Da er ewig ist, wie kann Zeit bestehen? Da er vollkommen ist, wie konnte das Mangelhafte werden? Da er unbedingt ist, was soll das Bedingte?

Die Kabbala[1]) antwortet: Gott schränkte sich zur Welt ein, weil er, zweiheits- und beziehungslose Einheit, die Beziehung hervortreten lassen wollte: weil er erkannt, geliebt, gewollt werden wollte, weil er seinem ureinen Sein, in dem das Denken und das Gedachte eins sind, die Anderheit entsteigen lassen wollte, die zur Einheit strebt. So entstrahlten ihm

[1]) Ich berücksichtige hier Entwicklung und Abwandlungen der kabbalistischen Anschauung nicht, sondern nur ihren Grundgehalt, der für den Chassidismus bestimmend wurde.

die Sphären: Sonderung, Schöpfung, Gestaltung, Fertigung, die Welten der Ideen, der Kräfte, der Formen, der Stoffe, die Reiche des Genius, des Geistes, der Seele, des Lebens, so ward, in ihnen aufgebaut, das All, dessen „Ort“ Gott ist und dessen Kern er ist. Der Sinn der Emanation ist nach einem chassidischen Wort „nicht, wie die Kreaturen vermeinen, daß die oberen Welten über den unteren wären, sondern die Welt der Fertigung ist dies, was unserm stofflichen Auge erscheint; aber ergründest du es tiefer und enthüllst du es der Stofflichkeit, so ist eben dies die Welt der Gestaltung, und enthüllst du es weiter, so ist es die Welt der Schöpfung, und ergründest du sein Wesen noch tiefer, so ist es die Welt der Sonderung, bis zum Unbegrenzten, gesegnet sei Er“. Die raumzeitliche Sinnenwelt ist nur die äußerste Hülle Gottes, die äußerste und dichteste „Schale“, daher auch vor allen die „Welt der Schalen“ genannt. Es gibt kein Böses an sich; das Mangelhafte ist nur Hülle und Haft eines Vollkommneren.

Alles Weltsein ist somit zwar nicht bloßer Schein, wohl aber ein System immer dichterer Verhüllungen. Und doch ist es eben dieses System, worin sich Gottes Schicksal vollzieht. Gott hat nicht, schicksallos, eine schicksalerfahrende Welt gemacht: er selber, insofern er sie aus sich entsandt, sich in sie gehüllt hat, ihr einwohnt, er selber in seiner Schechina hat sein Schicksal an der Welt.

Warum aber war dem Urwillen nicht durch die

reine Sphäre der Sonderung, die Welt der Ideen, genug getan, wo er, der erkannt werden wollte, von Angesicht zu Angesicht erkannt werden konnte? Warum mußte der Akt über sie hinaus immer „niedrere", fernere, äußerlichere, schalenhaftere Bereiche hervorbringen, bis zu dieser unüberbietbar schalenhaften, dieser zähen, trüben, beladenen Welt, in der wir Kreaturen, wir Dinge hausen? Warum durften wir nicht lichtätherhafter Genius bleiben, mußten hintereinander mit feuerhaftem Geist, wasserhafter Seele, erdhaftem Körperleben bemakelt und durchsetzt werden?

Auf alle solche Fragen antwortet die Kabbala nur: Gott schränkte sich zur Welt ein. Und es ist geantwortet. Gott wollte erkannt, geliebt, gewollt werden, das heißt: Gott wollte eine frei bestehende, in Freiheit erkennende, in Freiheit liebende, in Freiheit wollende Anderheit; er gab sie frei. Dies bedeutet der Begriff Zimzum, Einschränkung. Aber indem eine dem ewigen Sein enthobene Macht ihrer Freiheit überlassen wurde, war ihr die Grenze durch nichts mehr als durch die eigene Auswirkung gesetzt; sie flutete über ihre gottnahe Reinheit hinaus, Werden brach aus dem Sein, es geschah, was die Kabbala „das Mysterium des Zerbrechens der Gefäße" nennt. Sphäre reckte sich aus Sphäre, Welt klomm über Welt hinweg, Schale schoß an Schale, bis an die Grenze der Wandlungen; hier, im Reich der im Raum gedehnten, in der Zeit verharrenden Materie,

am Rand des Gewordenseins, in der Letztheit der Sinnendinge bricht sich die Gotteswelle. Gottes ist die Welle, die sich hier bricht. Lichtfunken des gott-unmittelbaren Urwesens, des geninshaften Adam Kadmon, sind, als das Licht aus der obersten in die unteren Sphären stürzte und sie sprengte, in die Kerkerhaft der Dinge gefallen. Gottes Schechina stieg von Sphäre zu Sphäre nieder, wanderte von Welt zu Welt, bannte sich in Schale um Schale ein, bis in ihr äußerstes Exil: uns. In unserer Welt erfüllt sich das Schicksal Gottes.

Unsere Welt aber ist in Wahrheit die Welt des Menschen.

In altindischer Religion begegnet uns der Mythus vom „Allopfer", der Opferung des Urmenschen, aus dessen Teilen die Welten erschaffen werden. Die Vorstellung des menschhaften Urwesens, das vergehen oder sich erniedern muß, damit die Weltenscheidung geschehe, kehrt in vorderasiatischen Mysterienriten und Kultliedern, Kosmogonien und Apokalypsen wieder. Der Kabbala steht im Anfang des Weltwerdens der Adam Kadmon als Gestalt Gottes und Urbild des Alls, Gotteslicht seine Substanz, Gottesname sein Leben, die noch ruhenden Sphärenelemente seine Glieder, alle Gegensätze in ihm wie Rechts und Links verbunden. Das Auseinandertreten seiner Teile ist das Werden der Welt, auch es eine Opferung. Aber an deren Ende, am Rand des Gewordenseins,

Ergebnis aller Brechungen und Trübungen des Urlichts, aus dem Wuchern aller Sphären gewachsen, alle Gegensätze in ihm wie Mann und Weib zerfallen, steht wieder der Mensch, das Mischwerk der Elemente, dieser irdische, geeinzelte, benannte, stoffwechselnde, unzählbar geborene und gestorbene Mensch. In ihm hat sich die ihrer Freiheit überlassene Anderheit zum Letzten ausgewirkt, in ihm sich versammelt, und er, das späteste, beladenste der Geschöpfe, hat unter allen das volle Erbe der Freiheit empfangen. Hier erst, in diesem Kind der Fäulnis und des Lichts, ist das rechtmäßige Subjekt des Aktes erstanden, in dem Gott erkannt, geliebt, gewollt werden will. Hier ist die Bewegung zu Ende, von hier aus erst kann „der Jordan aufwärts fließen". Hier geschieht die Entscheidung.

In anderen Lehren konnte die Gottseele, vom Himmel zur Erde gesandt oder zur Erde entlassen, vom Himmel wieder heimgerufen oder heimbefreit werden, Schöpfung und Erlösung in gleicher Richtung, von „oben" nach „unten" geschehen; nicht in einer Lehre, die, wie die jüdische, so ganz auf die doppelgerichtete Beziehung von Menschen-Ich und Gott-Du, auf die Realität der Gegenseitigkeit, auf die Begegnung gestellt war. Hier ist der Mensch, dieser elende Mensch, seinem Ursinn nach der Helfer Gottes. Um seines, des „Wählenden", des Gottwählenkönnenden willen ist die Welt erschaffen worden. Ihre Schalen sind dazu da, daß er durch sie

in den Kern dringe. Die Sphären sind auseinandergewichen, daß er sie einander nähere. Seiner harrt die Kreatur. Gott harrt seiner. Von ihm, von „unten“ muß der Antrieb zur Erlösung ausgehen. Die Gnade ist Gottes Antwort.

Keine der oberen, innerlicheren Welten, erst diese niederste und äußerste ist befähigt, den Anstoß zur Verwandlung in den Olam ha-Tikun, die Welt der Vollendung, in der „die Gestalt der Schechina aus der Verborgenheit tritt“, zu geben. Denn Gott hat sich zur Welt beschränkt, er hat sie freigegeben; nun steht das Schicksal auf ihrer Freiheit. Das ist das Mysterium des Menschen.

In der Geschichte des Menschen wiederholt sich die Geschichte der Welt. Das Freigewordene übergreift sich. Dem „Zerbrechen der Gefäße“ entspricht der Sündenfall. Beide sind Zeichen des notwendigen Wegs. Innerhalb des kosmischen Exils der Schechina steht das irdische, in das sie durch das Versagen des Menschen getrieben wurde, mit ihm aus dem Paradies ins Irrsal gehend. Und noch einmal wiederholt sich die Geschichte der Welt in der Israels: seinem Abfall folgt Mal um Mal — nicht als Strafe, sondern als Wirkung — die Verbannung, in die die Schechina mit ihm geht, bis zur letzten, wo nunmehr, in der tiefsten Erniedrigung, „alles an der Umkehr hangt“.

Diese Verknüpfung einer kosmischen Konzeption

mit einer geschichtlichen, von der Kabbala nach altjüdischen Überlieferungen vollzogen, trug sicherlich dazu bei, die Anschauung des Emanationssystems unmittelbarer und gefühlhafter zu machen; zugleich aber wurden Sinn und Aufgabe des Menschen eingeengt. Alle Eschatologie ist ja stets in Gefahr, durch Vermengung absoluter mit historischen Kategorien das Überzeitliche ans Zeitliche hinzugeben, zumal in einer Epoche, wo die eschatologische Schau durch Konstruktion ersetzt wird. Die Verendlichung des Ziels verendlicht das Mittel: wird die Innerlichkeit des Messianismus, Weltumkehr und Weltverwandlung, vergessen, so entsteht leicht eine theurgische Praxis, die die Erlösung durch formelhafte Prozeduren herbeiführen will. Diese Praxis erhebt sich über sich hinaus in jenen gewaltigen und ins Leere wuchtenden Überspannungen der Askese, die die letzte, vorchassidische Phase der Kabbala kennzeichnen und deren Nachwirkungen in den Chassidismus hineinreichen, aber von seiner antiasketischen Tendenz überwunden werden. Zumeist jedoch steht der großen kosmogonischen Vision des sphärenumfassenden Urmenschen ein kleines Erlösungsschema gegenüber.

Was der Chassidismus im Verhältnis zur Kabbala anstrebt, ist die Entschematisierung des Mysteriums. Das altneue Prinzip, das er vertritt, ist, geläutert wiederhergestellt, das der kosmisch-metakosmischen Macht und Verantwortung des Menschen. „Alle Welten hangen an seinen Werken, alle schauen

aus und bangen nach der Lehre und der Guttat des Menschen.“ Dieses Prinzip, kraft dessen reiner Intensität der Chassidismus zur religiösen Bewegung wird, ist kein neues Lehrelement, wie er überhaupt keine neuen Lehrelemente enthält; es ist nur hier, unter Zurückdrängung (nicht Vertilgung) der ihm vielfältig anhaftenden Gewaltsamkeiten, Formelgläubigkeiten und Mystosophien, zur Mitte einer Lebensform und einer Gemeinschaft geworden. Der eschatologische Antrieb erstirbt nicht, das Verlangen nach der messianischen Erlösung findet zuweilen einen noch persönlicheren Ausdruck in beschwörendem Wort und stürmendem Unterfangen; aber die Arbeit um des Endes willen — das „nicht zu bedrängen“ ein alter Spruch gebietet — ordnet sich der steten Wirkung auf die inneren Welten durch die Heiligung alles Tuns unter; in der Stille reifen Ahnungen eines zeitlosen Heils, das der Augenblick erschließt; nicht mehr eine angesetzte Handlung, sondern die Weihung alles Handelns wird entscheidend; und wie das Geheimnis gegenwärtiger Erfüllung sich stärkend und erhellend der Bereitung der kommenden Dinge gesellt, erhebt sich über der Asketik, wie über einer abgestreiften Verpuppung, die beflügelte Freude.

Der Chassidismus will „den Gott in dieser niedern, untersten Welt offenbaren, in allen Dingen und zumal in dem Menschen, daß an ihm kein Glied und keine Bewegung ist, in der nicht Gottes Kraft verborgen wäre, und keine, mit der er nicht Einungen

vollbringen könnte.“ Auf die Frage, was das erste im Dienst sei, antwortete der Baalschem: „Für den geistigen Menschen ist das erste: Liebe ohne Kasteiung; für die andern ist das erste: sehen lernen, daß in aller Leiblichkeit ein heiliges Leben ist und daß man alle zu dieser ihrer Wurzel zurückführen und heiligen kann.“

Man braucht nicht zu fasten, da doch, wer in der Weihe ißt, die gefallenen Funken erlöst, die in die Speise gebannt sind und ihr Duft und Geschmack verleihen; selbst Haman wurde, als er bei Esther zu Gast war, von der Heiligkeit des Mahles berührt, und von Abraham heißt es, er habe „über“ den von ihm bewirteten Engeln gestanden: weil er die ihnen fremde Weihe des Essens kannte. Man braucht nicht der ehelichen Liebe zu entbehren, da doch — wie schon der Talmud lehrt — wo ein Mann und ein Weib in heiliger Einheit beisammen sind, die Schechina über ihnen ruht; nach dem Tode seiner Frau wollte der Baalschem sich nicht trösten lassen und sprach: „Ich hatte gehofft, im Wetter wie Elija gen Himmel zu fahren, nun aber ist es mir genommen, denn ich bin nur noch die Hälfte eines Leibs.“ Man soll sich nicht kasteien; „wer seinem Körper Schaden zufügt, fügt seiner Seele Schaden zu“, und die asketische Ekstase ist „von der anderen Seite“, nicht göttlicher, sondern dämonischer Art. Man soll den „bösen Trieb“, die Leidenschaft in sich nicht ertöten, sondern mit ihr Gott dienen; sie ist die Kraft, die vom

Menschen die Richtung empfangen soll („Du hast den Trieb böse gemacht“, sagt Gott schon im Midrasch zum Menschen); die „fremden Gedanken“, die Gelüste, die zum Menschen kommen, sind reine Ideen, die im „Zerbrechen der Gefäße“ verdarben und nun durch den Menschen wieder erhoben zu werden begehren. „Die edelste Bitternis rührt an die Schwermut, und die gemeinste Freude wächst aus der Heiligkeit.“ Man kann zum Kern der Frucht nicht anders als durch die Schale kommen. Ein Zaddik führte das Wort eines talmudischen Weisen an: „Die Wege am Firmament sind mir erhellt wie die Wege der Stadt Nehardea“ und kehrte es um: Die Straßen der Erde sollen einem leuchten wie die Bahnen des Himmels; denn „man kann zu Gott nicht anders kommen als durch die Natur“.

„Henoch war ein Schuhflicker. Mit jedem Stich seiner Ahle, der Oberleder und Sohle zusammennähte, verband er Gott und seine Schechina.“

Dieser wunderliche Beitrag zur Legende des Urvaters, der göttlicher Gemeinschaft genoß, von der Erde hinweggenommen wurde und die Verwandlung in den demiurgisch gewaltigen Metatron, den feuerleibigen „Fürsten des Angesichts“ erfuhr, wird in der chassidischen Lehre gern variiert. Denn in seinem erdnahen Bilde spricht er das ihr Wesentliche aus: daß der Mensch auf das Ewige einwirkt, und dies nicht durch besondere Werke, sondern durch die In-

tention all seines Werks. Es ist die Lehre von der Heiligung des Alltags. Es gilt nicht, ein neues, seiner Materie nach sakrales oder mystisches Tun zu gewinnen; es gilt, das einem Zugewiesene, das Gewohnte und Selbstverständliche in seiner Wahrheit und in seinem Sinn, und das heißt in der Wahrheit und dem Sinn aller Tat, zu tun. Auch die Werke sind Schalen; wer sie mit der rechten Weihe vollbringt, umfängt im Kern das Schrankenlose.

Von hier aus wird verständlich, daß der Chassidismus keinen Anreiz hatte, irgendein Stück aus der Fügung des überlieferten Gesetzes zu brechen, da es der chassidischen Lehre nach keins geben konnte, das nicht mit Intention zu erfüllen oder in seiner Intention zu entdecken war. Aber es wird auch verständlich, wie eben hierdurch die beharrende Kraft der bewegenden und erneuernden insgeheim überlegen blieb und schließlich innerhalb des Chassidismus selbst ihr obsiegen mußte; doch siegt ja immer wieder in der Menschenwelt die Schale dem Kern ob.

Ohnehin hat es keine Lehre so schwer, ihre reine Kraft zu bewahren, wie eine, die den Sinn des Lebens auf die wirkende Wirklichkeit des Jetzt und Hier stellt und nicht duldet, daß der Mensch vor der anstrengenden Unendlichkeit des Augenblicks in ein gleichmäßig geltendes System des Seins und Sollens flüchte; die Trägheit erweist sich bald stärker und zwingt die Lehre um. Aber in der kurzen Zeit ihrer

Reinheit hat diese eine unsterbliche Fülle des echten und rückhaltlosen Lebens erzeugt.

Leib

Eine Lehre, die hoch über das kodifizierbare Was des Tuns das nicht festzulegende Wie stellt, wird ihr Eigentliches nicht durch die Schrift übergeben können; immer wieder wird es sich durch das Leben, von Führer zu Gemeinde, vornehmlich aber von Lehrer zu Schüler mitteilen. Nicht als ob die Lehre in ein allen zugängliches und ein esoterisches Bereich getrennt wäre; es widerspräche ihrem Sinn, dem Werk am Menschen, wenn sie ein Geheimfach mit hieratischer Inschrift bärge. Vielmehr ist das Geheimnis, das übergeben wird, eben das, was auch das dauernde Wort verkündet, nur daß es seiner Natur nach, als ein Wie, durch das Wort nur angedeutet, in seiner substantiellen Wahrheit aber nur durch die Bewährung dargelegt werden kann. „Was ist das“, sagt daher ein „verborgener Zaddik“ von den Rabbinen, die „Thora sagen“ d. i. Worte der heiligen Schrift auslegen, „daß sie Thora sagen? Der Mensch soll achten, daß all seine Führung eine Thora sei und er selbst eine Thora“. Und ein andermal heißt es: „Der Weise sinne darauf, daß er selbst eine vollkommene Lehre sei und alle seine Taten Körper der Unterweisung; oder, wo ihm dies nicht gewährt ist, daß er eine Übertragung und Auslegung der Lehre sei und durch jede seiner Bewegungen

die Lehre sich ausbreite". Wie ein sakramentaler Ausdruck dieser Grundeinsicht erscheint es, wenn der Zaddik von Apt den zu Boden gefallenen Gürtel des siebzehnjährigen Rabbi Israel, des nachmaligen Riziners, aufhebt, ihn damit umgürtet und spricht, er vollziehe die heilige Handlung der Gelila: der Einfaltung der Thorarolle.

Die Menschen, in denen sich das Thora-Sein erfüllt, heißen Zaddikim, „die Gerechten", die Rechtmäßigen. Sie tragen die chassidische Lehre, nicht allein als deren Apostel, sondern als deren wirkende Wirklichkeit. Sie sind die Lehre.

Um die eigentümliche Bedeutung des Zaddiks im Unterschied etwa von dem russischen Staretz, wie ihn mit der verklärenden Treue des großen Dichters Dostojewski dargestellt hat, zu erfassen, vergegenwärtige man sich den fundamentalen Unterschied zwischen der Geschichtsauffassung des Judentums und der des Christentums (oder der einer anderen Erlöser-Religion, z. B. des Buddhismus). Nicht die Konzeption der Erlösung selbst ist das Scheidende: die lebte schon im prophetischen Messianismus und wurde vom nachexilischen Judentum zum Kern seiner Weltansicht ausgebildet. Aber den Erlöserreligionen ist die Erlösung ein — seinem Wesen nach der Geschichte transzendentes, dennoch in ihr lokalisiertes — Faktum, dem Judentum ist sie ein reiner Ausblick; für jene hat die Geschichtszeit („der gegenwärtige Äon") eine Zäsur, eine absolute Mitte, in der sie

gleichsam aufbricht, bis auf den Grund gespalten wird und eben dadurch den hinfort unerschütterlichen Halt gewinnt, für das Judentum muß sie ohne eine solche zentrale Verfestigung, ganz ihrer nirgends innehaltenden Strömung überlassen, auf das „Ende" hinstreben. So hat sich denn im Christentum (wie im Buddhismus) das Entscheidende ereignet und kann nunmehr nur noch „nachgeahmt", nur noch im Anschluß erneut, nur noch wiederholt werden; im Judentum ereignet sich das Entscheidende allezeit, das heißt: es ereignet sich jetzt und hier. Vor der blühenden Schicksalsfülle des Jetzt und Hier verblaßt sogar der Horizont der „letzten Dinge": zeitlich projiziert erscheint das Gottesreich am Gesichtskreis der absoluten Zukunft, wo Himmel und Erde sich berühren, zeitlos gegenwärtig offenbart es sich je und je im Augenblick, wo aus dem Wesensakt des wahrhaften Menschen die Einung Gottes und seiner Schechina geschieht. Wohl war es ein christlicher, abendländischer Seher, der seiner Kirche den Satz entgegenhob: „Der edle Mensch ist jener eingeborene Sohn Gottes, den der Vater ewiglich zeugte"[1]); aber in keiner der christlichen Ketzergemeinschaften, die damit Ernst machen wollten, konnte er zum eindeutigen Leben gedeihen. Im Chassidismus erstand — als schwache, von Anbeginn zur Entartung verurteilte,

[1]) Homo nobilis est ille unigenitus filius Dei, quem pater aeternaliter genuit. (Einer der vom Papst 1329 verdammten 28 Sätze Meister Eckharts.)

dennoch unvergängliche Wirklichkeit — der jüdische Bruderspruch, in dem an Stelle der „Zeugung“, der niederströmenden Gnade, die Begegnung des göttlichen Wirkens mit dem menschlichen steht, in dem aber das „ewiglich“ mit gleicher Kraft ertönt.

Der Zaddik ist nicht ein Priester oder Mönch, der ein einst vollzogenes Heilswerk in sich erneut oder seinem Geschlecht übermittelt, sondern der Mensch, der der allmenschlichen, allzeitlichen Heilsaufgabe gesammelter als die andern zugewandt ist, dessen Kräfte geläutert und geeinigt sich auf das eine Obliegende richten. Er ist seiner Idee nach der Mensch, in dem die metaphysische Verantwortung aus einem Bewußtseinsvorgang zur organischen Existenz wird. Er ist der zu seiner Wahrheit vollendete Mensch, das rechtmäßige Subjekt des Akts, in dem Gott erkannt, geliebt, gewollt werden will. In ihm verwirklicht der „untere“, irdische Mensch sein Urbild, den kosmischen Urmenschen, der die Sphären umfaßt. Er ist die Wende der großen Flut, in ihm kehrt die Welt zu ihrem Ursprung um. Er ist „kein Knecht der Zeit, sondern über ihr“. Er trägt den untern Segen empor und den obern herab; er zieht den heiligen Geist auf die Menschen nieder. Das Sein des Zaddiks wirkt in die obern Bereiche. Er muß mit seinem Feuer — so sagt einmal in einem derben und anschaulichen Scherzwort ein Zaddik vom andern — „die großen Töpfe kochen“. An ihm erneuert sich die Welt, deren „Grund“ er ist (so wird das Wort vom

„Gerechten“, Sprüche Salomos 10, 25, gedeutet). „Der Zaddik heißt Grund, weil er unablässig mit seinem Wirken den Erguß der Fülle über die Welt erweckt. Und vollendet sich aus ihm, daß all sein Tun nur darauf geht die Schechina mit Gott zu vereinen, dann kommt über seine Seele ein Gnadenstrom von der heiligen Fülle, der sich aus dem Licht der Gotteseinheit ergießt, und er wird wie eine neue Kreatur und wie ein Kindlein das eben geboren wurde. Das ist es, was geschrieben steht: ‚Und dem Sem wurde geboren auch er . . .‘[1]) Denn wessen alle Werke Gott allein gelten, der zeugt sich selber in der Erneuerung des Lichtes seiner Seele.“

Ein wahrhafter Mensch ist wichtiger als ein Engel, weil dieser ein „Stehender“, er aber ein „Wandelnder“ ist: er schreitet vor, dringt durch, steigt auf, — er vollzieht die entscheidende, erneuernde Bewegung der Welt. Die stete Erneuerung ist das eigentliche Lebensprinzip des Zaddiks. In ihm sammelt und hebt sich der Werdensvorgang der Schöpfung zu schöpferischem Sinn, dem echten, der ganz frei von Willkür und Eigensucht, der eben nichts anderes als die Umkehr der Schöpfung zum Schöpfer ist. Der Zaddik schaut unablässig die körperhafte Erneuerung im All unmittelbar und „wird in jedem Augenblick von der Erneuerung der Kreatur bewegt“; sein Wesen antwortet mit der des Geistes. Und wie die körperhafte Erneuerung in der Natur

[1]) Deutende Übertragung von 1. M. 10, 21.

stets mit einem Versinken, einer Auflösung, einem Schlaf der Elemente zusammenhängt, so gibt es kein wahres geistiges Werden ohne Entwerden. „Denn die Zaddikim", sagt Rabbi Sußja, „die in ihrem Dienst immer wieder von Heiligtum zu Heiligtum und von Welt zu Welt gehen, müssen zuvorderst ihr Leben von sich werfen, um einen neuen Geist zu empfangen, daß eine neue Erleuchtung sie immer wieder überschwebe; und dies ist das Mysterium des Schlafs." Der sinnbildliche Akt dieses Vorgangs der tiefen Innerlichkeit ist das Tauchbad. Urzeitliches Symbol der Wiedergeburt (die wahrhaft nur ist, wenn sie Tod und Auferstehung umschließt), aus alten Überlieferungen, insbesondere der Essäer und „Morgentäufer", in die kabbalistische Praxis aufgenommen, wird es von den Zaddikim mit einer hohen und freudigen Leidenschaft geübt, die nicht asketischer Art ist. Von manchen wird erzählt, wie sie im strengsten Winterfrost das Eis der Ströme zerschlugen, um ins fließende Wasser zu tauchen; und der Sinn dieser Inbrunst wird an dem Wort eines Chassids offenbart, man könne das Tauchbad durch einen geistigen Akt, den der „Abstreifung der Leiblichkeit", ersetzen. Was sich hier in der Handlung äußert, ist Bereitschaft und Bereitung, in die „Beschaffenheit des Nichts" einzukehren, aus der allein die göttliche Erneuerung sich auswirken kann.

In dieser immer neuen Übung der „empfangenden Macht" des Zaddiks vollzieht sich die immer neue

Weihung seiner tätigen Macht. Mit verjüngter Kraft gerüstet geht er immer wieder an sein Werk — an sein Tagewerk: an das tausendfältige Werk der „Einung“, des Jichud.

Jichud bedeutet ursprünglich das Bekenntnis der Einheit Gottes, das dem Juden die Zentralsonne nicht allein seines religiösen, sondern seines Lebenssystems überhaupt ist. Aber auch schon dieses Bekenntnis stellt nicht eine passive Anerkennung, sondern einen Akt dar. Es ist keineswegs die Äußerung eines Subjekts über ein Objekt; es ist gar kein „subjektiver“, sondern ein subjektiv-objektiver, ein Begegnungs-Vorgang; es ist die dynamische Gestalt der Gotteseinheit selber. Dieser aktive Charakter des Jichud wächst in der Kabbala, reift im Chassidismus. Der Mensch *wirkt* die Einheit Gottes, das heißt: durch ihn vollzieht sich die Einheit des Werdens, die Gotteseinheit der Schöpfung, — die freilich ihrem Wesen nach immer nur Vereinigung des Getrennten sein kann, welche die dauernde Geschiedenheit überwölbt und in der die Ureinheit des ungeschiedenen Seins ihr kosmisches Gegenbild findet: die Einheit ohne Vielheit in der Einung der Vielheit.

Es ist von grundlegender Wichtigkeit, den eigentümlichen Begriff des Jichud gegen den der *magischen* Handlung abzuheben. Der magische Akt bedeutet die Einwirkung eines Subjekts auf ein Objekt, des zauberkundigen Menschen auf eine — göttliche oder dämonische, persönliche oder unpersönliche,

in der Dingwelt erscheinende oder hinter ihr verborgene — „Macht“; also eine konstitutive Zweiheit von Elementen, von denen das eine, das menschliche seiner Grundbeschaffenheit nach das schwächere ist, aber kraft seines magischen Vermögens das stärkere, das zwingende wird; es zwingt das andere, das göttliche oder dämonische, in Menschendienst, in Menschenabsicht, in Menschenwerk; der Mensch, von dem der Akt ausgeht, ist auch dessen Ziel und Ende; der magische Akt ist ein in sich kehrender, ein isolierter, kreisartiger Kausalprozeß. Der Jichud bedeutet nicht die Einwirkung eines Subjekts auf ein Objekt, sondern die Auswirkung des Objektiven in einer Subjektivität und durch sie: des Seienden im Werdenden und durch es; freilich eine wahrhafte, strenge und vollkommene Auswirkung, so daß das Werdende nicht bewegtes Werkzeug sondern ein freigelassener, freier, aus Freiheit wirkender Beweger ist; die Weltgeschichte ist nicht Gottes Spiel sondern Gottes Schicksal. Der Jichud bedeutet die ewig neue Bindung der auseinanderstrebenden Sphären, die ewig neue Vermählung der „Majestät“ mit dem „Reich“ — durch den Menschen; das im Menschen lebende göttliche Element bewegt sich aus ihm zu Gottes Dienst, zu Gottes Absicht, zu Gottes Werk; Gott, in dessen Namen und Schöpfungsgebot der freie Jichud geschieht, ist sein Ziel und Ende, er selber nicht in sich sondern in Gott kehrend, nicht isoliert sondern mit dem Weltprozeß verschlungen,

kein Kreis sondern der Rückschwung der ausgesandten Gotteskraft.

Aus dieser Unterscheidung ergibt sich, warum Magie eine qualitativ besondere Handlung, die die besondere Wirkung hervorzubringen hat, einschließen muß: Gebärden und Reden einer eigenen, andern Menschen und andern Momenten fremden Art, Jichud dagegen keine besondere Formel oder Prozedur ist sondern gar nichts andres als das gewohnte Leben des Menschen, nur gesammelt und auf die Einung als Ziel gerichtet. Wohl ist manche kabbalistische Tradition der Buchstabengeheimnisse, der Wendungen und Fügungen der Gottesnamen vom Chassidismus in sein System der „Kawwanot", der Intentionen aufgenommen und geübt worden; aber dieser magische Bestandteil hat nie das Zentrum der chassidischen Lehre berührt. In diesem Zentrum steht nicht geheime Formelkunde sondern Allweihe: kein Tun ist seinem Wesen nach verurteilt „profan" zu bleiben, jedes wird Dienst und Wirken am Göttlichen, wenn es auf die Einung gerichtet, das heißt in seiner inneren Weihe offenbart wird. Von dieser alldurchdringenden Macht des Jichud ist das Leben des Zaddiks getragen.

Von dem Zaddik von Berditschew wird erzählt, wie er in seiner Jugend, bei seinem Freund, dem Nikolsburger Rabbi, zu Gast, allgemeines Ärgernis erregte, weil er, in den Gebetmantel gehüllt und doppelte Phylakterien auf der Stirn, in die Küche

ging und die Zubereitung der Speisen erfragte, und weil er sodann im Bethaus mit dem weltlichsten Mann sich in ein Gespräch über allerlei müßig scheinende Dinge einließ: Entweihung des heiligen Gewandes, Entweihung des heiligen Ortes und der heiligen Stunde wurde ihm zur Last gelegt; aber der Meister sprach: „Was ich nur drei Stunden im Tag vermag, vermag dieser da den ganzen Tag: seinen Geist gesammelt zu hegen, daß er auch mit der als eitel geltenden Rede erhabene Einungen stiftet." Heiligung des Weltlichen ist der zentrale Antrieb des Zaddiks. Sein Mahl ist ein Opfer, sein Tisch ein Altar. Alle seine Gänge führen zum Heil. Von einem wird erzählt, daß er in jungen Jahren Tag um Tag in die Dörfer ging und mit den Bauern Handel trieb; und je und je, wenn er heimgekommen war und das Nachmittagsgebet sprach, fühlte er alle seine Glieder von einem seligen Feuer durchzogen; er fragte seinen älteren Bruder, der auch sein Lehrer war, was dies sei, denn er fürchtete, es könnte ihm vom Bösen kommen und sein Dienst sei falsch; der Bruder antwortete: „Wenn du in heiligem Sinnen übers Feld gehst, heften sich alle Seelenfunken aus Stein, Gewächs und Tier dir ein und läutern sich in dir zu einem reinen Feuer."

Diese Weihe des Alltags ist über aller Magie. Als in den Tagen des Rabbi Pinchas von Korez das ganz auf Buchstaben-Kawwanot aufgebaute Gebetbuch Rabbi Jizchak Lurjas, des Meisters der the-

urgischen Kabbala, zur Veröffentlichung gelangte, erbaten sich die Schüler des Zaddiks von ihm die Erlaubnis, daraus zu beten; nach einiger Zeit aber kamen sie wieder zu ihm und klagten, sie hätten, seit sie aus dem Buch beteten, von der Empfindung kräftigen Lebens in ihrem Gebet viel eingebüßt; Rabbi Pinchas antwortete ihnen: „Ihr habt all eure Kraft und alle Zielstrebigkeit eures Gedankens in die Kawwanot der heiligen Namen und der Letternverschlingungen eingetan und seid von dem Wesen abgewichen: sein Herz ganz zu machen und es Gott zu einen, — darum habt ihr Leben und Gefühl der Heiligkeit verloren". Alle Formeln und Künste sind Stückwerk, die wahre Einung hebt sich über sie alle hinaus. „Wer in seinem Gebet", sagt der Baalschem, „alle Kawwanot anwendet, die er kennt, der wirkt eben nur, was er kennt. Wer aber das Wort in großer Verbundenheit spricht, dem geht in jedes Wort alle Kawwana von selber ein." Es kommt nicht auf das Erlernbare, es kommt auf die Hingabe ans Unbekannte an.

Ein Zaddik sprach: „Merke wohl, daß das Wort Kabbala von kabbel, aufnehmen, und das Wort Kawwana von kawwen, richten, stammt. Denn der Endsinn aller Weisheit der Kabbala ist: das Joch des Gottesreichs auf sich nehmen, und der Endsinn aller Kunst der Kawwanot ist: sein Herz auf Gott richten. Wenn einer sagt: ‚Gott ist mein und ich bin sein' — wie geht da nicht die Seele aus seinem Leibe?" So=

wie er dies gesprochen hatte, fiel er in eine tiefe Ohnmacht, aus der man ihn erst nach langer Mühe erweckte.

Es wird hier deutlich, daß Jichud ein Wagnis, das Wagnis bedeutet. Gotteseinung soll in den Welten geschehen, der Mensch soll aus seiner Einung Gottes Einung wirken, — ans Göttliche muß das Menschliche, Erdenheil, Erdenverstand, Erdenleben, gewagt werden. Am mächtigsten gibt sich dies im Beten kund. Von einem Zaddik wird erzählt, daß er an jedem Tag, ehe er zum Beten ging, sein Haus wie zum Sterben bestellte. Ein andrer lehrte seine Schüler, wie sie beten sollten: „Wer das Wort ‚Herr‘ spricht und dabei im Sinn hat, noch das Wort ‚der Welt‘ zu sprechen, das ist keine Sprache. Sondern in der Weile, da er ‚Herr‘ sagt, sei in seinem Sinn, daß er sich ganz dem Herrn darreicht, mag seine Seele ausgehn im Herrn und er nicht mehr das Wort ‚Welt‘ aussprechen und ihm genug sein, daß er ‚Herr‘ sagen konnte. Dies ist das Wesen des Gebets“. Der Baalschem hat die ekstatischen Bewegungen des Chassids, der mit dem ganzen Leibe betet, den Bewegungen eines Ertrinkenden verglichen.

Wie schon von einzelnen Meistern des Talmuds, wird auch von einigen Zaddikim erzählt, wie die Verzückung des Gebets ihren Leib gewaltig regierte und zu Gebärden hinriß, die die menschliche Gewöhnungswelt überschwangen. Um manchen war in solchen Augenblicken eine Ferne wie um einen

heilig Rasenden. Aber all dies ist nur ein Ereignis der Schwelle und nicht des Eingangs, es ist das ringende Wagnis und nicht die Erfüllung. Rabbi Jehuda Leib erzählt, wie er einst am Laubhüttenfest in der Laubhütte den von einer geheimnisvollen Angst getriebnen Bewegungen des großen Zaddiks von Lublin vor dem Segensspruch zusah; alles Volk starrte darauf und geriet selber in zitternde Furcht, Rabbi Jehuda Leib aber blieb sitzen und wartete bis zum Segensspruch; da stand er auf, sah auf den nun regungslos erhobnen Meister und vernahm den göttlichen Segen; so hatte Mose einst nicht des Donnergetöses und des rauchenden Bergs geachtet, den das Volk zitternd umstand, und war der unbewegten Wolke genaht.

Je unwillkürlicher das Gebet ist, je unmittelbarer es aus der naturhaften Tiefe des Menschen, aus der kosmischen Spontaneität dessen hervorbricht, der das Abbild des sphärenumfassenden Urmenschen trägt, um so wirklicher ist es. Von einem Schülersschüler des Lubliner Zaddiks, Rabbi Mendel von Kozk, wohl der letzten großen Gestalt des Chassidismus, wird hervorgehoben, daß er ohne Mühe und Aufwand betete, wie einer sich mit seinem Gefährten bespricht, und doch nach dem Gebet verwandelt war, als käme er aus einer andern Welt, und kaum die Seinen wiedererkannte; „denn das Wesen des Gesprächs geht aus der Wurzel der Seele ohne Absicht hervor; wie einer, dessen Seele mit einem sehr

tiefen Gegenstand befaßt ist, zuweilen aus seinem Munde Worte zwischen sich und sich selber gehn läßt, ohne Absicht, und er selbst merkt nichts von seiner Rede, und all dies, weil sie aus der Wurzel der Seele hervorgeht, und die ganze Seele ist in die Rede gehüllt, die in vollkommner Einheit aufsteigt."

Hier, im wahrhaften Gebet, erscheint der Ursinn des Jichud am reinsten; daß er kein „subjektiver" Vorgang, sondern die dynamische Gestalt der Gotteseinheit selber ist. „Die Leute meinen", sagt Rabbi Pinchas von Korez, „sie beteten vor Gott. Aber dem ist nicht so. Denn das Gebet selber ist Wesensstand der Gottheit".

Solcher Art ist der einsame Dienst des Zaddiks. Aber der ist es nicht wahrhaft, der sich daran genügen läßt. Die Gottverbundenheit des Menschen bewährt und erfüllt sich an der Menschenwelt.

Rabbi Chajim von Zans wurde einmal nach dem Minchagebet von einem zudringlichen Menschen mit einem Anliegen behelligt. Als er nicht ablassen wollte, fuhr ihn der Zaddik an. Von einem Freund, der dabei zugegen war, nach dem Grund seines Zorns befragt, antwortete er, wer Mincha spreche, stehe der Welt der Ursonderung gegenüber; wie sollte er nicht zürnen, wenn er von ihr komme und nun mit den kleinen Sorgen der kleinen Leute überfallen werde? Darauf sprach jener: „Nachdem die Schrift von der ersten Kundgebung Gottes an Mose erzählt hat,

heißt es: ‚Und Mose stieg vom Berge nieder zum Volk.‘ Raschi bemerkt dazu: ‚Dies belehrt uns, daß Mose sich vom Berg aus nicht seinen Geschäften sondern dem Volke zuwandte.‘ Wie ist das zu verstehen? Was für Geschäfte hatte denn Mose in der Wüste, auf die er verzichtete, um zum Volk zu gehen? Es ist aber so zu verstehen: Als Mose vom Berge niederstieg, haftete er noch an den oberen Welten und vollbrachte sein hohes Werk an ihnen, die Sphäre des Gerichts mit dem Element des Erbarmens zu durchdringen. Das waren Mose Geschäfte. Und doch, als er zum Volk herabstieg, ließ er von seinem hohen Werke ab, machte sich von den obern Welten los und wandte sich dem Volke zu; er vernahm all ihre kleinen Sorgen, speicherte alle Beschwernis der Herzen ganz Israels in sich auf und trug sie alsdann im Gebet empor.“ Als Rabbi Chajim dies hörte, schwichtigte und vertiefte sich sein Sinn, er rief den Mann, den er angefahren hatte, zurück, um sein Anliegen entgegenzunehmen, und fast die ganze Nacht durch empfing er die Klagen und Bitten der versammelten Chassidim.

„Oben“ und „unten“ — die entscheidende Wichtigkeit kommt dem „Unten“ zu. Hier, am Rand des Gewordenseins, entscheidet sich das äonische Schicksal. Die Menschenwelt ist die Welt der Bewährung.

„Sei nicht böse vor dir selber“, d. h. wähne dich nicht unerlösbar, heißt es in den Sprüchen der Väter. Aber Rabbi Baruch, der Enkel des Baalschem, deutete das Wort anders: „Jeder Mensch ist berufen, etwas

in der Welt zur Vollendung zu bringen. Eines jeden bedarf die Welt. Aber es gibt Menschen, die sitzen beständig in ihren innern Kammern eingeschlossen und lernen und treten nicht aus dem Haus, sich mit andern zu unterreden; deswegen werden sie böse genannt. Denn wenn sie sich mit den andern unterredeten, würden sie etwas von dem ihnen Zugewiesenen zur Vollendung bringen. Dies bedeutet es: sei nicht böse „vor dir selber"; gemeint ist: damit, daß du vor dir selber verweilst und nicht zu den Menschen ausgehst; sei nicht böse durch Einsamkeit."

Menschenliebe ist nicht Erfüllung eines außerweltlichen Gebots, sie ist Werk an der Vollendung, sie hilft, daß die Gestalt der Schechina aus der Verborgenheit trete, sie arbeitet am „Wagen": an dem kosmischen Träger der befreiten Herrlichkeit. Darum steht geschrieben: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst: ich bin der Seiende." Auf der Liebe gründet sich das Reich.

„Wenn ein Mensch", sagt Rabbi Rafael von Berschad, „sieht, daß sein Nächster ihn haßt, soll er ihn mehr lieben als bisher, um den Mangel auszugleichen. Denn die Liebeseinheit aller ist der Wagen der Schechina, und jeder Sprung und Bruch darin hindert ihren Aufstieg aus den Schalen." Darum pflegte Rabbi Rafael auch immer davor zu warnen, im Verkehr mit den Mitmenschen „abgemessen" zu sein: Überfluß der Liebe tut not, um ihren Mangel in der Welt auszufüllen.

Drei Kreise sind es, an denen sich die Liebe des Zaddiks bewährt.

Der eine, weiteste umfaßt die vielen, die aus der Ferne zum Zaddik kommen, teils um — zumal an hohen Festen — einige Tage in seiner Nähe, „im Schatten seiner Heiligkeit" zu weilen, teils um von ihm für ihre Leibes- und Seelennöte Hilfe zu erlangen. In diesen Wallfahrern ist etwas von dem treuen und zuversichtlichen Geist, in dem die Palästinenser einst dreimal im Jahr zum Heiligtum nach Jerusalem zogen, um sich im Opfer vom Übel zu lösen und mit dem Göttlichen zu verbinden: „der Zaddik ist an des Altars Stelle." Freilich stehen auf den Bittzetteln, die sie darreichen, zumeist recht äußerliche Mängel und Gebrechen verzeichnet; aber deren Heilung rührt zugleich das Innerlichste auf und bewegt es zu umwandelnder Besinnung. Zum Verständnis des Phänomens allgemeiner Art, das dieser eigentümlichen Wirkung des Zaddiks zugrundeliegt und sich in seiner Tatsächlichkeit nicht anstreiten läßt, tragen die Begriffe „Wunder" und „Suggestion" gleich wenig bei; der erste verflüchtigt die Irrationalität des Phänomens, der zweite verflacht seine Rationalisierbarkeit; es als die Einwirkung des Göttlichen auf das Menschliche erklären wollen gibt eine viel zu vage, als die Einwirkung des „stärkeren" Willens auf den „schwächeren" eine viel zu enge Perspektive. Am ehesten kann man seiner Tiefendimension wohl gerecht werden, wenn man sich vergegenwärtigt, daß

das Verhältnis einer Seele zu ihrem organischen Leben von dem Grad ihrer Ganzheit und Einheit abhängt: je dissoziierter, um so preisgegebner, je geschlossner, um so übermächtiger ist sie seinen Krankheiten und Anwandlungen; nicht als ob sie den Leib besiegte, sondern indem sie durch ihre Einheit die seine immer wieder rettet und schützt. Jäh und deutlich waltet diese Kraft, wo sich an einer zersprengten Seele in einem elementaren Augenblick ein Zusammenschießen und Ganzwerden vollzieht; da geschieht plötzlich und allsichtbar, was sonst nur im vegetativen Dunkel wächst, die „Heilung". Durch nichts andres kann dieser Prozeß so schlicht und unmittelbar bewirkt werden wie durch die fassende, umschließend erschütternde, den Vorgang der Kristallwerdung fördernde, psychosynthetische Kundgebung einer ganzen, geeinten Seele. Sie „suggeriert" nicht, sie schafft in der Mitseele, von der sie angerufen wird, Halt und Mitte, und um so wahrhafter und vollkommner, je mehr sie dafür Sorge trägt, daß die anrufende Seele nicht von ihr abhängig bleibe: der Helfer stellt Halt und Mitte her, nicht indem er sein eignes Bild in die wiederaufzubauende Seele einstellt, sondern indem er sie durch ihn wie durch ein Glas in das Wesen schauen und nun das Wesen in sich selber entdecken und es zum Kern der lebendigen Einheit ermächtigen läßt. Nur die Größten der Zaddikim haben dieser Aufgabe genug getan; sie stehen in der Reihe der Gotteshelfer.

Der zweite, mittlere Kreis umfaßt die Ortsgemeinde des Zaddiks. Diese stellt im allgemeinen nur einen Teil der Judengemeinde des Orts dar, deren Rest aus „Widersachern“ (Mitnagdim) und Indifferenten besteht und deren offizielles geistliches Oberhaupt der „Raw“ ist; innerhalb ihrer als einer „Zwangsgemeinde“ steht die chassidische als eine freie, eine „Wahlgemeinde“, mit dem Zaddik, dem „Rebbe“ an der Spitze (immerhin haben etliche Zaddikim in von Chassidim beherrschten Gemeinden auch die Funktionen des Raw ausgeübt und seinen Titel getragen). Diesem Unterschied entspricht der zwischen der Legitimation des Raw und der des Rebbe; zum Raw befähigt die erprobte Kenntnis des Gesetzes in seinem talmudischen Wurzelbau und der ganzen Fülle seiner rabbinischen Verzweigungen, zum Rebbe das spontan anerkannte Führertum der Seelen, Tiefe der „Gottesfurcht“, das ist des zentralen Gefühls der Gegenwart Gottes, und Inbrunst des „Herzensdienstes“, das ist der Gestaltung des ganzen Lebens zum aktiven Gebet. Damit soll freilich keineswegs gesagt sein, daß diese Eigenschaften nur unter den Zaddikim und nicht auch unter den Rabbinen zu finden gewesen wären, ebensowenig wie daß nicht manchem unter jenen ein umfassendes und selbständig weiterbauendes halachisches (Gesetzes-) Wissen eignete; der größte unter den Gegnern des Chassidismus, Rabbi Elijahu von Wilna, der „Gaon“, war ein Erklärer des Buches Sohar, des Grundwerks der Kabbala, und der be-

deutendste Systematiker des Chassidismus, Rabbi Schnëur Salman, der „Raw von Reußen“, der Verfasser eines ritualen Gesetzeskodex; und wenn man beider überlieferte Lebensgeschichte nebeneinanderhält, so hat nicht die zweite sondern die erste den mystisch-legendären Charakter. Man muß sich hüten, die in der Betrachtung der inneren Historie unumgängliche Antithetik pragmatisch statt dialektisch aufzufassen; die geistige Bewegung vollzieht sich in der Gegensätzlichkeit, aber sie verkörpert sich nicht in ihr. Mit dieser Einschränkung darf die chassidische Gemeinde als die soziale Darstellung des Prinzips der Freiwilligkeit, der Zaddik als der Vertreter des autonomen Führertums angesehen werden. Die stärkste Kundgebung beider und ihrer Einheit ist das gemeinsame Beten; es ist der gleichmäßig wiederkehrende und doch stets neue sinnbildliche Akt der Einung von Zaddik und Gemeinde. Der dumpfe, übervolle Saal des Bet-ha-Midrasch[1]), wo nachts die armen Wandrer schliefen und frühmorgens der scharfe Talmuddisput erscholl, atmet nun die Luft des Mysteriums. Auch wo der Zaddik in einem abgesonderten Raum betet, ist er mit seiner Gemeinde zu einem Wesen verbunden.

Der dritte, engste Kreis ist der der Schüler, von denen zumeist etliche in die häusliche Gemeinschaft des Zaddiks aufgenommen werden. Dieser ist der

---

[1]) Allgemeines Bet- und Lehrhaus.

eigentliche Bereich der Übergabe, der Mitteilung der Lehre von Geschlecht zu Geschlecht.

Jeder der drei Kreise hat seine Einheit in der Kraft der Wechselwirkung. Von den „Fahrenden" sagte Rabbi Pinchas: „Oftmals, wenn einer zu mir kommt, sich Rats zu erfragen, höre ich, wie er selber die Antwort spricht." Von der Gemeinde, vornehmlich der betenden, hat der Baalschem das Gleichnis vom Vogelnest gesagt, das aus dem Wipfel des sehr hohen Baums zu holen einer viele Leute hinstellte, immer einen auf die Schultern des andern, er selber stand zu oberst; wie, wenn auch nur einem von ihnen die Zeit zu lang würde! Aber am größten stellt sich die Macht der Gegenseitigkeit im dritten Kreise dar.

Einige Schüler des Rabbi Nachum von Tschernobil saßen einst in einer unfernen Stadt beim „Geleitmahl der Königin", das nach Sabbatausgang die Frommen noch einmal vereinigt, und besprachen sich von der Rechenschaft, die die Seele sich in der innersten Selbstbesinnung abzulegen hat. Da kam es über sie in ihrer Furcht und Demut, daß ihnen schien, ihrer aller Leben sei verworfen und vertan, und sie sagten einander, es gäbe keine Hoffnung mehr für sie, wenn dieses eine ihnen nicht Trost und Zuversicht wäre, daß sie sich dem großen Zaddik Rabbi Nachum anschließen durften. Da standen sie aus gemeinsamem Antrieb auf und begaben sich auf den Weg nach Tschernobil. Zur gleichen Zeit saß Rabbi Nachum in seinem Hause und legte die Rechenschaft der Seele

ab. Da erschien auch ihm in seiner Furcht und Demut, sein Leben sei verworfen und vertan und all seine Zuversicht nur dieses eine, daß jene gotteseifrigen Männer sich ihm angeschlossen hätten. Er trat in die Tür und schaute nach dem Wohnort der Schüler hinüber; und als er eine Weile gestanden hatte, sah er sie kommen. „In diesem Augenblick", fügte der Zaddik hinzu, wenn er die Begebenheit erzählte, „schloß sich der Ring."

Wie hier der gegenseitige Wert, so kommt in einer andern Geschichte die gegenseitige Wirkung zum Ausdruck. Rabbi Sußja saß einst an einem der Tage der Einkehr, zwischen Neujahr und Versöhnungstag, auf seinem Stuhl und die Chassidim standen um ihn vom Morgen bis zum Abend. Er hatte Augen und Herz zum Himmel erhoben und sich von allen leiblichen Banden gelöst. Über seinem Anblick erwachte in einem der Schüler der Antrieb zur Umkehr und die Tränen überstürzten ihm das Gesicht; und wie an einer brennenden Kohle die Nachbarinnen erglimmen, so kam über Mann um Mann die Flamme der Umkehr. Da sah der Zaddik um sich und sah sie alle an. Wieder hob er die Augen und sprach zu Gott: „Wahrlich, Herr der Welt, es ist die rechte Frist zu dir umzukehren; aber du weißt ja, daß ich nicht die Kraft habe Buße zu tun — so nimm meine Liebe und meine Scham als Buße an!"

Diese Art der Wirkung ist es, auf die ich als auf die überworthafte Übergabe des Geheimnisses hingewiesen habe.

Immer wieder heißt es im chassidischen Schrifttum, man solle „von allen Gliedern des Zaddiks lernen“. Den reinigenden und erneuernden Einfluß übt vor allem die Unwillkürlichkeit seines Soseins aus; die bewußte Äußerung, vor allem die des Wortes, begleitet sie nur. Auch am Wort ist die Essenz des Unabsichtlichen die entscheidende.

„Einen Altar aus Erde sollst du mir machen . . .“ heißt es in der Schrift; „machst du mir aber einen Altar aus Steinen, baue ihn nicht aus gehauenen; denn hast du dein Eisen darüber erhoben, so hast du ihn entweiht.“ Der Altar aus Erde, so legt der Rižiner aus, das ist der, Gott über alles gefällige, Altar aus Schweigen; machst du aber einen Altar aus Worten, so haue sie nicht zu.

Der Zaddik scheut die „schöne“, die absichtliche Menschenrede. Ein gelehrter Mann, der einst Sabbatgast an Rabbi Baruchs Tisch war, sagte zu ihm: „Laßt uns nun Worte der Lehre hören; Ihr redet so schön!“ „Ehe daß ich schön rede,“ antwortete der Enkel des Baalschem, „möge ich stumm werden!“ Und sprach nicht weiter.

Beim heiligsten der Sabbatmahle, der „dritten Mahlzeit“, spricht der Zaddik die Lehre zumeist nur spärlich und stockend, immer wieder von schweigsamer Versenkung unterbrochen; ein leises Lied, von Geheimnis schwingend, geht voraus, ein seliger Chorgesang folgt. So oft in der dämmrigen Stube das Schweigen einkehrt, bringt es ein Sausen der Ewigkeit mit.

Schicksal

Die drei Kreise, an denen sich die Liebe des Zaddiks bewährt — die zu- und abströmende Menge der Hilfesuchenden, die im Raum und Lebenszusammenhang gebundene Gemeinde, der starke Seelenring der Schüler — zeigen die Kräfte auf, aus denen sich die Vitalität der chassidischen Bewegung aufbaute. Ihr geistiger Aufbau war auf der Übergabe des Lehrkerns von Lehrer zu Schülern begründet, aber nicht als ob diesen etwas nicht allen Zugängliches übermittelt würde, sondern weil in der Atmosphäre der Meister, in dem unwillkürlichen Wirken ihres Seins das unaussagbare Wie schwang und zeugend niederfuhr. Aber ebendasselbe, nur unverdichteter und vermengter, teilte sich im Wort des Rats und der Unterweisung dem Volke mit, formte sich in Brauch und brüderlichem Leben der Gemeinde aus. Diese Stufenlosigkeit seines Lehrguts, diese seine antihierarchische Stellungnahme sicherte dem Chassidismus seine volkstümliche Macht. Wie er den Vorrang des Besitzes wohl nicht von außen aufhob aber von innen entwertete, indem er Reiche und Arme als vor Gott und dem Zaddik gleiche Glieder einer Gemeinsamkeit gegenseitiger äußrer und innrer Hilfe, einer Liebesgemeinschaft zusammenschloß, so überwand er, in seinen höchsten Momenten völlig, den weitaus stärkeren, im Judentum urstarken, Vorrang der Gelehrsamkeit, der talmudischen aber auch der kabbalistischen. Der „gei-

stige", der hirntätige Mensch ist seiner Art nach dem Göttlichen nicht näher, ja er ist ihm, solange er die Vielfältigkeit und Vieldeutigkeit seines Lebens nicht zur Einheit gesammelt, die Gewaltsamkeit seiner Mühe nicht zur Gelassenheit bewältigt hat, ferner als der Einfältige, der schon in der talmudischen Epoche vielverachtete „Am-ha-Arez" (wörtlich Landvolk), der mit bäurischer Vertraulichkeit seine Sache auf den Himmel stellt.

Diese Verbindung von Lehrreinheit und Volkstümlichkeit ist durch den Grundgehalt der chassidischen Lehre, die Heiligung alles Weltlichen, ermöglicht. Es gibt innerhalb der menschlichen Welt keine Scheidung zwischen Hohem und Niedrem; jedem ist das Höchste offen, jedes Leben hat seinen Zugang zur Wesenheit, jede Art hat ihr ewiges Recht, von jedem Ding führt ein Weg zu Gott, und jeder Weg, der zu Gott führt, ist der Weg.

Solange die Verbindung von Lehrreinheit und Volkstümlichkeit, von unmittelbarer Übergabe und all-zugänglichem Aufbau dauerte, war der Chassidismus licht und fruchtbar. Ihre Auflösung bedeutet seinen Verfall.

Die Einheit beider Elemente stellt am größten der Begründer des Chassidismus dar, Rabbi Israel ben Elieser (st. 1760), der dem traditionellen Namen der Wundermänner, Baal-Schem, das ist Herr des Namens (des zaubermächtigen geheimen Gottes-

namens) durch die Hinzufügung des Wortes „tow" (gut) eine neue Bedeutung, etwa „Mann des guten Rufs", Mann des volkstümlichen Vertrauens, verlieh.

Von seiner Seele sagt ein Zaddik, sie sei von denen gewesen, die vor der Ursünde aus Adam, in dem alle Seelen beschlossen waren, entflohen sind und vom Baum der Erkenntnis nicht gekostet haben. Das gilt in einem tiefen Sinn. So groß die Versuchungsfülle eines Menschen dieser Art ist, vor der zehrendsten von allen, der Selbstversuchung des Geistes, vor der ausdörrenden Dämonie der Möglichkeiten ist er bewahrt. So kann er den Einfältigen nahe bleiben und den in der Pein der Erkenntnis Stehenden ein Löser werden.

Aber von eben dieser Seele erzählt die Legende, sie habe sich gescheut, auf die Erde niederzusteigen, bis man ihr den Willen tat und ihr, wie einst sechzig Helden das Lager Salomos umstanden, sechzig heldische Jüngerseelen mitgab; das sind die Schüler und Schülersschüler, die dem Baalschem die chassidische Welt schaffen und tragen halfen. Denn er wußte und sprach aus: „Was heißt das, was die Leute sagen: die Wahrheit geht über die ganze Welt? Es heißt, daß sie von Ort zu Ort verstoßen wird und weiterwandern muß."

Der Baalschem lebte tief im Volk und mit dem Volk; er enthielt ihm nichts von sich vor. Und doch bedurfte er der Schüler — weil nur sie fähig waren, das Geheimnis, etwas Geisthaftes und doch Unmit-

telbares, von ihm aufzunehmen und fortwirken zu lassen. Sie waren seine Wehr gegen die Verstoßung und gegen das Schlimmere, die Zersetzung, die seiner Lehre drohte. Die Legende bringt das zum Ausdruck, indem sie erzählt, der Baalschem habe, als er einst den Fürsten des Abgrunds nicht zu beschwören vermochte, ein Unheil abzuwehren, den Schülern, die ihn im Halbkreis umstanden, geboten die Stirnen zu entblößen; da sah Samael auf jeder Stirn das Zeichen des Bildes, in dem Gott den Menschen schafft und beugte sich.

Unter den Jüngern ragen zwei apostolisch hervor: Jaakob Jossef von Polnoj (st. 1782) und Dow (Dob) Bär[1]) von Mesritsch, der große Maggid[2]) genannt (st. 1772), der erste ein Mann der Schrift, der zweite, wie es der Meister selbst war, der lebendigen Rede.

Der Polnojer hat die Worte des Baalschem mit eifriger Sorgfalt bewahrt; er hat keine Sammlung der Worte veröffentlicht, aber er führt in seinen Schriften sehr viele an, wobei man freilich oft den Eindruck paraphrasierender Wiederholungen gewinnt. Jaakob Jossef und Dow Bär gehören beide der Reihe jener für den Anfang religiöser Bewegungen so bedeutsamen Männer an, die, in den aufbrauchenden Kämpfen und vergeblichen Siegen der Intellektualität ge-

[1]) Dow bedeutet Bär. — [2]) So nannte man die Wanderprediger; durch den Chassidismus bekam das Wort einen neuen Sinn.

reift, aus dem labyrinthischen Reich, in dem der Widerspruch sein Spiel mit den Menschengeistern treibt, in die unbeirrte Welt der Kindschaft einzugehen begehren und es doch nicht wahr haben wollen, bis ihnen die Welt, nach der sie das gehehlte Verlangen tragen, als Person entgegentritt: aus deren reinem Angesicht schaut sie das Geheimnis in organischer Erfüllung an, aus deren schlichtem Wort schlägt sie die Erkenntnis, und vom Geist gezwungen beugen sie sich einem, der an Umfassung und Gliederung geringer scheint als sie und doch größer ist — denn das erste, was das Große uns je und je antut, ist ja, unser Richtmaß der Größe zu zerschlagen. So beide, Jaakob Jossef und Dow Bär; beide sind meisterliche Talmudisten, beide ergeben sich dem unkundigeren Meister[1]); aber die Wirkung dieses Vorgangs auf beide ist verschieden. Der eine nimmt die Lehre als Inhalt in sich auf; er öffnet sich ihr ganz, aber die Form seines Wesens bleibt starr, sie, die von so vielen Geschlechtern eines entwurzelten Volkes in dialektischer Selbstbehauptung geprägt worden ist; er ändert seine Anschauung, seine Gesinnung, seine Willensrichtung, aber er verwandelt sich nicht. Auch noch wenn Rabbi Jaakob Jossef die Rabbinen mit Streitrede und Spottruf befehdet, ist er einer von ihnen.

---

[1]) Von der Bekehrung des einen erzählt die Geschichte „Der Widersacher" in meinem Buch „Die Legende des Baalschem", von der des andern die Geschichte „Die Aufnahme" in diesem Buch.

Er schreibt seine Bücher wie sie die ihren, als Kommentare zur Bibel, und bestimmt damit, da sie klassisch werden, die Grundform fast des gesamten chassidischen Lehr-Schrifttums; und außer den angeführten Sprüchen des Baalschem strahlt in den gedehnten kaum etwas im Glanz des Urfeuers. Das Wort des Meisters hat sich hier bewahrt (auch dies ist mit der erwähnten Einschränkung zu verstehen), aber es hat sich hier nicht fortgepflanzt. Und es konnte sich von hier aus nicht fortpflanzen. Jaakob Jossefs Schriften hatten eine weite und starke Wirkung, sie sind von den Gegnern verbrannt und von den Anhängern wie eins der alten großen Bücher „gelernt" worden; aber wessen die Bewegung als solche überhaupt und besonders ihrer besonderen Art nach über alles bedurfte: die lebendige Weitergabe konnte sie durch ihn nicht erlangen. Nicht ihn, sondern Rabbi Dow Bär erkor der Baalschem, indem er erst ihm den Segen erteilte, dann sich von ihm den Segen erteilen ließ, zu seinem Nachfolger.

Dow Bär ist, anders als Jaakob Jossef, zu seinem Selbst bekehrt worden. Seine Bekehrung bedeutet in aller Wahrheit sein Erwachen. Erweckt erst wird seine Seele fruchtbar, worttragend. Er verwahrt die Rede des Meisters nicht, er bringt sie neu hervor.

Rabbi Dow Bär war mit einem schweren, zuweilen lähmenden körperlichen Leiden behaftet. Einer Überlieferung nach kam er zu dem Baalschem, um sich Heilung zu erbitten, und wurde zornig ange-

fahren, weil er das Unrechte verlangt hatte; da begann er zu erkennen. Der Baalschem linderte nur seine Krankheit, aber heilte ihm, die er nicht krank gewußt hatte, seine Seele.

Aus einigen Äußerungen des großen Maggids über die Kasteiung, die von tiefer Erfahrung zeugen, darf man erschließen, welches die Krankheit seiner Seele gewesen war. Er hatte nicht bloß wie der Polnojer der Erforschung des „Offenbaren“, des Gesetzes obgelegen; er hatte sich auch in das „Verborgene“, die Geheimlehre, eingesenkt, und nicht als Lernender bloß sondern als Übender, auf den dunklen Pfaden des Unterfangens, das den Zugang erzwingen will, der äußersten Askese. Da nahm ihn der Baalschem bei der Hand und zeigte ihm: die offene Pforte.

In dieser Stunde wendet sich nicht allein Dow Bärs geistiger Weg; seine Seele, die im Studium geschlafen, in der Kasteiung geträumt hatte, erwacht. Erwachend entdeckt sie den mächtigen Sinn, in dem sie steht: die große Weltfreude an Gott. Von dieser Freude wird sie fruchtbar und worttragend — als eine denkerische Seele.

Alle Kraft des Geistes, der das Offenbare und das Verborgene durchfuhr, dient nun ihr allein, und sie dient der einen Aufgabe: das Wort des Meisters denkerisch auszubilden.

Ich darf wohl sagen, daß der große Maggid den chassidischen Gedanken geschaffen hat. Die Botschaft des Baalschem ist Ruf, Weisung, Auferbauung,

ist Rat im größten Sinn; aus Schau gewachsen, zur Schau helfend; Tat-Schau Gottes in aller Welt. Gedanke ist sie nicht. Ihre Grundworte dürfen nur als Bilder, nicht als Begriffe gefaßt werden. Dow Bär mauerte das breite Fundament der chassidischen Begrifflichkeit.

Man muß sich diese freilich nicht als eine theologische Summa vorstellen. Ein Systematiker ist Dow Bär nicht. Er ist ein großer Fragmentist, der zu dem ewigen Text seine enthusiastischen Marginalien schreibt — bildkräftig, aber vom Bild jeweilig zu festen Begriffen und begriffsdichten Aussagen überleitend.

Der Baalschem war, wie alle primären religiösen Gestalten, ein erhabener Gleichnisredner. Dow Bär hat seinem Gleichnis eine Nachfolge gegeben: dem vollausgeschwungenen, leibhaft blühenden, in sich lebendigen des Meisters folgt sein fein durchgeprägtes, gedanklich abgemessenes, lehrhaftes.

Lehrhaftigkeit, dieses Wort, in seinem reinen Sinn verstanden, führt uns auf Dow Bärs eigentümliche, grundlegende Funktion im Anfang der chassidischen Bewegung hin. Er ist der große Lehrer, das Oberhaupt der Schule. Sein Werk des Gedankens dient nur dieser seiner lehrenden Funktion. Wenn er, der wie der Baalschem kein Buch schrieb, dennoch, ihm ungleich, seine Reden aufzeichnen hieß, tat er es, um sie den Geschlechtern der Schule als dauernden Halt zu übermitteln.

Der Baalschem war kein Lehrer in diesem prägnanten Sinn gewesen. Er hatte gelebt, gewirkt, geholfen, geheilt, gebetet, gepredigt, gelehrt; alles war eins, alles organisch in einer großen Unwillkürlichkeit des Daseins eingebunden, „alles ist ein Dienst", das Lehren nur eine unter den naturhaften Äußerungen des wirkenden Lebens, wieviel dem Baalschem auch das Schülertum bedeutete. Auch der Maggid ist kein Lehrer im Verstand einer spezialisierten Funktion, eines „Berufs". Nur in Zeiten der Entartung einer geistigen Welt ist Lehren ein Beruf, in Zeiten der Blüte leben, wie die Gesellen eines Handwerks mit ihrem Meister, so die Jünger mit dem ihren, und „lernen" in seinem Atemkreis, durch seinen Willen und ohne ihn, allerlei, Werkhaftes und Lebenhaftes. So auch die Jünger des Maggids; sie sagen es immer wieder, wie jede seiner unbewußten Bewegungen, wie seine ganze Menschlichkeit sie erzog. Für ihn aber ist eben doch der Lehrwille der Kern alles seines Willens. Die Kraft seines in der Berührung des Baalschem wiedergeborenen Lebens hat er in die Schule eingetan, die er im Namen Israels ben Elieser begründete.

Nicht äußerlich begründete. Eine schulhafte Institution hat der große Maggid nicht geschaffen. Nur Schüler hat sein Geist gezeugt, eine Geschlechterreihe von Schülern und Schülersschülern, derengleichen an reicher Mannigfaltigkeit selbständiger Personen in geraffter Zeitfolge nach meinem Wissen keine andere religiöse Bewegung umfaßte.

Er liebte sie als die Söhne der Lehre. Sie aber sahen, wie einer von ihnen, Levi Jizchak von Berditschew berichtet, den Abglanz der Schechina auf seinem Angesicht und hörten, wie ein andrer, Schnëur Salman von Ladi, erzählt, die Stimme der Schechina aus seiner Kehle reden.

Rabbi Bär wußte, daß die Substanz der Lehre nur in der lebendigen Übergabe von Lehrer zu Schüler lebendig sich erhalten kann; die Schülerschaft war der Zellkern seiner Schöpfung. Aber er wußte auch, daß die Substanz sich die Stoffe zum Aufbau ihres Leibes aus dem flutenden und formbegehrenden Plasma holen muß, und seine Arbeit galt auch jenen weitern Kreisen, an denen sich die Liebe des Zaddiks bewährt. Der „Olam" (das Wort, das eigentlich Äon, Weltzeit, sodann Welt bedeutet, hat bezeichnenderweise den Sinn einer zur Gemeinschaft geschlossenen Menge erhalten) war ihm nun nicht mehr das natürliche Lebenselement, wie er dem Baalschem gewesen war; aber er war ihm die weite und urwichtige Sphäre, aus der das Reich sich gestaltet. Eine Überlieferung erzählt, der Baalschem habe die Nachfolge, statt seinem Sohn oder einem andern Schüler, Dow Bär übertragen nicht bloß seiner Eigenschaften wegen, sondern auch weil er aus Davids Stamm war; wie immer dem sei, die Würde eines heimlichen Exilarchen trug der sieche Mann, der aus dem armseligen Polenstädtchen, wo er als „Prediger" fungierte, geistesmächtige Jünger in die Lande entsandte.

Auf dem Zusammenwirken beider Elemente, der Führung der Schüler und der Führung des Volkes, des Lehrerelements der Diaspora mit dem Richterelement der Urgemeinschaft, ruhten Macht und Blüte der chassidischen Bewegung. Ihr Verfall ist in hohem Maße durch das Auseinanderfallen beider bedingt.

Da ich keinen Geschichtsabriß des Chassidismus, sondern nur eine Einführung in die Welt dieses Buches geben will, darf ich mich mit einem Hinweis auf die beiden Linien begnügen, in denen sich das Auseinanderfallen am deutlichsten darstellt. Es sind die leibliche Geschlechtsfolge und die Lehr-Geschlechtsfolge des großen Maggids.

Sein einziger Sohn, Abraham, genannt der Engel und von der hier ins Mythische wachsenden Legende als menschgewordener Engel angesehen, lebt als „Abgeschiedener“, außerhalb der Schule; er erteilt nur einem, Schnëur Salman, Unterricht in der Geheimlehre; aber er lebt auch ohne Verbindung mit dem Volk, das in scheuer Ferne verharrt. Das vorchassidische, asketische Leben seines Vaters hat in ihm gleichsam chassidische Gestalt angenommen. Es wird ihm das charakteristische Wort zugeschrieben, er habe von Friedrich dem Großen eine neue Angriffsweise gelernt: den strategischen Rückzug; es gelte nicht auf das Böse loszuschlagen, sondern sich auf die göttliche Urkraft zurückzuziehen; es tue nicht not, Liebe zu üben, sondern sich in dem Geheimnis der Überliebe

zu bergen. Abraham starb zweiundvierzigjährig, dem Vater um wenige Jahre nach (1776). Er hat keinen Schüler hinterlassen.

In seinem Sohn, Schalom Schachna, stellt sich der Prozeß der Absonderung von der Schule noch klarer dar. Er lebte nicht abgeschieden, vielmehr wird mancherlei von seiner Prachtliebe und selbstbewußten Weltlichkeit erzählt, ja es hat sich eine dunkle Sage erhalten, er habe den Schein der Sünde auf sich genommen, um den Satan zu überlisten. Die Ermahnung des Rabbi Nachum von Tschernobil, eines der bedeutendsten Schüler des Maggids, der Schalom in sein Haus genommen und seiner Enkelin vermählt hatte, wies er mit dem Gleichnis von der Henne zurück, die Enteneier ausgebrütet hatte und nun entsetzt hinterhergackerte, als sie die verwegenen Entlein ins Wasser hinausschwimmen sah. Aber hier zeigt es sich schon deutlich, daß die eigentliche Absonderung der Maggidnachkommen den Schülern allein galt; denn Schalom lebte inmitten seiner Gemeinde, nur durch Zeremoniell und Hofstaat, die an die eines Priesterkönigs gemahnten, von ihr geschieden. Auch er starb vorzeitig, im gleichen Alter wie sein Vater, auch er ohne Schüler.

Zur vollen Entfaltung kam die dynastische Grundtendenz in Schaloms Sohn, Rabbi Israel von Rižin (st. 1850). Er gab ihr auch selbst Ausdruck, indem er den Apter Zaddik mit Mose, dem Lehrer, sich aber mit Salomo, dem König, verglich. Und in der

Tat war hier aus dem heimlichen Exilarchat des Ahnen eine fast öffentliche fürstliche Herrschaft geworden. So meinten es die Scharen, die seiner Residenz zuströmten und Genüge fanden, wenn sie aus der Ferne seine Gestalt erblickt oder gar seine Rede vernommen hatten. So wurde es aber auch der zarischen Regierung zugetragen; sie ließ ihn als Aufrührer, der den Juden als ihr König gelte, einkerkern; nach fast zweijähriger Gefangenschaft (größtenteils in Kiew) wurde er freigelassen und flüchtete bald danach nach Galizien, von wo aus er sich nach mancher Irrfahrt und Mühsal in Sadagora in der Bukowina niederließ, das nun zum Ziel der Massenwallfahrt wurde. Aber auch viele, zumal jüngere, Zaddikim kamen, um ihm zu huldigen und der Unterredung mit ihm zu genießen; Jünger ward ihm unter ihnen keiner, keinen band er an sich, er wollte nur auflauschende Gäste, nicht Schüler zu dauernder Wechselwirkung. Rabbi Israel war wie der große Maggid ein bedeutender „Thora-Sager"; aber seine Thorot sind nicht Stücke einer denkerischen Lebenseinheit, sondern blitzende Einfälle, nicht eines Fragmentisten, sondern eines Aphoristen Werk; jene haben den tiefen Glanz des schlicht geschliffenen Steins, diese den üppigen des fazettierten. Auch ein bedeutender Gleichnisredner war der Rizsiner; aber seine Gleichnisse haben weder eine erhabene organische Selbstverständlichkeit wie die des Baalschem, noch eine keusche denkerische Gefaßtheit wie die Dow

Bärs; der Urenkel des Maggids erzählt seine gleichnishaften Parabeln, wie der Urenkel des Baalschem, Rabbi Nachman von Bratzlaw, seine geheimnistiefen gleichnishaften Märchen erzählt: als Dichter, und nicht wie jener als ein naiver, aus einer Traumwelt sich zum Lehrbild hebender, sondern als ein seines Zwecks kundiger und seiner Mittel bewußter. Man würde ihn in der Welt unserer Kultur einen genialen Improvisator genannt haben; gewiß war er ein Genie im Sinn dieser Kultur; Leib und Stimme des religiösen Genius war er nicht mehr.

Seine sechs Söhne waren glänzende und unfruchtbare Epigonen. Einer von ihnen, Bär mit Namen wie der Urahn, hatte ein tragikomisches Schicksal: er ging zu den „Aufklärern" über, erließ manifestartige Briefe gegen den Aberglauben, hielt es aber nicht lange aus, sondern kehrte nach Sadagora zurück, wo er seither in einer Art von halbfreiwilliger Gefangenschaft verblieb. Fast jeder von ihnen hatte Anhang, Zulauf, Hofstaat, Gemeinde, Volk; keiner von ihnen hatte einen Schüler. Viele Zaddikim taten ihnen nach. Was nach ihnen kam, verdient keine Erwähnung mehr.

Eine entgegengesetzte, aber nicht minder deutlich absteigende, eine in reinerer tragischer Linie verlaufende Entwicklung nahm die eigentliche Schule des großen Maggids.

Die chassidische Tradition gibt ihm dreihundert Schüler; etwa vierzig sind uns personhaft, zumeist

auch durch ihre Schriften bekannt. Von diesen sind acht in dieses Buch aufgenommen worden; sie sind mit drei oder vier andern — die ich nicht aufnehmen konnte, weil der volkstümlich überlieferte Stoff nicht hinreichte, daraus ein erzählerisches Bild ihres Lebens zu gestalten — die menschlich bedeutendsten. Es sind dies: Menachem Mendel von Witebsk; Schemuel (= Samuel) Schmelke von Nikolsburg; Mechulam Sußja (Sische) von Hanipol; dessen Bruder Elimelech von Lisensk; Levi Jizchak (= Isaak) von Berditschew; Schnëur Salman von Ladi, der „Raw von Reußen“; Jaakob Jizchak (= Jakob Isaak) von Lublin, genannt „der Seher von Polen“; Israel der Maggid von Kosnitz. Von diesen waren die drei letzten nach dem Tode des Maggids Schüler seiner Schüler, Schnëur Salman Schüler Menachem Mendels von Witebsk, Jaakob Jizchak der Schmelkes und Elimelechs von Lisensk, Israel von Kosnitz der Schmelkes, Elimelechs und Levi Jizchaks. Sie führen zum nächsten Geschlecht der Lehre über. Das sind die Zaddikim, die nicht mehr vom Maggid selbst, sondern allein von seinen Schülern die Lehre empfangen haben. In dieses Buch sind aus dem Geschlecht aufgenommen worden: Menachem Mendel von Rymanow, Abraham Jehoschua (= Josua) Heschel von Apt, beide Schüler Elimelechs, Mosche (= Mose) Jehuda Leib von Sassow, Schüler Schmelkes von Nikolsburg, und Jaakob Jizchak von Pžysha, genannt „der Jehudi“, d. i. der Jude, Schüler des

Lubliners. Ssimcha Bunam von Pzysha, erst Mitschüler des „Jehudi“, dann dessen Schüler und Nachfolger, führt zu einem weiteren Geschlecht über, das hier nicht mehr vertreten ist.

Menachem Mendel von Witebsk (st. 1788) war fast der einzige unter den Schülern des Maggids, der — in früher Jugend — noch den Baalschem gekannt hatte und ihn seinen Meister hatte nennen dürfen, ja eine legendäre Überlieferung heißt den Baalschem ihn suchen und herbeirufen lassen. In der äußern Geschichte der Bewegung ist er dadurch bedeutsam, daß er sie nach Palästina verpflanzte. „Das Land“ stand von den Tagen Israels ben Eliesers an, der an dessen Schwelle, von geheimnisvollen Kräften gezwungen, umkehren mußte, im Mittelpunkt der chassidischen Erlösungssehnsucht, wie es in dem der vorchassidischen gestanden hatte. Rabbi Menachem fand ihr den aktiven Ausdruck, als er — nachdem er an den Kämpfen mit den bannfluchschleudernden Mitnagdim führend teilgenommen hatte — mit dreihundert seiner Chassidim aus Litauen nach Palästina wanderte (1777) und sich bei der alten Kabbalistenstadt Safed, sodann in Tiberias niederließ. Er schuf der Bewegung eine der geographischen Lage nach exzentrische, dem Geist nach zentrale Stätte; er gab ihr die organische Wiederanknüpfung. Und dem Land brachte er das neue Element des Volkstums zu und damit ein Element neuen Lebens. „Einst war das Land Israel erhoben

und erhob den Menschen, der hinkam", sagte ein späterer Zaddik; „jetzt ist es gesunken und der Mensch muß es erheben; das kann aber nur ein Erhobner, wie es Rabbi Menachem Mendel war." Er selbst freilich sagte, man müsse im Lande Israel alles erworbene Geistesgut ablegen und von neuem beginnen. Er betrachtete sich, wie er in einem Brief schreibt, als ein Sendling der Provinzstatthalter in das Schloß des Königs; ihm muß alles, was das Wohl der Provinzen angeht, stets gegenwärtig sein. Zumal mit seiner Gemeinde in Witebsk fühlte er sich dauernd so eng verbunden, daß ihm, wie es heißt, bei dem Gebet, das man vor dem Einschlafen spricht, alles, was sich mit und in seinen Chassidim begab, im Herzen offenbar wurde. Aber Rabbi Menachem hat eine besondere Bedeutung für die geistige Geschichte des Chassidismus, er ist der eigentliche denkerische Erbe des großen Maggids. In der nach seinem Tod unter dem Titel „Die Frucht des Landes" erschienenen Sammlung seiner Lehrreden ist die Grundidee des Maggids von Gott als der all-erschlossenen Innerlichkeit aller Dinge zu ihrer Reife gediehen.

Rabbi Schmelke[1]) (st. 1778) ist der große Prediger der Schule. Die Predigt war sein Element, weil er an die verwandelnde Wirkung des Wortes glaubte;

[1]) Schmelke ist die jiddische Form von Samuel; der Rabbi sah darin, daß diese als sein Rufname galt, ein Symbol des Lebens im Galuth, in der Verbannung — ein Symbol seines historischen Ortes, der ihm Macht und Wirkung seiner Seele verengerte.

und er glaubte an sie, weil er an die Göttlichkeit des echten Wortes glaubte. Die Predigt betrachtete er in tief religiöser Konzeption als die Handlung, durch die das Gebet der Gemeinde zu seiner höchsten Reinheit und Kraft gesteigert wird. Darum forderte er darin immer wieder zwei Dinge von den Betern: zum ersten, daß sie sich zur wahren Gemeinde einen, alles Trennende, Hemmende mit Strömen der Liebe hinwegspülen und sich zu einem einigen Wesen zusammenschließen, um der Einung der Gottheit die Stätte zu bereiten; zum zweiten, daß sie ihr Gebet von allen Sonderwünschen ablösen, sich über all ihr Bedürfen erheben und die ganze Macht ihres Selbst in das eine Begehren versammeln, daß die Einung Gottes und seiner Schechina geschehe. So auch betete er selbst und wurde von seiner Intention verzückt: mitten im Gebet kam er aus allen Bahnen des Gedächtnisses und der Gewohnheit und sang neue, nie gehörte Melodien. Ein Mann dieser Art und dieser Forderung mußte, als er aus seiner Gemeinde Ritschiwel nach dem dem Chassidismus ganz fremden Nikolsburg in Mähren kam, stetes Ärgernis erregen. Auf manches unverkrustete Gemüt übte er tiefe Wirkung; aber die Mehrheit der aus ihrer wohlgeregelten Ruhe Aufgestörten wandte alles auf, um ihm das Leben in ihrer Gemeinde zu verleiden. Die Legende hat in verschiedenen Lesarten die Begebenheit erhalten, wie Rabbi Elimelech, der jüngere Mitschüler Rabbi Schmelkes, ihn besuchte und den Bürgern von

Nikolsburg in einer derben Witzpredigt die Wahrheit sagte, sie seien einem so edlen Arzt kein geziemender Gegenstand, da müsse zuvor er, der Bader Elimelech, sie in seine Roßkur nehmen: und schon schleuderte er ihnen, einen nach dem andern ins Auge fassend, die Namen all ihrer heimlichen Laster und Verkehrtheiten zu. Rabbi Schmelke hätte dergleichen nicht vermocht, schon weil ihm die Schwächen des einzelnen Menschen nicht wichtig genug waren. Seine Grundhaltung zu den Menschen, auch zu seinen Feinden, war eben jene strömende Liebe, die er predigte. Sein Gebet und seine Menschenliebe waren es, die auf seine Schüler und Freunde (sein Lehrhaus war auch in Nikolsburg eines der Hauptzentren der Bewegung) und durch sie auf viele einen tiefen Einfluß übten.

Rabbi Sußja, im Volk als „der Rebbe Reb Sische" bekannt (st. 1800), war im Gegensatz zu dem — nicht durch seinen Willen, aber durch seine Art — aristokratisch abgeschlossnen Schmelke eine tief volkstümliche Gestalt. Mit ihm ist in einem späten Jahrhundert, in der Gepreßtheit des östlichen Ghettos die wundersame Figur wiedererstanden, die wir aus den Legenden von den Sufis, aus denen von den Franziskusjüngern kennen: der „Narr Gottes". Das ist der Mensch, der um der unverstörten Unmittelbarkeitsbeziehung zu Gott willen aus den Regeln und Ordnungen der Menschen getreten ist, ohne jedoch aus ihrem Leben zu treten: er ist nur abgelöst, nicht abgeschieden; er steht einsam dem ewigen Du

gegenüber, aber nicht in der Einsamkeit des Abgesonderten, sondern in jener welttreuen und gelassnen, die alle Verbundenheit einschließt: abgelöst-verbunden lebt er inmitten der Menschen, ihre Mängel nur als die eignen warnehmend, sich ihrer und aller Kreatur in der Gottesfreiheit erfreuend. Und da die Menschen so beschaffen sind, daß sie sich diese Haltung, die ihre Ausflüchte vor dem Unendlichen widerlegt, nicht gefallen lassen dürfen, begnügen sie sich nicht damit, den „Narren" mit ihrer Verachtung zu strafen: er wird der Mann der Leiden, nicht des jähen stürzenden Martyriums, sondern des lebenslang rieselnden; und er freut sich seiner Leiden. Aber auch so ist es mit den Menschen bestellt, daß sich an solch einem Schicksal ihre schönste Liebe entzündet. So ist auch Rabbi Sußja vom Volk geliebt worden.

Rabbi Elimelech, Sußjas jüngerer Bruder (st. 1786), hat in der Jugend dessen Wanderschaft geteilt; ohne Ziel, die Irrfahrten der verbannten Schechina nachlebend, nach erwachenden oder zu erweckenden Seelen Ausschau haltend, waren sie Jahr um Jahr umhergezogen. Dann aber teilte sich ihr Weg. Sußja wurde zwar seßhaft, aber es zog ihn immer wieder zum Wandern, und er blieb bis ins hohe Alter der Knabe, der Gott sein Liedlein vorpfeift. Elimelech war zum Menschenführer berufen. Auch er kannte die zeitlose Welt der Verzückung, aber sein sicherer und überlegener Verstand lehrte ihn sich vor ihren Gefahren schützen und befähigte ihn, das Leben im

Geist und die organisierende Tätigkeit einander nahe-zubringen und zum Bündnis zu bewegen. Wieder war einer in Wahrheit zugleich Oberhaupt der Schule und Oberhaupt der Gemeinde, die drei Kreise umschlossen ihn im steten Gleichgewicht, und so darf Rabbi Elimelech als der eigentliche Nachfolger des großen Maggids angesehen werden, dem er an Selbständigkeit der Lehrgewalt erheblich nachstand, aber an aufbauender Macht nahe kam, den er an intuitiver Kenntnis der vielfältigen Menschen, ihrer heimlichen Gebrechen und Nöte und der zugehörigen Heilmittel vielleicht übertraf. So ist er als der Arzt der Seelen, der Bannherr der Dämonen, der wundermächtige Führer und Ratgeber im Gedächtnis des Volks verblieben.

Von ganz anderer Art, Sußja wesensnah, aber breiter, erdhafter, nationaler, der urwüchsigste und volkstümlichste unter den Schülern des Maggids, ist Rabbi Levi Jizchak, der Raw von Berditschew (st. 1809). Bei ihm durchdringt die Verzückung all sein festes, kräftiges Leben. Die Ekstatik Rabbi Schmelkes, dem er treu anhing, geht auf ihn über, nur daß sie in ihm gleichsam massiver wird; an Stelle jener seltsamen, schöpferisch hervorbrechenden Gesänge tritt eine unzügelbar wilde Bewegtheit des ganzen Körpers im Gebet: er gerät aus einer Ecke der „Klaus“ in die andre, er springt in der Sedernacht auf den Festtisch, daß die Schüsseln umherfliegen, er tanzt beim Segen vor der Verlesung des Buchs

Esther auf dem Pult und schier auf der Schriftrolle selber, er schlägt um sich, daß niemand sich in seine Nähe wagt. Das Leibliche hemmt ihn nicht. Wo die heiligen Kerzen brennen, greift er mit der bloßen Hand hinein; wenn er am Morgen des Laubhüttenfestes in die Lade langen will, in der der Paradiesapfel und der Strauß aus Palme, Myrte und Bachweide auf den Segen warten, stößt er die Hand durch den Glasdeckel und merkt es nicht; und am Brunnen, aus dem er Wasser zur Zubereitung der ungesäuerten Brote schöpft, verzückt ihn die heilige Pflicht, daß er hinabstürzt. Er liebt mit unwissenden und ungehobelten Leuten allerlei derbe Rede zu wechseln; aber auch das weltlichste seiner Worte ist geweiht, ist Jichud. Er packt hart zu, wo immer ihm etwas an einem mißfällt, aber er läßt sich belehren und beugt sich immer wieder der Einfalt. Und in derber breiter Vertraulichkeit redet er auch zu Gott; er tritt ihm nicht allein als leidenschaftlicher Fürsprech des Volks gegenüber, er rechtet mit ihm, fordert von ihm, ja er versteigt sich zu Drohungen von einem bittern und erhabenen Spaß, der, im Mund des einzigartigen Mannes unanfechtbar, in einen andern übergehend zur peinlichen Lästerung würde; aber er lobt ihn auch auf seine Weise, die vorgeschriebnen Gebetsworte mit zärtlichen Koserufen unterbrechend oder den geheimnisvollen Gesang der Heiligung, der die Zwiesprache der Engelchöre umfaßt, mit einer Aufzählung der großen Länderherren bei ihren Spitznamen ein-

leitend, jedem hinzufügend: „er sagt, er sei der König" und das Verzeichnis endend mit einem aufjauchzenden: „Ich aber, Levi Jizchak von Berditschew, sage" — und nun folgt: „Verherrlicht und geheiligt werde . . ." Auch die Gnade widerfährt ihm seiner Art gemäß: da kommt er am Abend in eine fremde Stadt, wo er keinen kennt, niemand nimmt ihn auf, endlich erbarmt sich ein Gerber seiner und lädt ihn in sein Haus, aber in der Gerberluft vermag er nicht zu beten, er geht in der Nacht in die einsame „Schul"; hier leuchtet ihm auf, was es mit dem Niederstieg der Schechina ins Exil für eine Bewandtnis hat: er sieht sie gesenkten Hauptes in der Gerbergasse stehen und bricht darüber in Tränen aus; er weint, bis er in Ohnmacht fällt; da erscheint ihm die Schechina und spricht zu ihm.

Unter den jüngeren Schülern des Maggids, die nach seinem Tode sich dem einen oder dem andern ihrer ältern Gefährten anschlossen, ragt Rabbi Schnëur Salman von Ladi (st. 1813) hervor, der Raw von Reußen, auch schlechthin „der Raw" genannt. Er hatte im Sinn, mit seinem Freund und Lehrer Menachem Mendel von Witebsk nach Palästina zu ziehen, kehrte aber auf dessen Wunsch, nach der Sage auf das Geheiß eines Traumgesichts, um und begründete den litauischen Sonderbau des Chassidismus, die „Chabad"-Schule, so genannt nach den Anfangsbuchstaben von drei oberen der zehn nach

der Kabbala von Gott emanierten „Sephirot“: Chochma, Weisheit, Bina, Vernunft, Daat, Wissen. Schon aus diesem Namen wird die Grundrichtung der Schule deutlich: die Erkenntnis als Weg zu Gott soll in ihr Recht wieder eingesetzt werden. Die Chabadschule stellt den Versuch einer Synthese von Chassidismus und Rabbinismus dar; neben den „Herzensdienst“ tritt, ihm gleichgestellt, ja zuweilen übergeordnet, das Studium, und es ist bedeutsam, daß der Raw, freilich einer Anordnung des großen Maggids Folge leistend, eine neue Bearbeitung des Religionsgesetzes, einen neuen „Schulchan Aruch“ verfaßte, bedeutsam, daß er als einziger unter den Schülern des Maggids dessen Lehre zu einem System auszugestalten suchte. Die rationalisierende Veranlagung des litauischen Juden hat zur Verankerung der Schule beigetragen. Doch darf ihrer Sonderstellung kein allzu grundsätzlicher Charakter beigemessen werden. War doch der Raw zumeist Anfeindungen der Mitnagdim nicht weniger, eher noch mehr ausgesetzt als die andern Zaddikim seiner Zeit: er wurde auf die Machenschaften der antichassidischen Rabbinen hin wiederholt verhaftet, mußte in Petersburg Festungshaft und langwierige Verhöre über sich ergehen lassen, und es waren entstellte Hauptlehren des Baalschem, die ihm zur Last gelegt wurden und zu deren echtem Sinn er sich auch bekannte. Die eigentlich ideellen Abweichungen seiner Schule waren in der Tat nicht tiefgehend, eher die praktischen. Am

wichtigsten für ihre Sonderstellung war wohl des Raws nachdrücklich geäußerte Abneigung gegen das Zaddiktum, wie es sich in seinem Geschlecht entwickelt hatte: als ein wunderkräftig helfendes Mittlerwesen. Sein klarer Blick sah die Gefahren dieser Entwicklung, als deren geringere ihm das Wachsen des Aberglaubens, als deren größte ihm die Schwächung der Unmittelbarkeitsbeziehung zwischen Mensch und Gott erschien. Doch zog er die Grenze nicht getreu; seine extreme Empfindung beinträchtigte die Wärme des Verhältnisses von Führer und Gemeinde und benahm insbesondre dem weiten Kreis der „Fahrenden" den glühenden Antrieb. Aber auch auf das Verhältnis zu den Schülern muß die geänderte Grundlage ihren Einfluß üben: je mehr das Geheimnis durch das „Wissen" verdrängt wird, tritt an die Stelle des nur zu übergebenden Wie ein lehrbares und erlernbares Was, die magnetische Kraft zwischen Lehrer und Schüler entschwindet. So konnte ein Zaddik nicht mit Unrecht von der „Chabad" sagen, sie gleiche einer geladenen Flinte in der Hand eines, der zielen kann und das Ziel kennt, nur der Zünder fehle. Doch hatte der Raw selbst den Funken sicherlich; aus seinem Leben werden manche Züge einer elementaren persönlichen Religiosität berichtet; und als eine Urkunde seines „Anhaftens", seiner ekstatischen Hingabe ist eine seiner Melodien verblieben, die, schlechthin „die Melodie des Rabbi" genannt, zuweilen einem kabbalistischen Lied, zuweilen nur dem Gott-

anruf „Tatenju“ (Väterchen) unterlegt, den Chabad-Chassidim immer wieder, beim Festmahl und in der Einsamkeit, inbrunstweckend auf die Lippen tritt.

Ihm gegenüber stehen die vier Schüler Elimelechs: Jaakob Jizchak von Lublin, der „Seher“, Israel der Maggid von Kosnitz, der Beter, Menachem Mendel von Rymanow, der Führer, Abraham Jehoschua Heschel von Apt, der Richter, von denen die ersten zwei noch im Lehrhaus des großen Maggids geweilt hatten. Eine besondre Stellung kommt dem Schüler Rabbi Schmelkes, Mosche Leib von Sassow, zu, dessen Amt nicht anders bezeichnet werden kann, als daß er die Geschöpfe liebte. Diese fünf stellen die Spätblüte des eigentlichen Zaddiktums dar.

Von Rabbi Mosche Leib (st. 1807) — ich kehre hier die im Hauptteil gewählte Reihenfolge um — braucht in diesen einführenden Bemerkungen kaum gesprochen zu werden, da sein Bild aus den Geschichten selbst in hinreichender Deutlichkeit aufsteigt. Wie in seinem Freund, dem Berditschewer, Rabbi Schmelke die Gabe des Gebets erweckte, so in ihm die der helfenden Liebe. In seinem Liebeseifer zu Menschen und Tieren lebt eine hinreißende Spontaneität; die Paradoxie jenes Imperativs der Nächstenliebe — man soll lieben: kann man denn sollend lieben? — scheint hier ausgelöscht. Und doch gibt es Widerstände; auch dem Sassower widerfährt es, daß er einen boshaften, einen selbstsicheren, einen weltverstörenden Menschen nicht von selbst liebt. Aber eben davon

pflegte ja sein Lehrer zu sprechen: daß man jede Seele lieben soll, weil sie ein Teil Gottes ist; vielmehr, daß man gar nicht mehr umhin kann, eine Seele zu lieben, wenn man erst wahrhaft inne wurde, daß sie ein Teil Gottes ist. Gott liebt sich in den Wesen; man soll ihm nacheifern und ihn in ihnen lieben. Und so liebt der Sassower die Wesen immer vollkommner: weil er mit der Liebe zu Gott Ernst macht. Gerade an seinen Widerständen und Überwindungen erschließt sich uns der rechtmäßige Sinn jenes Imperativs, der eben nicht lautet: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“, sondern: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, ich bin der Seiende“.

Als eine noch volkstümlichere Gestalt verwandter Art habe ich, damit ein so wesentlicher Ton vollständiger erklinge, in dieses Buch auch Rabbi Wolf von Zbaraž aufgenommen, obgleich er kein Schüler des großen Maggids, sondern der Sohn und Schüler eines andern bedeutenden Baalschemjüngers, des Rabbi Jechiel Michal war. In ihm ist die Liebe zu den „Bösen“ vielleicht noch reiner, jedenfalls noch schlichter ausgebildet. Erwähnt sei, daß einzelne der Geschichten, die von ihm berichtet werden, an Erzählungen aus dem Leben talmudischer Meister erinnern; doch ist die Echtheit des Kerns unverkennbar und die Ähnlichkeit stammt von der ewig gleichen Bewährung des Liebesgeistes.

Was in diesen Männern so naturhaft besteht oder hervorbricht, das muß ein anderer Zaddik, Abraham

Jehoschua von Apt (st. 1822), sich durch Irren und Arbeit erwerben. Denn er beginnt mit der „Gerechtigkeit“, das heißt mit dem Gerechtseinwollen, und erfährt Schritt für Schritt, daß die menschliche Gerechtigkeit ihrem Wesen nach versagt, wo sie mehr als Ordnung, wo sie Beziehung sein will: daß Gottes Gerechtigkeit nicht wie seine Liebe die Vollkommenheit einer Eigenschaft ist, der wir nacheifern können, sondern ein Rätselhaftes, dem alles, was Menschen Recht und Gesetz nennen, unvergleichbar bleiben muß; der Mensch soll gerecht sein, in den Grenzen seiner Ordnung, und soll, wenn er sich damit über sie hinaus auf die hohe See der Beziehung wagt, Schiffbruch leiden und sich zur Liebe retten. Die Wende im Leben des Apters ist jene Begebenheit, die ich schon früher einmal erzählt habe: wie eine leichtfertige Frau von ihm öffentlich verwiesen wird und nun seine Haltung mit der Gottes vergleicht: da fühlt er sich „bezwungen“ und wandelt sich. Aber sein Weg zur Liebe erscheint ihm nicht als der eines einzelnen irdischen Lebens: er sieht ihn im Zusammenhang der Wanderungen seiner Seele, in deren Gange die Liebe zu vollenden ihm aufgegeben ist.

Dies der eine der vier Elimelech-Schüler, von denen in diesem Buch erzählt wird. Sein Gefährte Rabbi Mendel von Rymanow (st. 1815) ist von Art und Leben grundverschieden. Unter allen scheint er vom Lehrer die organisierende Fähigkeit empfangen zu haben, nur daß er sie eingeschränkter übt. Von den

drei Kreisen ist es der mittlere, die Gemeinde, der ihn zumeist angeht. Er gibt seiner Gemeinde Gesetze, als wäre sie ein Staat, und sie ist ihm wirklicher als der Staat. Er maßt sich nicht an gerecht zu sein; er wacht nur über der gerechten Ordnung in seiner Gemeinde. Wenn er rügen muß, greift sein Wort unmittelbar wie eine Gewalt der Natur in das Geschehen ein. Und so kann er, der wie kein andrer nüchtern ist, wo es gilt, Maß und Sitte zu wahren, sich zu urzeitlicher Majestät erheben, wenn er die Gemeinde, um sie, die stets zu erstarren droht, zutiefst aufzurühren und zu verschmelzen, als Gottes eingesetzter Vertreter von dem Zwang der Thora entbindet und neu vor die Wahl stellt. Solchermaßen die Rede verwaltend, wird er auch seinen Schülern zum Vorbild des mit jedem Wort Verantwortung übenden Menschen.

Siech sein Leben lang und immer wieder am Tode, aber betgewaltig, daß die Beterreihen auf die schmächtige Gestalt wie auf einen heldenhaften Anführer schauten, einer jener von der Geschichte der Religionen in einem verschwiegen hymnischen Abschnitt bewahrten frohmütigen Heroen der leiblichen Krankheit, die, wo für das Auge des Arztes alle Stärke zerrann, vom heimlichen Brunnen das Siegel brechen, daß die Kraft hoch aufsteigt, war der Maggid von Kosnitz, Rabbi Jsrael (st. 1814). Es heißt, der Baalschem habe ihn seinen Eltern, einem Buchbinder und dessen Weibe, im hohen Alter verheißen, weil sie ihm durch

ihre Sabbatfeier das Herz erfreut hatten[1]. Von seiner Kindheit an soll ihm kein „fremder Gedanke" genaht sein, den er nicht erhoben und erlöst hätte. In seiner Jugend hatte er, so wird erzählt, achthundert Bücher der Kabbala durchforscht; als er aber vor das Angesicht des großen Maggids trat, erkannte er, daß er nichts wußte. Nach dem Tode des Meisters schloß er sich Rabbi Schmelke, nach dessen Tod Rabbi Elimelech, nach dessen Tod Rabbi Levi Jizchak an; in der Reife des Lebens und des Werks wollte er noch Schüler heißen. Wenn er das Wort eines der talmudischen und spätern Meister anführte, sprach er dessen Namen stets mit Angst und Zittern aus. Am Vorabend des Versöhnungstags pflegte die ganze Gemeinde, Männer, Frauen und Kinder, vor seine Schwelle zu kommen und mit lautem Weinen um die Sühnung zu flehen; er trat weinend heraus, warf sich in den Staub und rief: „Ich bin sündiger als ihr alle"; so weinten sie mitsammen und zogen dann mitsammen ins Bethaus, das Kolnidre-Gebet zu sprechen. Er sagt einmal, es gebe ein lebendes und ein totes Gebet; dem lebenden liege ob, die toten zu erwecken und mit emporzutragen. Diese Macht des lebenden Geistes ging unablässig von seinem Krankenlager aus. Überallher kamen Juden, Bauern und Edelleute zu ihm, seinen Segen zu empfangen oder auch nur sein Ant-

[1]) S. in meiner „Legende des Baalschem" die Geschichte „Das dreimalige Lachen".

litz zu schauen. Von keinem andern Zaddik seit den Tagen des Baalschem werden so viele Heilungen „Besessener“ berichtet wie von ihm. Aber die Legende stellt ihn auch der Geschichte seiner Zeit gegenüber. Er soll Napoleons Triumph, danach dessen Sturz geweissagt haben, ja der Beginn dieses Sturzes — der Ausgang des russischen Feldzugs — wird auf die magische Kraft seines Betens zurückgeführt: der Todkranke stand an einem Sonntag von der zweiten Stunde nach Mitternacht bis zur dritten Stunde nach Mittag im Gebet. Kurz vorher von einem Besucher befragt, wie es ihm ergehe, gab er zur Antwort: „Ich bin jetzt ein Kriegsmann. Die fünf Bachkiesel des jungen David habe ich für meine Schleuder aufgesammelt.“

Führenden Anteil an dem kosmischen Kampf, den der Kosnitzer Maggid meinte, nahm auch sein Mitschüler und Freund, der „Seher von Polen“, Rabbi Jaakob Jossef von Lublin (st. 1815), der die seinem Lehrer Elimelech eigne intuitive Gewalt in noch gesteigertem Maße besaß; „des Lubliners Augen hat, mit Verlaub, auch der Rebbe Reb Melech nicht gehabt“, sagte einer seiner Schüler. Er ist der einzige Zaddik, der vom Volk diesen Beinamen des Sehers, des Schauenden empfing. Dieser Name kann freilich nicht scharf genug gegen den des Propheten — an den für keinen der Zaddikim irgend zu rühren versucht werden konnte, da wir im unprophetischen Zeitalter leben — abgegrenzt werden. Durch den Propheten redet der

Wille Gottes, er sieht und sagt nicht etwa eine zukünftige Wirklichkeit voraus, sondern ihn geht das Zukünftige im Gegenteil nur insofern an, als es noch ganz und gar nicht als eine Wirklichkeit zu fassen und zu „schauen“ ist, insofern nämlich, als es noch im Willen Gottes und in der freien Beziehung des Menschen zu diesem Willen ruht, insofern also, als es noch von der Bestimmbarkeit, von den Strömen des Überwirklichen umflossen ist. Der „Schauende“ dagegen sieht die Wirklichkeit, und nur sie, in Raum und Zeit, nur daß sein Sehen weiter reicht als die Wahrnehmung der Sinne und die Arbeit des erkennenden Verstandes, auch hinaus ins Werdende, auch tief zurück ins „Vergangene“, dessen er eben auch am Gegenwärtigen und in ihm inne wird. Es heißt im Talmud (Babli, Chagiga 12a): „Das Licht, das Gott am ersten Tag schuf, der Mensch schaute darin vom Ende der Welt bis zum Ende. Als aber Gott das Geschlecht der Sintflut und das Geschlecht des Turmbaus betrachtete und sah, daß ihre Werke verderbt waren, stand er auf und verbarg es vor ihnen ... Und für wen verbarg er es? Für die Gerechten der künftigen Zeit.“ Dieses Urlicht, das vor der Schöpfung der Himmelslichter bestand, läßt die Legende sich dem Lubliner Rabbi erschließen, schon in der Kindheit; aber er konnte das Übel der Welt, das seinen Blick überstürzte, nicht ertragen und erbat, daß das All-Schauen von ihm genommen wurde. Doch auch jetzt noch konnte er von der Stirn eines Besuchers oder von

dessen überreichtem Bittzettel nicht bloß sein Wesen und seine Taten, sondern auch die Herkunft seiner Seele, ob sie — nach dem Stammbaum der Seelen, die ihre eigne Fortpflanzung haben — in Kain oder in Abel wurzle, und ihre Wanderschaften ablesen. Unzählige kamen zu ihm gezogen, um ihre Seele von dem Licht seiner Augen durchstrahlen und erleuchten zu lassen. Ein Schüler berichtet, wenn einer zum ersten Mal zu ihm gekommen sei, habe er ihm Lebens- und Seelgeist enthoben und sie gewaschen und gereinigt und erst dann ihm wieder eingetan, wenn sie wie in der Stunde der Geburt waren. Und die Schüler fühlten sich in seiner Helle so geborgen, daß sie, solange sie darin verweilten, das Exil vergessen und sich im Heiligtum zu Jerusalem wähnen konnten. Er aber vergaß das Exil nicht. Unablässig der lösenden Stunde harrend, wurde er endlich Urheber und Mitte jener geheimnisvollen Handlung, zu der er sich mit etlichen andern Zaddikim, darunter dem Napoleongegner Israel von Kosnitz und dem Napoleonanhänger Mendel von Rymanow verband, um die napoleonischen Kriege in den vormessianischen Endkampf der Gog und Magog zu verwandeln, und in deren Verlauf die drei Führer in einem Jahr zum Tode kamen[1]). Sie hatten

[1]) Ich habe darauf verzichtet, Stücke der Begebenheit, der letzten ihrer Art, unter die Geschichten dieses Buches aufzunehmen, da die Erzählung der ganzen ihrem Wesen gemäß einer gesonderten Veröffentlichung vorbehalten ist.

das Ende bedrängt; sie verbrannten in seinem Anhauch.

Der „Seher“ war der letzte Zaddik, dessen Walten die drei Kreise im Gleichgewicht verband, der letzte, der mit gleicher Kraft den „Olam“ und die Schülerschaft leitete. Aber auch bei ihm schon, in seiner zuweilen mehr leidenschaftlichen als überlegnen Führung sind die Zeichen des beginnenden Verfalls erkennbar. Vor allem in seinem Verhältnis zu den Schülern, das in der Neigung aber auch im Gegensatz eine Heftigkeit annehmen konnte, die den Meistern des Anfangs ganz fremd war. Der große Maggid stand wie der Baalschem zu seinen Schülern in der firmamenthaften Überwölbung der großen Liebesklarheit; so hatten sie ihre Fülle und ihren Frieden in ihm, waren nie bedürftig, nie aufgestört. Bei Rabbi Elimelech hebt schon, wenn auch erst kaum merklich, die Problematik des persönlichen Gefühls an; er unterscheidet schon unter den Schülern, ja er kennt die Eifersucht. Beim Lubliner kommt die Problematik, von seinem unbändigen Machtbewußtsein genährt, zum Ausbruch. Wenn es etwa einen Schüler doch aus der Helle des Heiligtums zu dem inbrünstigen Dunkel eines andern Zaddiks zieht, den er einmal belauscht hat, wie er in seiner Kammer das Hohelied sprach, verwehrt es ihm der „Seher“ mit drohendem Wort. Aber am verhängnishaftesten offenbart sich die Problematik in seiner Beziehung zu seinem be-

deutendsten Schüler, dem „Jehudi". Das fragmentarische Material reicht nicht aus, um diese aus Neigung und Gegensatz wunderlich gemischte Beziehung in ihrem innern Zusammenhang zu überschauen; wer aber mit dem Material sich befaßt, muß erkennen, daß er den Boden der Tragödie betreten hat. Wie bei der leiblichen Nachkommenschaft des großen Maggids da, wo die Abgeschiedenheit Abrahams des Engels in den Hochmut seines Sohns umschlägt, so ist bei der geistigen hier, wo Elimelechs Unterschiedlichkeit im Lubliner zu eifernder Seelenherrschaft, die sich mit seiner echten Demut wunderlich vertrug, geworden ist, der Punkt, wo der Niedergang der chassidischen Bewegung sichtbar beginnt. Mit der breiten Einheit der drei Kreise ist es hier wie dort zu Ende, sie zerfällt hier wie dort, nur daß dort die Schülerschaft aufgegeben wurde, hier sie der einzige Kreis ist, der zuletzt verbleibt.

Jaakob Jizchak hieß der Jehudi (st. 1814) wie sein Lehrer; eben deshalb soll er, weil es nicht geziemend ist, im Umkreis eines Meisters dessen Namen zu gebrauchen, mit dem Beinamen „der Jude" bezeichnet worden sein; der bürgerte sich so ein, daß später andre Zaddikim Jaakob Jizchak nur „heiliger Jud" anredeten. Aber es liegt in dem Namen etwas anderes, etwas Sinnbildliches. Als Knabe schon wollte der Jehudi an dem Beten der andern nicht teilnehmen, Schelten und Schlagen war vergeblich; da merkte sein Vater, daß er, nachdem das Bethaus

geschlossen wurde, übers Dach und durchs Fenster hineingeklettert kam und sein Gebet sprach, und so Tag und Tag. In seiner Jugend pflegte er, von niemand gesehen, in einer Scheune zu beten. Er galt damals schon als ein großer Gelehrter im Talmud, der aber nichts vom Herzensdienst wisse. Alle meinten von ihm, er gehe nicht ins Tauchbad; man sah ihn nämlich nie in einer der Gruppen, die, weil das Bad neunzig Stufen tief lag und eisig war, stets in einem, zehn Männer oder mehr, hinzogen, um erst einen Scheiterhaufen zu errichten und das Wasser zu erwärmen, auch um einander die Unheimlichkeit der langen glatten Treppe zu mildern; er aber ging allein um Mitternacht hin, tauchte, kehrte heim und lernte in der Kabbala; zuweilen fand ihn in der Frühe seine junge Frau ohnmächtig vor dem Buche liegen. Es war die Stadt Apt, in deren Gebiet seine Eltern wohnten, Rabbi Abraham Jehoschuas Stadt; und dieser war es, der ihm „entdeckte", aber auf seine dringende Bitte verriet er ihn der Welt nicht. Eine Zeit danach hatte der Jüngling ein vertrautes Gespräch mit einem andern, der sein einziger Freund war; dem gestand er, daß ihm eine Höhe gezeigt worden sei, die er im Erdenleben nicht erreichen könne, nun ziehe es ihn dahin und er bitte Gott an jedem Morgen um den leiblichen Tod. Der Freund gab ihm den Rat, zum Rabbi von Lublin zu fahren, bei ihm werde er die Erleuchtung finden. Am nächsten Tag schon folgte Jaakob Jizchak dem Rat. So kam er zu

dem „Seher“, der ihn, so heißt es, schon erwartete. Hier wurde ihm zunächst eine tiefe Beruhigung zuteil; wenn man von seiner Jugend weiß, versteht man, was er einmal sagte: er habe in Lublin einschlafen gelernt. Aber der Seher stand nicht, wie sein Lehrer, der Maggid, in der großen Liebesklarheit, in deren Obhut sich die Lebenssubstanzen der Schüler, eine jede aus ihren Elementen, auferbauen; er stand in der Welt seiner geistigen Triebe, deren oberster sein Schauen war, und ob auch seine — ebenfalls leidenschaftliche — Demut immer wieder den Ausgleich zwischen dieser seiner Welt und der Welt ihm auferlegte, er vermochte einen Menschen wie den Jehudi nicht wahrhaft aus dessen Voraussetzungen zu fassen und zu halten. Dem Jehudi aber hatte seine Kindheit und Jugend auch nicht die rechten Kräfte zu einem reinen Einvernehmen mit einem Lehrer wie dem Lubliner mitgegeben; so entstand jene aus Nähe und Ferne gewobene Beziehung, in deren Fortgang der Jehudi das bis dahin Unerhörte tat: er begründete bei Lebzeiten seines Lehrers eine eigne Gemeinde. Hier verließ den Seher sein Sehen; die Handlung, die seinem Schüler — der hatte sterben wollen, zu ihm gekommen war und bei ihm nicht hatte leben können — das Weiterleben ermöglichte, indem sie ihm das Wirken ermöglichte, verstand er als eine Wettkampf-Ansage oder ließ sie sich doch als eine solche aufreden. Das trug den letzten Widerspruch in die schon so beladene Beziehung. Die aber in all ihrer

Unruhe und Bitternis für den Jehudi zentral blieb: er mußte alles, was sich begab, darauf beziehen; er mußte sich immer wieder an der Überbrückung des Unüberbrückbaren versuchen. Unter dieser Verfinsterung hatte er unterdessen seinen Weg begonnen, und die Scharen flogen ihm zu. „Kehret um", rief er, „kehret schnell um, denn die Zeit ist kurz, keine Frist mehr verbleibt für neue Wanderung, die Erlösung ist nah!" Er blieb jenseits des magischen Bereichs, in das der Lubliner und dessen Freunde damals eintraten; es schien ihm nicht not zu tun, das „Obere" zu beschwören, sondern das „Untere". Er wollte nicht das Ende bedrängen, sondern den Menschen dem Ende zubereiten. „Er wollte", so hat Uri von Strelisk, der ‚Seraph', von ihm gesagt, „einen neuen Weg herabbringen: Lehre und Gebet zu einem Dienst zu verschmelzen. Aber er starb in der Mitte seiner Arbeit und vollbrachte sie nicht." Was ihm von seinen Gegnern am schwersten angerechnet wurde, daß er die Gebetszeiten nicht einhielt, sondern — wie später der Rižiner und andre ihm nachtaten — wartete, bis die Fülle kam, war nur eine notwendige erste Folge seines Willens zur Konzentration. Zu manchen andern Folgen gelangte er nicht mehr. Er starb im Anstieg seiner Kraft, ein Jahr vor seinem Lehrer. Über die Ursache seines Sterbens weiß eine Sage zu melden, sein Lehrer habe es ihm anbefohlen, um durch ihn aus der obern Welt zu erfahren, was zu tun sei; aber eine andere erzählt, man habe ihm

von oben zur Wahl gestellt, ob sein Lehrer oder er sterben solle, und er habe gewählt. Und noch einen Bericht gibt es, aus dem klingt heraus, daß das Geheimnis seiner Jugend sich ihm damals auf höherem Plan erneuerte, und daß der höchste Jichud, wenn er ohne Verwurzelung vollzogen wird, mit dem leiblichen Tode verbunden ist.

Ich habe von diesem — als erster in der chassidischen Bewegung — unverwurzelten Geist so ausführlich gesprochen, weil an ihm und an seinem Schicksal deutlich wird, was mit dem Doppeltitel dieses Buches gemeint ist. In zwei oder drei Geschlechtern der Lehre, in vierzig Menschenjahren hat der Chassidismus den Gang in die Unterwelt tun müssen, für den anderen Religionsgebilden Jahrtausende gewährt waren: aus der Geborgenheit der Seele zu ihrer Verlassenheit, aus der firmamenthaft überwölbten Gemeinschaft in die letzte Einsamkeit vor dem Unendlichen. Einem einsamen Baum hat der größte unter den Schülern des Jehudi und sein Nachfolger jeden Menschen verglichen.

Von diesem, Rabbi Ssimcha Bunam von Pžysha (st. 1827), ist vor 20 Jahren behauptet worden[1]), es habe ihm ein Übermaß von Klugheit das Fehlen von Weisheit ersetzt. Seit — vor etwa 10 Jahren — das Material über den unvergleichlichen Mann erstmalig gesammelt worden ist, darf dieses Urteil als

[1]) Verus (d. i. Ahron Marcus), Der Chassidismus, Pleschen 1909, S. 163.

widerlegt bezeichnet werden. Rabbi Bunam ist vielmehr einer der seltenen exemplarischen Beweise für die merkwürdige und herzerfreuende Wahrheit, daß Klugheit in Weisheit umschlagen kann. Auch er ist, wie sein Zeitgenosse Israel von Rižin, ein Genie im Sinn der modernen abendländischen Kultur, auch er ein bedeutender Thoraredner und Gleichniserzähler ohne die herbe Gewalt der ersten Meister; aber sein Wort steht, wo immer es zu seiner Reinheit und Unmittelbarkeit gediehen ist, da, wohin das des einfallblitzenden Rižiners nicht gelangen kann, in der Sphäre der echten Weisheit. Die wesentliche Ursache dieses Unterschieds scheint mir zu sein, daß Bunam nicht bloß wie Israel Sohn und Vater, sondern auch Schüler und Lehrer gewesen ist. Es ist nicht wahr, daß Weisheit „von selbst“ komme: sie hebt im wahren Lernen an und vollendet sich im wahren Lehren. Auf beides hat sich der Mann Bunam wie keiner der Zaddikim nach dem Jehudi verstanden. Der hatte, obgleich die Massen ihm zuströmten, keinen eigentlichen Blick und Sinn für sie, er war in seiner allein wesentlichen Äußerung ein großer Lehrer und Bunam hat bei ihm in einer großen Weise gelernt. Er war kein „geborener Rabbi“; hintereinander hatte er sich als Schreiber, als Holzhändler, als Apotheker in der Welt umgetan; er war wohl zum Talmudstudium nach Ungarn, aber auch vielmals zum Handel nach Danzig gereist, mit offenen Augen und unbefangen mitlebender Seele. „Meïr“, sagt er später einmal von einem andern

Zaddik, „ist ein Gottesmann von Jugend auf und weiß nicht wie man sündigt; wie soll er da wissen, was den Leuten fehlt, die zu ihm kommen? Ich war in Danzig und in den Theatern, und ich weiß, wie es mit dem Sündigen zugeht — seither weiß ich auch, wie man einen jungen Baum, der krumm wächst, zurecht biegen kann.“ Ein andermal sagte er: „Ich hatte im Sinn, ein Buch zu schreiben, das sollte ein Viertel Papier stark sein und ‚Adam‘ heißen, und es sollte darin stehen der ganze Mensch. Dann aber habe ich mich besonnen, es sei besser, dieses Buch nicht zu schreiben.“ Seit ihm die chassidische Wahrheit entgegentrat, pflegte Bunam erst zum Kosnitzer Maggid zu fahren, dann kam er nach Lublin, wo der Seher den „deutsch“ aussehenden Mann dennoch sogleich liebgewann, endlich lernte er den Jehudi kennen; von da an kam er jedesmal von Danzig nach Pžysha zu ihm und war bald sein vertrautester Schüler. Nach seinem Tod wurde er von allen zum Rabbi erwählt; aber das Wandern war ihm so ans Herz gewachsen, daß es ihm widerstrebte, dazusitzen und eine Gemeinde zu führen; erst als er bald darauf zu erblinden begann, fügte er sich drein, aber auch jetzt noch wehrte er sich gegen sein Zaddiktum und ließ viele, die zu ihm kamen, tagelang warten, so schwer war es ihm, den neuen Beruf auszuüben. Zu der Menge hatte er keine Beziehung, auch nicht die des Jehudi, ein Gegenstand ihrer Begeisterung zu sein; aber mit dem Lehren war es ihm,

als er erst wahrhaft begonnen hatte, lebendigster, verantwortungsstärkster Ernst; und seine Wirkung auf die jungen Menschen, die überallher kamen und baten, in seiner Nähe verweilen zu dürfen, war eine rüttelnde und umwälzende. Da die Jünglinge um seinetwillen Haus und Erwerb verließen, wurde er wie kein anderer von den Familien im weiten Land befehdet. Aus einem sachlicheren Grund waren ihm die Zaddikim seiner Zeit entgegen. Einer von ihnen, Naftali von Ropschitz, wohl der geistreichste unter den Schülern des Lubliners, sagte einmal zu einem jungen Menschen seiner Stadt, der seinen Segen zu einer Heirat mit einem Mädchen aus der Gegend von Pzysha erbat: „Gegen den Rabbi spreche ich nicht, denn er ist ein Zaddik; aber der Weg ist gefährlich für die Schüler, die ihm folgen. Wir dienen so viele Jahre, um zu der Macht und Inbrunst zu kommen, die sie dort in einer kurzen Weile erlangen; da kann sich, Gott behüte, die ‚andere Seite' mit der Dämonie des Venussterns einschleichen" (unter dem Gut und Böse sich mischen). Schließlich kam es sogar auf der großen Zaddikimhochzeit zu Ostila zu einer Art Gerichtsverhandlung, bei der der Apter Rabbi den Vorsitz führte und die Anklage abwies. Aber der kam eine tiefere Berechtigung zu, als die Ankläger wohl ahnten. Bunam versuchte auf dem Weg weiterzuführen, den der Jehudi betreten hatte; aber da er nicht, wie sein Lehrer, daran glaubte, daß die Erlösung nahe und die Bereitschaft des

Menschen zu schaffen sei, konnte er die Richtung nicht wahren. Der Jehudi hatte versucht, Wurzel im Ziel zu schlagen; Bunam glaubte an das Ziel nicht in der Unmittelbarkeit; so blieb das Erbe des Meisters in der Luft hängen. Vorüber ist es nun mit dem Ausblick in eine Verschmelzung von Lehre und Gebet, die einen Moment lang am Horizont erschienen war, da es mit der alten Verwurzelung vorüber ist und die neue sich als unmöglich erweist. In der Atmosphäre der Verlassenheit, die nun auch Ziel-Verlassenheit geworden ist, in der Atmosphäre des „Individualismus" kann noch Weisheit gedeihen, aber keine Heiligkeit mehr reifen. „Der Geheimniskundige" wird der weise Bunam genannt, aber geheimnisnah, wie noch der Jehudi war, ist er nicht mehr, — auch er nicht mehr Leib und Stimme des religiösen Genius. Das Gebet, das um der Konzentration willen vom Jehudi „verzögert", d. h. subjektiviert worden war, tritt nun — eine natürliche Folge der Suprematie der Schule über die Gemeinde — zurück gegen die Lehre; die aber verwandelt sich unter dem Einfluß der Wurzellosigkeit immer mehr aus der Übergabe des Unaussagbaren wieder in das Studium von Inhalten; das Irrational-Direkte tritt zurück gegen das Rational-Indirekte. Bunam selbst hat das, um was es hier geht, in einem tiefen Wort ausgesprochen: „Was im Sohar steht, daß das Wort der Schrift ‚Wenn du zum Kriege ausziehst gegen den Widersacher' die Kriege mit dem Trieb meint,

ist die wahre Deutung; aber als der Krieg geführt wurde, war es das Geheimnis, jetzt, wo der Krieg nicht geführt wird, ist es eine Deutung."

Der tragische Vorgang vollendet sich in Bunams geistesstarkem und unseligem Schüler Mendel von Rozk (st. 1859), dessen Leben in diesem Buch nicht mehr erzählt wird. Das Band zwischen Gemeinde und Schule ist nun zerrissen, die Schülerschaft allein gilt noch, aber die Geistigkeit der Schülerschaft ist wie in der vorchassidischen Zeit wieder ganz im Talmudstudium verkapselt, das nun nicht mehr, wie bisher im Chassidismus, sich der Übung der Lehre als Glied einfügt, sondern die ganze absorbiert; auch der alte Dünkel des Gelehrten dem Am-ha-arez gegenüber ist wiedergekehrt und äußert sich in übermütigen Streichen. Man ostendiert die Gleichgültigkeit allem Herzensdienst gegenüber, weil man nicht „religiös" erscheinen will, doch die meisten sind es in Wahrheit nicht mehr. Aber der tut Unrecht, der Mendel von Rozk selbst von diesen Auswüchsen aus begreifen zu können glaubt; dazu ist auch diese Randgestalt noch viel zu groß. Mendel von Rozk ist in Wahrheit die Randgestalt des Chassidismus. Er gerät immer tiefer, immer abgründiger in die religiöse Problematik, der sein welterfahrener Lehrer immer wieder obgesiegt hatte. Dann beginnt, was mit ihm vorgeht, sich an Änderungen in seinem Gottesdienst zu äußern. Und endlich stürzt es aus ihm hervor. An einem Sabbat, beim heiligen dritten

Mahl, erhebt er sich und spricht: „Der Mensch ist ein Teil Gottes. Der Mensch hat Triebe und Lüste. Auch sie sind ein Teil Gottes.“ Was er noch gesprochen hat, darüber gehen die Berichte (sie sind nur in mündlicher Überlieferung erhalten) auseinander; jedoch einem nach endet er mit den Worten: „Es gibt keinen Richter und kein Gericht.“ Dann berührt er den Leuchter, die Zeremonie der Scheidung zwischen Sabbat und Woche nur noch symbolisch vollziehend, und geht. Die Leute sind alle aufgesprungen, sie stehen verwirrt, sie wollen von dannen, mit Mühe gelingt es einem Schüler und Freund des Kozkers, dem Gerer Zaddik, sie zu beruhigen. Rabbi Mendel aber bleibt hinfort bis zum Tod, dreizehn Jahre, in seiner Stube, mit der weißen Sabbat-Pekesche angetan; zuweilen nur streckt er durch den Türspalt einem Besucher die spitzen Finger zum Gruß entgegen.

Wenn ein Chassid dem andern die Begebenheit berichtet, pflegt nun jener vorzubringen: „Und das Tauchbad?“ Darauf antwortet der Erzähler, der Brunnen Miriams, der einst im Stein eingeschlossen mit den Juden durch die Wüste zog, habe sich in der Kammer des Rabbi aufgetan.

Die Mitnagdim aber erzählen sich, den Kozker hätten die Ratten gefressen.

Drei Geschichten vom Baalschem

Segen und Hindernis

Der Baalschem fragte einst seinen Schüler Meïr: „Meïrl, entsinnst du dich noch des Sabbats, als du die Fünfbücher zu lernen begannst — die große Stube deines Vaterhauses war voller Gäste, man hatte dich auf den Tisch gestellt und du trugst deine Rede vor?"

Der Rabbi sprach: „Wohl entsinne ich mich. Plötzlich kam meine Mutter herein und riß mich mitten in der Rede vom Tisch. Mein Vater wurde unwillig, sie aber zeigte nur auf einen Mann im kurzen Bauernpelz, der in der Tür stand und mich ansah; da verstanden alle, daß sie das böse Auge fürchtete. Während sie noch nach der Tür zeigte, war der Mann verschwunden."

„Ich war es", sagte der Baalschem. „In solchen Stunden kann ein Blick großes Licht in eine Seele schütten. Aber die Furcht der Menschen baut Wände vor das Licht."

Grenze des Rats

Die Schüler des Baalschem hörten von einem Mann als von einem Weisen reden. Einige unter ihnen verlangte es, ihn aufzusuchen und seine Lehre zu

erfahren. Der Meister gab ihnen die Erlaubnis; sie aber fragten weiter: „Und woran sollen wir erkennen, ob er ein wahrer Zaddik ist?“ „Erbittet von ihm“, antwortete der Baalschem, „einen Rat, wie ihr es anzufangen habt, damit die fremden Gedanken euch nicht mehr beim Beten und Lernen stören. Gibt er euch einen Rat, so wißt ihr, daß er der Nichtigen einer ist. Denn das ist der Dienst der Menschen in der Welt bis zur Todesstunde, Mal um Mal mit dem Fremden zu ringen und es Mal um Mal einzuheben in die Eigenheit des göttlichen Namens.“

Die Rede

An jedem Abend nach dem Gebet ging der Baalschem in seine Stube, zwei Kerzen wurden vor ihn gestellt und das geheimnisvolle Buch der Schöpfung mit anderen Büchern auf den Tisch gelegt. Dann wurden in einem alle vorgelassen, die seines Rats bedurften, und er redete zu ihnen bis an die elfte Stunde.

Als an einem Abend die Leute von dannen gingen, sprach einer von ihnen zu seinem Gefährten, wie ihm die Worte, die der Baalschem an ihn richtete, recht wohlgetan hätten. Der andere aber verwies ihm solches Geschwätz: sie hätten doch die Stube zusammen betreten und all die Zeit seither habe der Meister zu keinem als zu ihm geredet. Ein dritter, der dies hörte, mischte sich lächelnd ein: wie wunderlich sie sich beide irrten — habe doch der

Rabbi den ganzen Abend mit ihm ein vertrautes Gespräch geführt. Gleicherweise ließ sich ein vierter, ein fünfter vernehmen, endlich bekannten alle durcheinander, was ihnen widerfahren war. Doch schon im nächsten Augenblick verstummten sie.

Der große Maggid
Dob Baer von Mesritsch

Die Aufnahme

Rabbi Bär war ein Gelehrter von erlesnem Scharfsinn, aller gewundnen Gänge der Gemara kundig und auch in den Tiefen der Kabbala erfahren. Als er immer wieder vom Baalschem hörte, beschloß er ihn aufzusuchen, um die Weisheit des vielgerühmten Mannes zu erproben. Im Haus des Meisters angelangt und ihm gegenübertretend wartete er nach der Begrüßung, ohne ihn auch nur recht anzuschauen, auf die Lehrworte aus seinem Mund, um sie zu prüfen und zu wägen. Der Baalschem aber erzählte ihm, er sei einst tagelang durch eine Wildnis gefahren und hätte nicht Brot gehabt, um seinen Kutscher zu speisen; da sei ein Bauer des Wegs gekommen und habe ihm Brot verkauft. Sodann entließ er den Gast. Am nächsten Abend kam der Maggid wieder zum Baalschem und dachte, nun würde er doch wohl endlich ein Wort der Lehre vernehmen. Rabbi Israel aber erzählte ihm nur, er habe einmal unterwegs kein Heu für seine Pferde gehabt; da sei ein Bauer dahergekommen und habe die Tiere gefüttert. Der Maggid verstand nicht, was die Geschichten ihm sollten. Er war nun gewiß, es sei vergeblich, von diesem Mann Weisheit zu erwarten; in seine Her-

berge zurückgekehrt befahl er seinem Diener, die Heimfahrt zu rüsten, die sie antreten wollten, sobald der Mond die Wolken zerstreut hätte. Um Mitternacht wurde es hell; da kam ein Bote vom Baalschem, Rabbi Bär möchte in dieser Stunde vor ihm erscheinen. Er ging sogleich hinüber. Der Baalschem empfing ihn in seiner Kammer. „Hast du Wissen in der Kabbala?“ fragte er. Der Maggid bejahte. „Nimm hier das Buch ‚Der Baum des Lebens‘, schlag auf und lies.“ Der Maggid las. „Besinne dich.“ Er tat es. „Deute.“ Er deutete die Stelle, die von der Wesenheit der Engel handelte. „Du hast kein Wissen“, sagte der Baalschem; „steh auf!“ Er stand auf. Der Baalschem stand ihm gegenüber und sprach die Stelle. Da verging vor den Augen des Rabbi Bär die Stube im Feuer und er hörte die Engel durch das Feuer rauschen, bis ihn die Sinne verließen. Als er erwachte, war die Kammer, wie er sie betreten hatte. Der Baalschem stand ihm gegenüber und sprach: „Die Deutung, die du sagtest, ist richtig. Aber du hast kein Wissen, denn dein Wissen hat keine Seele.“

Rabbi Bär ging in die Herberge, hieß den Diener heimfahren und blieb in Mežbiž, der Stadt des Baalschem.

Der Fluch

In jungen Jahren lebte der Maggid mit seinem Weib in großer Armut. Sie wohnten in einem verfallenen Hause außerhalb der Stadt, für das kein Mietzins zu entrichten war, und da brachte die Frau ihren Sohn zur Welt. Bis dahin hatte sie nicht geklagt; als aber die Hebamme etwas Geld verlangte, um für das Kind Kamillentee zu kaufen, und kein Heller da war, stöhnte sie auf: „So ernährt er uns mit seinem Dienst!" Der Maggid hörte diese Worte und sprach zu ihr: „Nun will ich hinausgehn und Israel verfluchen, weil sie uns dem Elend überlassen." Er ging vor die Haustür, hob die Augen zum Himmel und rief: „Ach ihr Kinder Israel, die Fülle des Segens komme über euch!" Dann kehrte er in die Stube zurück. Als er die Frau zum zweiten Male aufstöhnen hörte, sagte er zu ihr: „Nun will ich ihnen aber in Wahrheit fluchen." Wieder ging er hinaus, hob das Haupt und rief: „Den Kindern Israel werde alles Glück zuteil — aber ihr Geld sollen sie den Dornsträuchern und den Steinen geben!"

Der Seufzer

Die Frau hielt schweigend das hungernde verstummte Kind. Da seufzte der Maggid zum ersten Male auf. Ungesäumt kam die Antwort; eine Stimme redete zu ihm: „Du hast deinen Anteil an der kommenden Welt verloren." „Wohlan," sprach er, „der

Lohn ist abgeschafft, jetzt kann ich wahrhaft zu dienen beginnen."

Strafe

Als der Maggid wahrnahm, daß er der Welt bekannt geworden war, bat er Gott, ihm kundzutun, durch welche Sünde er sich schuldig gemacht habe.

Das Zeichen

Beim Abschied gab der Baalschem seinem Schüler den Segen. Dann beugte er das eigne Haupt, von ihm den Segen zu empfangen. Rabbi Bär weigerte sich. Aber der Baalschem ergriff seine Hand und legte sie sich aufs Haupt.

Der Besuch

Als Rabbi Jaakob Jossef von Polnoj, der andere der beiden obersten Jünger und Werkerben des Baalschem und der Aufzeichner seiner Lehre, eine Zeit nach dessen Tod in Mesritsch weilte, bat ihn der Maggid, über Sabbat sein Gast zu sein. Der Polnojer sagte: „Ich führe mich Sabbats wie irgendein Hausvater, nach dem Essen muß ich mich schlafen legen und kann nicht die Tischzeit dehnen wie Ihr, der Ihr eine große Schülerschaft habt und an Eurem Tisch Lehre vortragt." „Ich will", erwiderte der Maggid, „mit den Meinen über den Sabbat in zwei Zimmern, die hinter dem Hof liegen, Wohnung nehmen und das Haus Euch überlassen, daß Ihr Euch darin ganz

unbehelligt wie in Eurem eignen führen könnt." So blieb der Polnojer mit seinem Schüler Rabbi Mosche, der ihn auf der Reise begleitete, im Haus. Am Sabbatvorabend nahmen diese beiden zu zweien das Mahl ein und danach ging Rabbi Jaakob Jossef zur Ruhe. Seinen Schüler verlangte sehr, an dem Tisch des Maggids zu sitzen, denn er kannte ihn als Führer des Geschlechts; aber er fürchtete, sein Lehrer könnte erwachen und seine Abwesenheit bemerken. Nach dem Sabbatabendmahl, der heiligen „dritten Mahlzeit", sagte der Polnojer zu seinem Schüler: „Wir wollen zum Tisch des Maggids gehen, ein weniges von seiner Rede zu hören." Wie sie über den Hof gingen, drang die lehrende Stimme des Maggids zu ihnen; als sie aber an seine Tür kamen, verstummte sie. Rabbi Jaakob Jossef kehrte in den Hof zurück; da hörte er den Maggid wieder vortragen; wieder wandte er den Schritt, wieder stand er an der Schwelle, wieder schwieg es drinnen. Als dies sich noch einmal wiederholt hatte, ging der Polnojer, beide Hände ans Herz gepreßt, im Hof auf und nieder und sprach: „Was wollen wir tun — am Tag, da unser Meister verschied, hat die Schechina ihren Ranzen gepackt und ist nach Mesritsch gewandert." Er versuchte nicht mehr an den Tisch des Maggids zu gelangen; nach Sabbat nahm er freundlichen Abschied von ihm und fuhr mit seinem Schüler heim.

Nähe

Ein Schüler erzählte:

Wenn wir zu unserem Lehrer fuhren: sobald wir innerhalb der Stadtgrenze waren, hatte sich uns alles Begehren erfüllt. Wem sich aber doch noch ein Wunsch regte, der war befriedigt, sowie er in das Haus des Maggids trat. Und fand sich einer, dem auch dann noch der Spiegel der Seele aufgerührt war — wenn er das Angesicht des Maggids schaute, hatte er die Ruhe.

Wirkung

Einige Schüler fuhren einst zum Maggid. „Wir wollen nicht verweilen," sprachen sie zueinander, „es ist uns genug, daß wir sein Angesicht schauen." Sie hießen den Fuhrmann vorm Haus warten. Der Maggid empfing sie und erzählte ihnen sogleich eine Geschichte, die aus vierundzwanzig Worten bestand. Sie hörten zu, sie nahmen Abschied, sie sagten zum Fuhrmann: „Fahr nur langsam voraus, wir kommen nach." Sie gingen hinter dem Wagen her und unterredeten sich von der Geschichte; sie gingen den Tag und die Nacht hinter dem Wagen her. Als der Morgen anbrach, hielt der Fuhrmann, drehte sich um und zankte: „Ist es euch nicht genug, daß ihr gestern Nachmittag- und Abendgebet vergessen habt, wollt ihr auch noch das Frühgebet versäumen?" Er mußte es viermal rufen, ehe sie ihn vernahmen.

Lehre

Am Vorabend des Schewuot, des Festes der Offenbarung, saß der Rižiner Rabbi einst an seinem Tisch und sprach nicht wie sonst in dieser Stunde zu seinen Schülern Worte der Lehre, sondern schwieg und weinte. Und so auch am zweiten Abend des Festes; nach dem Tischsegen aber sprach er:

„Manches Mal, wenn mein Ahn, der heilige Maggid, an seinem Tisch gelehrt hatte und die Schüler heimgingen, unterredeten sie sich über die Worte ihres Lehrers, und jeder führte sie anders an, und jeder meinte sie so und nicht anders gehört zu haben, und Rede stand der Rede gegenüber; auch gab es keine Entscheidung, denn kamen sie zum Maggid und befragten ihn, so pflegte er nur den überlieferten Spruch zu wiederholen: ‚Diese und diese sind Worte des lebendigen Gottes‘. Aber wenn die Schüler sich besannen, verstanden sie den Sinn des Widerspiels. Denn an ihrem Quell ist die Thora eine; in den Welten hat sie siebzigfältiges Antlitz. Schaut einer aber eins ihrer Antlitze wahrhaft an, da bedarf es keiner Worte und keiner Lehre mehr, denn die Züge des ewigen Angesichts reden zu ihm.“

Die zehn Grundsätze

Der Maggid sprach zu seinem Schüler Rabbi Sußja:

„Die zehn Grundsätze des Dienstes kann ich dich nicht lehren. Aber du magst zu einem kleinen Kind und zu einem Dieb in die Lehre gehen.

Drei Dinge wirst du von dem Kinde lernen:
es ist fröhlich, ohne eines Antriebs zu bedürfen;
keinen Augenblick verweilt es müßig;
und woran es Mangel hat, weiß es kräftig zu begehren.

In sieben Dingen wird dich der Dieb unterweisen:
er tut seinen Dienst in den Nächten;
erlangt er's nicht in einer Nacht, so wendet er die kommende dran;
er und seine Werkgenossen lieben einander;
er wagt sein Leben um ein Geringes;
was er erbeutet hat, gilt ihm so wenig, daß er es um die schlechteste Münze hingibt;
er läßt Schläge und Plagen über sich ergehen, und es ficht ihn nicht an;
sein Handwerk gefällt ihm wohl, und er tauscht es für kein andres ein."

Der Rabbi und der Engel

Rabbi Schmelke, der Raw von Nikolsburg, und sein Bruder Rabbi Pinchas, der Raw von Frankfurt am Main, wurden schwer enttäuscht, als sie an einem Freitag das erste Mal in das Haus des großen Maggids kamen. Sie hatten eine lange und wohlgeschmückte Begrüßung erwartet; er entließ sie nach kurzem Gruß, den Vorkehrungen zum Empfang

eines höheren Gasts, des Sabbats, hingegeben. Sie hatten erwartet, an den drei Sabbatmahlen gelehrte und geschärfte Vorträge zu vernehmen; der Maggid sprach bei jedem ein paar besinnliche Worte ohne Aufwand des Verstandes, und zumal beim dritten redete er nicht wie ein Lehrer zu lernbegierigen Schülern, sondern wie ein guter Vater einmal reden mag, wenn die Tischgemeinschaft ein wenig feierlicher als sonst ihn mit den Söhnen vereint hat. Darum nahmen sie schon am nächsten Tag Abschied von Rabbi Bär und gingen sodann ins Lehrhaus, sich auch von seinen Schülern zu verabschieden. Im Lehrhaus fanden sie einen von ihnen, den sie noch nicht kannten; es war Rabbi Sußja. Der sah die Eintretenden lange an, erst den einen, dann den andern; zuletzt sah er zu Boden und sagte ohne Gruß und Übergang: „Maleachi spricht: ‚Denn die Lippen des Priesters sollen die Einsicht hüten, und die Lehre suche man aus seinem Munde, denn ein Engel des Ewigen der Heerscharen ist er.‘ Das deuteten unsere Weisen also: ‚Wenn der Rabbi einem Engel gleicht, soll man die Lehre aus seinem Munde suchen.‘ Wie ist dies zu verstehen? Hat denn einer von uns schon einen Engel gesehen, daß er den Rabbi mit ihm vergleichen könnte? Aber eben so ist es gemeint: Wie du nie einen Engel gesehen hast, und doch, wenn er vor dir stünde, würdest du ihn nicht fragen und nicht prüfen und kein Zeichen von ihm fordern, sondern glauben und wissen würdest du,

daß dies ein Engel ist, so ist es auch mit dem wahren Zaddik. Von wem du solches erfährst, aus dessen Munde suche die Lehre."

Als Rabbi Sußja seine Rede geschlossen hatte, waren die Brüder in ihrem Herzen schon in die Schülerschaft aufgenommen.

Leib und Seele

Als Rabbi Schmelke von seiner ersten Reise zum großen Maggid heimkehrte und man ihn fragte, was er erfahren habe, antwortete er: „Bis nun hatte ich meinen Leib kasteit, daß er die Seele ertragen könne. Jetzt aber habe ich gesehen und gelernt, daß die Seele den Leib ertragen kann und sich von ihm nicht abzuscheiden braucht. Das ist es, was uns in der heiligen Thora zugesprochen ist: ‚Ich will meine Wohnstätte in eure Mitte setzen, und meine Seele wird euch nicht verschmähen.' Denn nicht soll die Seele ihren Leib verschmähen."

Thora sagen und Thora sein

Rabbi Leib, Sohn der Sara, der verborgene Zaddik, der, dem Lauf der Gewässer folgend, über die Erde wanderte, um die Seelen Lebender und Toter zu erlösen, erzählte: „Daß ich zum Maggid fuhr, war nicht, um Lehre von ihm zu hören: nur um zu sehen, wie er die Schuhe auszieht und wie er sie schnürt."

Das Gespräch der Ofenheizer

Der große Maggid nahm nur erlesne Männer zu Schülern an; von diesen sagte er, sie seien edle Wachskerzen, die nur entzündet zu werden brauchten, um in reiner Flamme zu brennen. Manche Gelehrte ließ er mit dem Bescheid von dannen ziehen, sein Weg stehe ihnen nicht an. Mehrere Jünglinge aber, die der Schülerschaft noch nicht gewürdigt worden waren, blieben in seiner Nähe, um ihn und die Schüler zu bedienen; man pflegte sie die Ofenheizer zu nennen, weil diese Tätigkeit zu ihrem erwählten Dienst gehörte.

Eines Nachts hörte einer der Schüler, Schnëur Salman, der nachmalige Raw von Reußen, vor dem Einschlafen, wie im anliegenden Zimmer drei dieser Jünglinge sich am Ofen zu schaffen machten. Dabei unterredeten sie sich von der Opferung Isaaks. Der eine sagte: „Was wird da von Abraham so viel Aufhebens gemacht? Wer täte nicht, was er tat, wenn Gott selber es ihm beföhle? Denkt nur an die Vielen, die ohne solch einen Befehl ihr Leben zur Heiligung des Namens hinwarfen! Was haltet ihr davon?“ Der andre sagte: „Ich verstehe es so, daß die Hingabe des Teuersten bei den Kindern Israel kein sonderliches Verdienst mehr ist, eben weil sie das Erbteil der heiligen Väter in sich tragen; Abraham aber war der Sohn eines Götzendieners.“ Der erste der drei Ofenheizer erwiderte: „Was wog das in dem Augenblick, da Gott, Gott selber

ihn anredete?“ Der zweite brachte nun vor: „Du mußt nicht vergessen, daß er am frühen Morgen aufstand und unverweilt die Fahrt rüstete, ohne auch nur eine Stunde mit seinem Kind im Hause zu säumen.“ Der erste nahm auch diesen Beweisgrund nicht an. „Wenn Gott mich jetzt anredete,“ sagte er, „ich wartete nicht bis zum Morgen, sondern mitten in der Nacht machte ich mich auf, sein Geheiß zu erfüllen.“ Da sprach der dritte der Jünglinge, der bisher geschwiegen hatte: „Es heißt in der Schrift: ‚Denn jetzt sehe ich‘, und sodann: ‚Du hast deines einzigen Sohns nicht geschont um meinetwillen‘. Man möchte meinen, das Wort ‚um meinetwillen‘ täte nicht not. Aber an eben diesem Wort erfahren wir etwas: daß Abraham, als der Engel seine Hand einhielt, nicht die Freude empfand, daß Isaak am Leben bleiben sollte, sondern immer noch und auch in diesem Augenblick noch und mehr noch als zuvor die eine Freude, daß Gottes Wille durch ihn erfüllt war. Darum heißt es auch: ‚Denn jetzt sehe ich‘ — jetzt, als der Engel schon Abrahams Hand eingehalten hatte.“ Der erste der drei Ofenheizer antwortete darauf nicht mehr, und auch die andern beiden waren verstummt; Rabbi Schnëur Salman hörte nur noch das Knistern und Prasseln der Scheite.

Das Versagen

Einst setzte der Maggid die gesammelte Kraft seines Wesens ein, daß die Erlösung komme. Da

fragte es vom Himmel: „Wer ist es, der das Ende bedrängt, und was bedünkt er sich?“ Der Maggid antwortete: „Ich bin der Führer des Geschlechts, und es liegt mir ob, mich einzusetzen.“ Wieder fragte es: „Wie weisest du dich aus?“ „Meine heilige Gemeinde“, antwortete der Maggid, „wird aufstehn, für mich zu zeugen.“ „Sie stehe auf“, rief die Stimme. Da ging Rabbi Bär und sprach zur Schar der Jünger: „Ist es wahr, daß ich der Führer des Geschlechts bin?“ Aber alle schwiegen. Er wiederholte seine Frage, und noch einmal, und keiner sagte: Es ist wahr. Erst als er sie verlassen hatte, lösten sich ihnen Zunge und Sinn in einem, und sie erschraken über sich.

Die Beschwörung

In der letzten Lebenszeit des Maggids gedieh die Feindschaft der Mitnagdim zu solcher Erbitterung, daß sie die Chassidim, als das wiedergeborene Geschlecht des Turmbaus, in Bann taten und verboten, mit ihnen Gemeinschaft zu halten, mit ihnen sich zu verschwägern, von ihrem Brot zu essen und von ihrem Wein zu trinken. Deswegen erhoben die Schüler des Maggids an den drei Sabbatmahlen Klage vor ihm. Er aber schwieg dreimal, als höre er nicht. Da schlossen sie sich nach Sabbatausgang, zehn an der Zahl, zur Gemeinde zusammen und öffneten das Bet-ha-Midrasch. Dort wandten sie in heimlicher Beschwörung den Bann gegen die Bannenden. In

der dritten Stunde nach Mitternacht war das Werk getan und sie gingen in den Schlafsaal. Um die vierte Stunde hörten sie die Krücken, an denen der Maggid seit etlichen Jahren seiner kranken Füße halber ging, über den Boden des Saals schleifen. Sie erhoben sich, wuschen die Hände und standen vor ihrem Lehrer. Er sprach: „Kinder, was habt ihr getan?“ „Wir brachten“, antworteten sie, „nicht mehr die Kraft auf, es zu dulden.“ Er sprach: „Törichtes habt ihr getan, und euer Haupt habt ihr verwirkt.“ In demselben Jahr starb der große Maggid.

Abraham der Engel

Herkunft

Es heißt, der große Maggid habe sich an Leib und Seele so vollkommen geläutert und geeint, daß Leib wie Seele war und Seele wie Leib. Daher sei in der Stunde, da er seinen Sohn zeugte, ein reiner Geist aus der Engelwelt in den Schoß seines Weibes eingegangen, um aus ihm für eine kurze Weile in die Menschenwelt geboren zu werden.

Das Antlitz

Die Erscheinung Rabbi Abrahams war zuweilen so furchtbar erhaben, daß die Menschen sie nicht ertragen konnten. Einem Zaddik widerfuhr es bei einer heiligen Handlung, daß er über seinem Anblick vergaß, ob er den Segen gesprochen hatte, und heimgekehrt nicht Speise und Trank annehmen konnte. Ein anderer festigte seinen Mut vier Wochen lang; als er aber über die Schwelle trat und sah, wie Rabbi Abraham die Tefillin legte, kehrte er zitternd um und wagte sich nicht wieder in seine Nähe.

Die Enkel des Baalschem, die Jünglinge Baruch und Efraim, redeten einst miteinander: „Warum wohl die Leute den Sohn des Maggids einen Engel nennen? Wir wollen ihn uns ansehn.“ Kaum aber

hatten sie von der Straße aus das Antlitz Rabbi Abrahams im Fenster erblickt, flohen sie in solcher Hast, daß Efraim das Psalmenbuch entfiel.

Ehe

In der Hochzeitsnacht, als der Engel in die Kammer trat, war sein Antlitz furchtbarer als je, und eine dumpfe Klage kam von seinen Lippen. Vor dem Bild und der Stimme erschrak die Braut bis in ihr geheimes Leben und fiel bewußtlos nieder. Sie fieberte bis zum Morgen.

Als er in der nächsten Nacht in die Kammer trat, war das Herz der Frau heldisch gestärkt, daß es den Furchtbaren ertrug.

Von da an lebte Abraham abgeschieden wie zuvor.

Der Traum der Frau

Die Frau träumte. Sie sah eine weite Halle, darin ein Halbrund von Thronen, auf jedem Thron ein Gewaltiger. Einer sprach: Laßt uns ihn heimrufen. Die andern nickten im Chor. Die Frau trat vor die Thronenden. Sie redete, kämpfte redend um das Erdenleben des Mannes, entbrannte in der Rede. Stumm lauschten die Gewaltigen. Endlich sprach einer: Laßt uns ihn für zwölf Erdenjahre ihr schenken. Die andern nickten im Chor. Der Traum zerfloß. Beim Morgengruß legte der Maggid die Hände auf das Haupt der Sohnesgattin.

Der Berg

Rabbi Abraham kam einst in das Haus seines Schwiegervaters nach Kremnitz. Die vornehmsten Männer der Gemeinde versammelten sich, den Heiligen zu begrüßen. Er aber wandte sich ihnen nicht zu, sondern sah zum Fenster hinaus auf den hohen Berg, zu dessen Füßen die Stadt lag. Einer der Wartenden, der der eignen Gelehrsamkeit bewußt und auf seine Würde bedacht war, sprach ungeduldig: „Was starrt Ihr so den Berg an? Habt Ihr seinesgleichen noch nicht gesehn?" Der Rabbi antwortete: „Ich schaue und staune, wie solch ein Erdklumpen sich großtat, bis er ein hoher Berg wurde."

Gedenktag

Am Vorabend des neunten Ab, des Tempelbrandtags, im unerleuchteten Betraum saßen die Männer am Boden, um das tote Heiligtum trauernd, und der Chasan hob an: „Wie lagert verlassen die volkreiche Stadt!" Rabbi Abraham der Engel, inmitten der Männer, schrie auf: „Wie!" und verstummte, den Kopf zwischen den Knien. Der Chasan schloß die Klage, die Leute gingen heim, Rabbi Abraham verblieb, den Kopf zwischen den Knien. So fand man ihn tags drauf, und er erhob sich nicht, ehe er die Zerstörung bis zum Ende erfahren hatte.

Das Erbe

Nach dem Tod erschien der Maggid seinem Sohn und befahl ihm unter dem Gebot der Elternehrung, von seinem Weg der reinen Abgeschiedenheit zu lassen; denn wer ihn gehe, sei in Gefahr. Abraham antwortete: „Ich kenne keinen Vater nach dem Fleisch, nur den einen erbarmenden Vater alles Lebendigen.“ „Daß du mein Erbe annahmst,“ sprach der Maggid, „damit hast du mich auch nach meinem Abscheiden als Vater anerkannt.“ „Ich entsage dem Vatererbe“, rief der Engel. Im gleichen Augenblick brach im Haus ein Brand aus, der die geringe Hinterlassenschaft des Maggids an seinen Sohn, und sie allein, verzehrte.

Die weiße Pekesche

Einige Zeit nach der Feuersbrunst, in der die vom Maggid seinem Sohn hinterlassenen Gewänder und Geräte verbrannten, brachte Rabbi Abrahams Schwager ihm das weißseidne Oberkleid, das der Maggid an den hohen Festtagen getragen hatte, die berühmte „weiße Pekesche“ zum Geschenk. Am Vorabend des Jomkippur zog sie Abraham an, um seinen Vater zu ehren. Die Lichte im Bethaus waren schon entzündet. In einer inbrünstigen Bewegung beugte sich der Zaddik über eines, die Pekesche fing Feuer, man riß sie ihm vom Leib. Mit einem großen Blick sah er zu, wie sie zu Asche zusammensank.

Der andre Traum

Nach dem Tode Rabbi Abrahams, in der Nacht nach den sieben Tagen der Trauer, träumte seine Frau. Sie sah eine weite Halle, darin ein Halbrund von Thronen, auf jedem Thron ein Gewaltiger. Ein Tor öffnete sich, einer trat ein, den andern ähnlich, ihr Mann Abraham. Er sprach: „Ihr Gefährten, mein Weib ist mir gram, weil ich auf der Erde abgeschieden war. Das Recht ist bei ihr. Es tut mir not, daß ich ihre Vergebung erlange." Die Frau rief: „Mit dem ganzen Herzen ist dir vergeben", und erwachte getröstet.

Die Geweihte

Rabbi Israel von Rižin erzählte:

Etliche Jahre nach dem Tod des Engels wurde seine Witwe, meine heilige Großmutter, von dem großen Zaddik Rabbi Nachum von Tschernobil zur Ehe begehrt. Aber der Engel erschien ihm im Traum und sah ihn drohend an. Da ließ er von ihr.

Meine heilige Großmutter lebte in Not. Als der Rabbi von Tschernobil ihren Sohn, meinen Vater, in sein Haus aufgenommen hatte, fuhr sie nach dem Lande Israel. Dort tat sie keinem kund, wer sie war. Sie wusch den Leuten die Kleider und ernährte sich davon. Dann starb sie im Lande Israel. Wer mir doch sagte, wo sie begraben liegt!

Menachem Mendel von Witebsk

Kindheit

Von seinem elften Jahr an lernte Menachem im Haus des großen Maggids und war ihm lieb. An einem Sabbat nach dem Mittagmahl sah der Maggid ihn mit übermütiger Miene, das Käppchen schief aufgesetzt, die Stube abschreiten. Er trat an die Schwelle, die Hand an der Türklinke, und fragte: „Wie viele Blätter Gemara hast du heute gelernt?“ „Sechs“, sagte der Knabe. „Wenn nach sechs Blättern“, sprach der Maggid, „das Käppchen an den Rand rückt, wie viele sind wohl nötig, um es abzuwerfen?“ Dann schloß er die Tür. Menachem klopfte dran und rief weinend: „Öffnet und ratet mir, Rabbi.“ Der Maggid öffnete. „Ich will“, sagte er, „mit dir zu meinem Lehrer, dem heiligen Baalschem, fahren.“ Als sie am Freitag nach Meziž kamen, ging der Maggid sogleich in das Haus des Baalschem; der Knabe Menachem putzte und kämmte sich mit großer Sorgfalt, wie es seine Art war und bis an sein Lebensende blieb. Der Baalschem wartete stehend vor dem Pult, bis der Knabe Menachem kam, und begann dann erst zu beten. Aber erst nach Sabbatausgang ließ er Menachem rufen. Der Maggid

und der andere große Schüler des Baalschem, Rabbi Jaakob Jossef von Polnoj, standen vor ihrem Meister. Der Baalschem hieß den Knaben vor sich treten, sah ihn lange an und erzählte ihm eine Geschichte von Stieren und einem Pflug. Den Zuhörern ging bald auf, daß in dem Gleichnis Menachems Lebensgeschichte beschlossen war; aber der Knabe verstand nur so viel von ihr, als er bisher durchlebt hatte, der Polnojer verstand die halbe, der Maggid die ganze.

Später sprach der Baalschem zum Maggid: „Dieser übermütige Knabe ist demütig von Grund auf.“

Mehr

Der große Maggid blies am Rosch-ha-Schana nicht selber den Schofar, sondern das war das Amt seines Schülers Rabbi Menachem Mendel, und der Maggid rief ihm die Blasweisen vor, in der letzten Zeit seines Lebens, als die kranken Füße ihn nicht mehr tragen konnten, von seiner Kammer aus. Einmal war Rabbi Menachem Mendel nicht in Mesritsch, und Rabbi Levi Jizchak sollte ihn vertreten. Er setzte den Schofar an den Mund. Als aber der Maggid die erste Tekia ausrief, sah Levi Jizchak ein großes Licht und fiel in Ohnmacht. „Was ficht ihn an?“ sagte der Maggid; „Mendel sieht mehr und fürchtet sich nicht.“

Die Berufung

Etliche Chassidim aus Reußen kamen zu dem großen Maggid und klagten ihm, der weite Weg

verbiete ihnen, so oft als es ihnen not sei zu ihm nach Mesritsch zu fahren, und in den langen Zwischenzeiten stünden sie ohne Lehrer und Führer. Der Maggid gab ihnen seinen Gürtel und seinen Stab und sprach: „Bringt dies dem Mann Mendel in der Stadt Witebsk.“ In Witebsk angelangt, erkundigten sie sich in allen Gassen nach Rabbi Mendel, aber überall wurden sie beschieden, man kenne hierorts keinen solchen. Eine Frau, die sie umherforschen sah, fragte sie, wen sie suchten. „Den Rabbi Mendel“, antworteten sie. „Einen Rabbi solchen Namens“, sagte sie, „haben wir hier nicht; aber Mendeles gibt es bei uns wahrhaftig mehr als genug; mein eigner Schwiegersohn heißt Mendele.“ Da verstanden die Chassidim, daß sie zu diesem gesandt waren. Sie folgten der Frau in ihr Haus und übergaben ihrem Schwiegersohn den Gürtel und den Stab. Er legte den Gürtel um seine Mitte und umschloß mit seiner Hand die Krücke des Stabs. Sie sahen ihn an und erkannten ihn nicht wieder. Ein anderer Mann stand vor ihnen, in Gottes Macht gekleidet, und Gottes Furcht erhob ihre Herzen.

Gezeiten

Einst fiel Rabbi Menachem in eine schwere Krankheit und konnte nicht mehr sprechen. Weinend standen seine Chassidim um das Bett. Da sammelte er seine Kraft und flüsterte: „Ängstigt euch nicht. Aus der Geschichte, die mir der heilige Baalschem

erzählt hat, weiß ich, daß ich in das Land Israel fahren werde."

Als Rabbi Menachem vor seiner Fahrt in das Land Israel den Polnojer besuchte, fragte der ihn: „Entsinnt Ihr Euch der Geschichte von den Stieren und dem Pflug?" „Ich entsinne mich", antwortete er. „Und wißt Ihr," fuhr der Polnojer fort, „wo Ihr darin haltet?" Mit einem leichten Seufzer sagte Rabbi Menachem: „Die größre Hälfte hab ich abgesponnen."

Im Aschenhaufen

Ehe er nach dem Lande Israel fuhr, besuchte Rabbi Menachem Mendel den großen Schüler des Baalschem, den alten Rabbi Jaakob Jossef in Polnoj. Er kam in einem Dreigespann zur Herberge und erregte schon damit Ärgernis bei den Polner Chassidim, die von ihrem Lehrer eine strenge Lebensweise gewohnt waren. Als er gar ohne Hut und Gurt, eine lange Pfeife im Mund, aus der Herberge in das Haus des Zaddiks ging, erwarteten alle, Rabbi Jaakob Jossef, von dessen Jähzorn sie Erstaunliches zu erzählen wußten, würde den Gast um seines breiten und nachlässigen Gebarens willen hinausweisen. Aber der Alte empfing ihn an der Schwelle mit großer Liebe und verbrachte etliche Stunden im Zwiegespräch mit ihm. Als Rabbi Mendel sich verabschiedet hatte, fragten den Polnojer seine Schüler: „Was ist an diesem Mann, daß er sich erdreisten

durfte, im bloßen Käppchen, in Schuhen mit Silberschnallen und eine lange Pfeife im Mund Euer Haus zu betreten?" Der Zaddik sprach: „Ein König, der in den Krieg auszog, barg seine Schätze in sicheren Verstecken. Seine kostbarste Perle aber, an der sein Herz hing, vergrub er in einem Aschenhaufen, da er wußte, daß man sie dort nicht suchen würde. So verbirgt Rabbi Mendel seine große Demut, damit die bösen Gewalten nicht an sie rühren können, im Aschenhaufen der Hoffart."

Am Fenster

Zur Zeit, da Rabbi Menachem im Lande Israel wohnte, ereignete es sich, daß ein törichter Mann, ohne bemerkt zu werden, den Ölberg bestieg und vom Gipfel aus in die Schofarposaune stieß. Im aufgeschreckten Volk sprang die Kunde um, dies sei das Schofarblasen, das die Erlösung verkündigt. Als das Gerücht zu den Ohren Rabbi Menachems kam, öffnete er das Fenster, sah in die Welt hinaus und sprach: „Da ist keine Erneuerung."

Die Luft des Landes

Rabbi Menachem pflegte zu sagen:

„Wahr ist es, daß die Luft des Landes Israel weise macht. Solang ich außerhalb des Landes war, ging mein Sinnen und Begehren darauf, einmal ein Gebet auf die rechte Art zu sprechen. Seit

ich aber im Lande bin, verlangt es mich nur noch, einmal auf die rechte Art Amen zu sagen.“

Auch erzählte er:

„Dies habe ich im Lande Israel erlangt: Wenn ich auf der Straße ein Strohbündel liegen sehe, ist mir, daß es der Länge und nicht der Breite nach liegt, eine Äußerung göttlicher Gegenwart.“

Schmelke von Nikolsburg

Die Beter und der Messias

Am ersten Tag des Neujahrsfestes kam einst Rabbi Schmelke vor dem Schofarblasen ins Bethaus und betete weinend: „Wehe, Herr der Welt, alles Volk schreit zu dir, aber was soll uns all ihr Geschrei, sie haben ja nur ihr Bedürfen im Sinn und nicht das Exil deiner Herrlichkeit." Am zweiten Tage des Festes kam er wieder vor dem Schofarblasen und sprach weinend: „Es heißt im ersten Buche Samuel: ‚Warum ist der Sohn Jsais weder gestern noch heute zum Brote gekommen?' Warum ist der König Messias nicht gekommen, nicht gestern, am ersten, und nicht heute, am zweiten Tage des Neuen Jahres? Ach, so heute wie gestern meint all ihr Gebet das leibliche Brot, die leibliche Not allein!"

Die Tränen Esaus

Ein andermal sprach er: „Es heißt im Midrasch: ‚Messias Sohn Davids kommt nicht, ehe die Tränen Esaus versiegt sind.' Flehen doch die Kinder Israel, Gottes Kinder, Tag und Nacht um Erbarmen — sollen ihre Tränen umsonst geweint sein, solange auch die Kinder Esaus weinen? Aber die Tränen Esaus, damit sind nicht die Tränen gemeint, die die Völker weinen und ihr nicht weinet; sondern

das sind die Tränen, die ihr allesamt, ihr Menschen, weint, wenn ihr etwas für euch begehret und darum bittet. Und wahrlich, Messias Sohn Davids kommt nicht, ehe diese Tränen versiegt sind und ihr weinet, weil die Schechina verbannt ist und daß ihre Erlösung geschehe."

Der Schlaf

Rabbi Schmelke pflegte, damit sein Lernen nicht allzulange Unterbrechung erleide, nicht anders als sitzend zu schlafen, den Kopf auf dem Arm, und zwischen den Fingern ein brennendes Licht, das ihn wecken sollte, sowie die Flamme seine Hand berührte. Als Rabbi Elimelech ihn besuchte und die noch eingesperrte Macht seiner Heiligkeit erkannte, bereitete er ihm sorgsam ein Ruhebett und bewog ihn mit vieler Mühe, sich für ein Weilchen darauf auszustrecken. Dann schloß und deckte er die Fenster. Rabbi Schmelke erwachte erst am hellen Morgen. Er merkte es bald, aber es reute ihn nicht, daß er geschlafen hatte, denn er empfand eine ungekannte sonnenhafte Klarheit. Er ging ins Bethaus und betete der Gemeinde vor, wie es sein Brauch war. Der Gemeinde aber erschien es, als hätte sie ihn noch nie gehört; so bezwang und befreite alle die Macht seiner Heiligkeit. Als er den Gesang vom Schilfmeer sprach, mußten sie den Saum ihrer Kaftane raffen, daß ihn die rechts und links sich bäumenden Wellen nicht netzten.

Später sagte Schmelke zu Elimelech: „Jetzt erst habe ich erfahren, daß man Gott auch mit dem Schlafe dienen kann."

Der Feind

Ein reicher und angesehener Mann in Nikolsburg war dem Rabbi Schmelke feindlich gesinnt und trachtete, wie er ihn beschämen könnte. Am Vorabend des Jomkippur kam er zu ihm und bat ihn, sich an diesem Tage, da alle einander vergeben, mit ihm zu versöhnen. Zugleich brachte er ihm einen Krug sehr alten und starken Weins und nötigte ihn zum Trinken, da er vermeinte, der Zaddik würde, solchen Weins nicht gewohnt, trunken werden und seinen Fall der Gemeinde offenbar machen. Rabbi Schmelke trank um der Versöhnung willen in seiner Gegenwart ein Glas nach dem andern. Der reiche Mann glaubte schon sein Ziel erreicht zu haben und ging zufrieden nach Hause.

Als aber der Abend anbrach und die Stunde des Gebetes nahe war, fiel der Schauer des Gerichtstags auf den Rabbi und im Nu war jede Spur des Tranks verflogen.

Nach dem Abendgebet blieb Rabbi Schmelke mit andern Frommen die Nacht über im Bethaus und sang wie in jedem Jahre die Psalmen vor, und die Gemeinde stimmte ein. Als er im einundvierzigsten Psalm an den Vers kam: „Durch dieses weiß ich, daß du an mir Gefallen findest: mein Feind wird

über mich nicht frohlocken", wiederholte er ihn Mal um Mal und übersetzte ihn, aber nicht wie es üblich ist, sondern mit einer wundersamen Kühnheit und Unbefangenheit vor der Sprache übersetzte er: „Durch dieses weiß ich, daß du an mir Gefallen findest: meinem Feinde wird um meinetwillen kein Übel widerfahren." Und er fügte hinzu: „Wenn es auch Menschen gibt, die mir feind sind und mich zu beschämen verlangen, vergib ihnen, Herr der Welt, und sie mögen nicht leiden um meinetwillen." Das sprach er mit so gewaltiger Stimme, daß alle Beter in Tränen ausbrachen und jeder das Wort aus der eignen Herzenstiefe wiederholte. Unter ihnen war auch jener reiche und angesehene Mann. In dieser Stunde kam die Umkehr über ihn und die Bosheit fiel von ihm ab. Vor allen andern Menschen aber liebte und ehrte er fortan den Rabbi Schmelke.

Das Gebot der Liebe

Ein Schüler fragte den Rabbi Schmelke: „Es ist uns geboten: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Wie kann ich das erfüllen, wenn mein Nächster mir Böses tut?"

Der Rabbi antwortete:

„Du mußt das Wort recht verstehen: Liebe deinen Nächsten als etwas, was du selbst bist. Denn alle Seelen sind eine, jede ist ja ein Funken aus der Urseele, und sie ist ganz in ihnen allen, wie deine Seele in allen Gliedern deines Leibes. Es mag sich einmal

ereignen, daß deine Hand sich versieht und dich selber schlägt, wirst du da einen Stecken nehmen und deine Hand züchtigen, weil sie keine Einsicht hatte, und deinen Schmerz noch mehren? So ist es, wenn dein Nächster, der Eine Seele mit dir ist, dir aus mangelnder Einsicht Böses erweist; vergiltst du ihm, tust du dir selber weh."

Der Schüler fragte weiter: „Wenn ich aber einen Menschen sehe, der vor Gott böse ist, wie kann ich den lieben?"

„Weißt du nicht," sagte Rabbi Schmelke, „daß die Urseele aus Gottes Wesen kam und jede Menschenseele ein Teil Gottes ist? Und wirst du dich seiner nicht erbarmen, wenn du siehst, wie einer seiner heiligen Funken sich verfangen hat und am Ersticken ist?"

Der Ring

Einem Armen, der an Rabbi Schmelkes Tür kam, als kein Geld im Hause war, gab er einen Ring. Einen Augenblick darauf erfuhr es seine Frau und überstürzte ihn mit heftigen Vorwürfen, daß er ein so kostbares Schmuckstück, das einen so großen und edlen Stein trug, einem unbekannten Bettler hingeworfen habe. Rabbi Schmelke hieß den Armen zurückrufen und sagte ihm: „Ich habe soeben erfahren, daß der Ring, den ich dir gab, einen hohen Wert hat; achte darauf, ihn nicht allzu wohlfeil zu verkaufen."

Heiligung

Einer fragte einst den Rabbi Schmelke: „Es steht geschrieben: Heilig seid, denn heilig bin ich der Ewige euer Gott. Fürchtet ein jeglicher seinen Vater und seine Mutter. Wie kann das Lehmgebild, in dem die bösen Lüste wohnen, eine Eigenschaft Gottes zu erwerben streben? Und wie schließt sich das Gebot, Vater und Mutter zu fürchten, das dem Menschen Menschliches befiehlt, an den Ruf zum Überirdischen?"

Der Rabbi sprach:

„Dreie schaffen, dem Wort unsrer Weisen nach, an jedem Menschenkind: Gott, Vater und Mutter. Gottes Teil ist ganz heilig; die andern können geheiligt und ihm angeglichen werden. Das meint das Gebot: Ihr seid heilig und sollt doch erst heilig werden; so müßt ihr das Vater- und Muttererbe in euch scheuen, das der Heiligung widerstrebt, und ihm nicht verfallen, sondern sein Herr und Bildner werden."

Die Boten

Einer beklagte sich bei Rabbi Schmelke, daß er keinen zureichenden Erwerb habe, sondern immer wieder den Beistand hilfreicher Menschen anrufen müsse, und wiederholte seufzend den Spruch des Tischgebets: „Laß uns nicht der Gabe von Fleisch und Blut bedürfen."

Rabbi Schmelke sagte: „Es ist nicht Gabe zu lesen, sondern Gaben, denn Gott ist einer, aber seiner Boten sind viele. Und das meint der Spruch: Laß uns nicht der Gaben bedürfen, die wir nicht anders anzusehen vermögen denn als Gaben der Irdischen, sondern laß uns in der Stunde, da wir nehmen, erkennen, daß die Gebenden deine Boten sind."

Die sieben Wissenschaften

Als Rabbi Schmelke sein Amt in Nikolsburg antrat, predigte er an den ersten sieben Sabbaten je über eine der sieben weltlichen Wissenschaften. Die Gemeinde staunte von Woche zu Woche immer mehr über den befremdlichen Gegenstand, doch wagte niemand den Zaddik zu befragen. Am achten Sabbat sprach er zu Beginn: „Lange habe ich das Wort des Predigers Salomo nicht begriffen: ‚Besser das Schelten des Weisen vernehmen als wer den Gesang der Toren vernimmt.' Warum heißt es nicht: ‚als den Gesang der Toren'? Aber der Sinn ist dieser: Es ist gut, die Ermahnung eines Weisen zu hören, der den Gesang der Toren, das ist die sieben weltlichen Wissenschaften, die vor der Gotteslehre ein Torenlied sind, vernommen und erfaßt hat. Denn einem andern können die närrischen Weltweisen sagen: „Verschmähe du nur unsre Wissenschaften, der du ihre Süßigkeit nicht gekostet hast! Kenntest du sie, du kenntest nichts anderes mehr." Wer sich aber der sieben Wissenschaften beflissen hat und durch ihrer

aller Innres hindurchgeschritten ist, um sich die Weisheit der Thora zu erwählen, wenn der ‚Eitelkeit der Eitelkeiten‘ ruft, kann keiner ihn Lügen strafen.“

Die saubern Freidenker

Etliche Nikolsburger Freidenker disputierten mit Rabbi Schmelke. „Aber das müßt Ihr uns doch zugeben,“ brachten sie zuletzt vor, „daß auch wir Tugenden haben, die hinwieder den Polnischen fehlen. So sind unsre Kleider von untadliger Sauberkeit; nicht so die der Polnischen, die gegen das Geheiß der Weisen verstoßen: ‚Der Lehrbeflissene, es finde sich kein Flecken auf seinem Gewande‘.“ Der Rabbi antwortete ihnen lachend: „Ihr habt recht: eure Kleider sind sauber und die der Polnischen sind unsauber. Das kommt daher, daß nach dem Wort des Talmuds von der Stufenfolge der Eigenschaften Reinlichkeit zur Reinheit führt, Reinheit zur Abgeschiedenheit, und so fort bis zur Stufe des heiligen Geistes. Wenn nun die Polnischen daran gehen, mit der Reinlichkeit zu beginnen, bietet der Böse Trieb all seine Überredung auf, sie davon abzubringen; denn es ist ihm angst, sie könnten von Stufe zu Stufe steigen und den heiligen Geist erlangen. Und wenn sie sich auch des Bösen Triebs zu erwehren suchen und ihm beteuern, sie hätten dergleichen nicht vor, so glaubt er ihnen nicht und läßt nicht ab, bis er ihnen die Reinlichkeit ausgeredet hat. Ihr aber, wenn der Böse

Trieb an eurer Sauberkeit Anstoß nimmt, braucht ihm nur zu versichern, daß ihr nicht aufzusteigen gedenkt, und er glaubt es euch aufs Wort und läßt euch hinfort so sauber sein, als ihr nur irgend mögt."

Die Donaufahrt

Es wird erzählt:

In der kaiserlichen Burg wurden schlimme Anschläge gegen die Juden beraten. Da fuhr Rabbi Schmelke mit seinem Schüler Mosche Leib, dem Sassower, nach Wien, um den bösen Plan zu vereiteln. Es war aber Eisgang auf der Donau und der Fluß von treibenden Schollen bedeckt. Die beiden bestiegen ein schmales Boot, das nicht mehr als zwei Männer faßte. Sie standen im Boot, Rabbi Schmelke stimmte das Lied an, das am Schilfmeer gesungen worden war, und der Baß des Sassowers fiel ein. So zog das Schifflein seinen sichern Weg durch das Eis. In Wien liefen die Leute mit aufgesperrten Mäulern am Ufer zusammen, und bald wußte man auch am Hof von den wunderbaren Ankömmlingen. Noch am selben Tag wurde Rabbi Schmelke von der Kaiserin empfangen und fand deren Gehör.

Die Seele Samuels

Am zweiten Ijar des Jahres 5538 rief Rabbi Schmelke, aufrecht auf seinem hohen Stuhle sitzend — sein Antlitz war hell und seine Augen ungetrübt wie an allen Tagen — die Schüler herbei und sprach

zu ihnen: „Wisset, daß dies mein Todestag ist.“ Sie brachen in Tränen aus, er aber verwies es ihnen und sprach weiter: „Wisset, daß in mir die Seele des Propheten Samuel ist. Dem sind drei äußre Zeichen: ich heiße Samuel wie er, ich bin vom Levitenstamme wie er, und mein Leben hat wie das seine zweiundfünfzig Jahre gewährt. Aber sein Name wurde Samuel und der meine Schmelke gesprochen. Und so bin ich Schmelke geblieben.“ Darauf hieß er die weinenden Schüler hinausgehn, lehnte sich zurück und starb.

Sußja von Hanipol

Das Gleichnis vom Holzhacker

In jungen Jahren schloß sich Sußja der Gemeinde des großen Maggids, des Rabbi Bär von Mesritsch, an. Doch saß er nicht bei den andern Schülern, sondern wanderte im Wald, lag in dessen Verstecken und sang Gott seine Loblieder zu, bis die Leute auf ihn das Wort der Sprüche Salomos anwandten: „Und du wirst beständig umirren in der Liebe zu ihr." Sein jüngerer Bruder aber, der Knabe Elimelech, war der Gemeinde noch fremd und lernte eifrig in den Büchern. Er verwunderte sich über Sußja und fragte ihn einst: „Bruder, was ist dein Gebaren doch sonderbar, und alle im Lehrhaus sagen, daß es sonderbar ist!" Darauf antwortete ihm Sußja mit einem Lächeln: „Mein Bruder, ich will dir eine Geschichte erzählen." Und dies ist die Geschichte:

Ein armer Holzhacker hatte ein großes Verlangen, das Angesicht seines Königs zu sehen. Darum verließ er sein Dorf und ging Tag für Tag, bis er in die Königsstadt kam. Nach mancherlei vergeblichen Mühen gelang es ihm, Ofenheizer im Palast des Königs zu werden. Da verwandte er nun allen Fleiß und Verstand auf sein Handwerk, holte selber das schönste harzduftende Holz aus dem Walde, spaltete es in ebenmäßige Scheite und füllte mit ihnen in

kundigem Aufbau zu wohlbedachten Stunden die Kamine. Den König erfreute die gute lebendige Wärme, derengleichen er vorher nicht verspürt hatte, und er fragte ihr nach. Als man ihm von dem Ofenheizer und seiner Arbeit berichtete, ließ er ihm kundtun, er dürfe sich einen Wunsch ausbitten. Der arme Mann bat, er möchte zuweilen das Angesicht des Königs sehen. Das wurde ihm gewährt; in einen Gang, der aus dem Holzspeicher führte, wurde ein kleines Fenster gebrochen, durch das man in den königlichen Wohnsaal blicken konnte; da durfte der Ofenheizer stehen und sein Verlangen sättigen.

Einmal ereignete es sich, daß der Königssohn an der Tafel seines Vaters ein Wort sprach, das diesem mißfiel, und er wurde zur Strafe für die Dauer eines Jahres aus den Gemächern des Königs verwiesen. Eine Zeit verbrachte er in der bittern Einsamkeit, dann wieder irrte er trübselig in den Gängen des Schlosses umher. So kam er an das Fensterchen des Ofenheizers; da wurde sein Herz noch stärker als zuvor von der Sehnsucht erfaßt, den Vater wiederzusehn, und er bat den Mann, ihn durchblicken zu lassen. So kamen sie ins Gespräch.

„Mein Bruder," sprach Sußja zu Elimelech, als er in seiner Erzählung so weit gediehen war, „dies sagte der Ofenheizer zum Königssohn, als er sich mit ihm unterredete: ‚Du bist heimisch in den Gemächern des Herrn und nährst dich an seinem Tische;

dir tut nichts not als dein Wort in Weisheit zu hüten. Ich aber habe nicht Weisheit noch Lehre, darum muß ich meinen Dienst tun, um das Angesicht des Herrn schauen zu dürfen.'"

Das Wort

Rabbi Israel von Rižin erzählte:

„Alle Schüler meines Ahnen, des großen Maggids, sprachen die Lehre in seinem Namen, nur Rabbi Sußja nicht. Das kam daher, weil Rabbi Sußja kaum je eine Rede des Meisters zu Ende angehört hat. Denn zu Anfang der Rede, wenn der Maggid den Satz der heiligen Schrift vortrug, den er auslegen wollte, und mit den Worten der Schrift ‚Und Gott sprach' oder ‚Und Gott redete' begann, ergriff die Verzückung Rabbi Sußja, und er schrie und bewegte sich so wild, daß er die Tafelrunde verstörte und man ihn hinausführen mußte. Da stand er dann im Flur oder in der Holzkammer, schlug an die Wände und schrie: ‚Und Gott sprach!' Er wurde erst still, wenn mein Ahn auszulegen aufhörte. So ist es gekommen, daß er die Reden des Maggids nicht kannte. Aber die Wahrheit ist, das sage ich euch — aber die Wahrheit ist, das sage ich euch: Wenn einer in Wahrheit redet und einer in Wahrheit aufnimmt, dann ist es genug an einem Worte, — mit einem Worte kann man die Welt erheben, mit einem Worte kann man die Welt entsühnen."

Nur das Gute

Der junge Sußja war einst im Hause seines Lehrers, des großen Rabbi Bär, als ein Mann vor diesen trat und die Bitte vorbrachte, er möge ihn bei einem Unternehmen beraten und ihm beistehn. Da aber Sußja sah, daß dieser Mann der Sünde voll und von keinem Gedanken der Reue berührt war, erzürnte er über ihn und fuhr ihn an: „Wie kann solch einer wie du, der diesen und diesen Frevel beging, sich erfrechen, ohne Scham und Verlangen nach Buße sich vor ein heiliges Angesicht zu stellen!" Der Mann ging schweigend von dannen, Sußja aber überkam die Reue um seiner Rede willen, und er wußte nicht, was er beginnen sollte. Da segnete ihn sein Lehrer, er solle fortan nur das Gute an den Menschen sehen, auch wenn einer sich vor seinen Augen verging.

Da aber die Gabe des Schauens, die Sußja verliehen war, durch keinen Menschenspruch von ihm genommen werden konnte, geschah, daß er von dieser Stunde an die Übeltaten der Menschen, denen er begegnete, als seine eigenen erfuhr und sich selber der Schuld daran zieh. —

Wenn der Rižiner dies von Rabbi Sußja erzählte, setzte er jedesmal hinzu: „Und wären wir alle in dieser Beschaffenheit, dann wäre das Böse schon vernichtet und der Tod verschlungen und die Vollendung gegenwärtig."

Auf der Wanderschaft

Sußja und Elimelech zogen drei Jahre lang über Land, um das Los der umherirrenden Gottesherrlichkeit zu teilen und die verirrten Menschen zu ihr zu bekehren. Einmal übernachteten sie in einer Herberge, wo eine Hochzeit gefeiert wurde. Die Festgäste waren rohe Gesellen und hatten zudem über das Maß getrunken. Sie sannen eben auf einen neuen Spaß, und die armen Wanderer kamen ihnen gerade recht. Kaum hatten die beiden sich in einem Winkel niedergelegt, Rabbi Elimelech an der Wand und Rabbi Sußja neben ihm, da kamen schon die Kerle herbei, packten den zunächstliegenden Sußja, schlugen und peinigten ihn; endlich warfen sie ihn wieder hin und begannen zu tanzen. Elimelech hatte es verdrossen, unbehelligt auf seinem Sack und Bündel zu liegen, und er neidete dem Bruder die Schläge. Darum sagte er zu ihm: „Lieber Bruder, laß mich doch an deiner Stelle liegen und lege du dich in die Ecke"; und sie tauschten ihre Plätze. Als die Gesellen den Tanz beendet hatten, wollten sie den früheren Spaß wieder aufnehmen und legten schon Hand an Rabbi Elimelech; aber einer von ihnen rief: „Das ist nicht nach Recht und Ordnung; dem andern muß auch sein Teil an unsern Ehrengaben werden." So zogen sie denn Sußja aus der Ecke hervor, versetzten ihm eine neue Tracht Prügel und schrien: „Auch du sollst ein Andenken an die Hochzeit bekommen!"

Danach sprach Sußja lachend zu Elimelech: „Sieh, lieber Bruder, wem Schläge beschert sind, den finden sie, wo immer er sich hintut.“

Der Empfänger

Ein Mann in Sußjas Stadt sah, daß er sehr arm war, und legte ihm jeden Tag im Bethaus einen Zwanziger in den Tefillinbeutel, damit er sein und der Seinen Leben zu fristen vermöchte. Seither wuchs der Wohlstand des Mannes von Mal zu Mal. Je mehr er besaß, um so mehr gab er an Sußja, und je mehr er ihm gab, um so mehr besaß er.

Einmal besann er sich aber, daß Sußja ein Jünger des großen Maggids war, und es geriet ihm in den Sinn: wenn schon die Gabe an den Schüler so vielfältig gelohnt werde, welch ein Reichtum würde über ihn kommen, wenn er den Meister selbst beschenkte. So fuhr er nach Mesritsch und erwirkte von Rabbi Bär mit vielen Bitten, daß er eine ansehnliche Gabe von ihm annahm. Von diesem Augenblick an schwand sein Wohlstand mehr und mehr, bis aller Gewinn der gesegneten Zeit dahin war. Da kam er in seiner Betrübnis zu Rabbi Sußja, erzählte ihm alles und befragte ihn, was dies sei: habe doch er selbst ihm gesagt, daß der Meister unmeßbar größer sei als er.

Sußja antwortete ihm: „Sieh, solange du gabst und nicht hinsahst, wem du gibst, sondern Sußja war dir recht oder ein anderer, so lange gab auch

Gott dir und sah nicht hin. Als du aber begannst, dir edle und auserlesene Empfänger zu suchen, tat Gott desgleichen."

Das Leiden

Rabbi Schmelke und sein Bruder kamen einst zu ihrem Lehrer, dem heiligen Maggid von Mesritsch, und redeten zu ihm: „Unsere Weisen haben ein Wort gesprochen, das uns keine Ruhe läßt, weil wir es nicht fassen können. Das ist das Wort, der Mensch solle Gott für das Übel lobpreisend danken wie für das Gute und solle es in gleicher Freude empfangen. Ratet uns, Rabbi, wie wir es fassen." Der Maggid antwortete: „Geht in das Lehrhaus, da werdet ihr einen Mann finden, der eine Pfeife raucht: das ist der Mann Sußja. Er wird euch die Deutung sagen." Sie gingen ins Lehrhaus und legten Rabbi Sußja ihre Frage vor. Er lachte: „Da habt ihr euch den Rechten ausgesucht! Ihr müßt euch schon an einen andern wenden, und nicht an einen wie ich, dem zeitlebens kein Übel widerfuhr." Sie aber wußten: es war Rabbi Sußjas Leben vom Tag seiner Geburt an bis zu diesem Tag aus Not und Pein ohne andern Einschlag gewoben. Da verstanden sie, was es heißt, Leid in Liebe empfangen.

Sußja und der Sündige

Rabbi Sußja kam einst in eine Herberge und sah auf der Stirn des Wirts die Sünden vieler Jahre. Eine

Weile blieb er still und unbewegt. Als er aber allein in der Stube war, die man ihm angewiesen hatte, fiel mitten im Singen der Psalmen der Schauer des Mitlebens auf ihn, und er schrie auf: „Sußja, Sußja, du Arger, was hast du getan? Ist doch keine Lüge, die dich nicht verlockt hätte, und kein Frevel, den du nicht gekostet hättest. Sußja, Törichter, Verwirrter, wohin nun mit dir?" Und er nannte die Sünden des Wirts mit Ort und Zeit einer jeden als seine eigenen und schluchzte. Der Wirt war dem seltsamen Mann nachgeschlichen; er stand vor der Tür und hörte seine Rede. Erst faßte ihn eine dumpfe Bestürzung, dann aber leuchteten Reue und Gnade in ihm auf, und er erwachte zu Gott.

Sußja und die Vögel

Einmal zog Rabbi Sußja über Land und sammelte Geld, um Gefangene auszulösen. So kam er in eine Herberge zu einer Zeit, da der Wirt nicht daheim war. Als er seiner Gewohnheit nach durch die Zimmer wanderte, sah er in einem einen großen Käfig mit allerlei Vögeln stehen, und Sußja sah, daß die eingefangenen danach bangten, wieder im Raum der Welt zu fliegen und freie Vögel zu sein. So entbrannte sein Erbarmen über sie, und er sprach zu sich: „Da rennst du dir die Füße ab, Sußja, um Gefangene zu lösen, und was kann es für eine Lösung Gefangener geben, die größer wäre, als diese Vögel aus ihrem Kerker zu entlassen?" Alsdann öffnete er

den Käfig, und die Vögel flogen in die Freiheit. Als der Wirt heimkam und den leeren Käfig sah, fragte er die Hausleute in großem Zorn, wer ihm dies angetan habe. Sie antworteten: „Da treibt sich ein Mann herum, dessen Aussehen ist wie eines Narren, und kein anderer als er kann diese Missetat begangen haben.“ Der Wirt schrie Sußja an: „Du Narr, wie hat sich dein Herz erfrecht, mir meine Vögel zu rauben und das viele Geld zunichte zu machen, das ich für sie gezahlt habe!“ Sußja entgegnete ihm: „Du hast es in den Psalmen oft gelesen und gesagt: ‚Und sein Erbarmen über all seine Kreatur.‘“ Darauf schlug ihn der Wirt, bis seine Hand müde war, und warf ihn endlich zur Tür hinaus. Und Sußja ging fröhlich seines Wegs.

Von der Demut

Rabbi Sußja und sein Bruder Rabbi Elimelech unterredeten sich einst von der Demut. Elimelech sagte: „Der Mensch soll erst die Größe des Schöpfers betrachten, dann wird er zu der rechten Demut kommen.“ Sußja aber sprach: „Nicht so, sondern damit beginne der Mensch, wahrhaft demütig zu sein, dann wird die Erkenntnis des Schöpfers über ihn geraten.“ Sie fragten ihren Lehrer, den Maggid, bei wem das Recht sei. Er entschied: „Diese und diese sind Worte des lebendigen Gottes. Aber die innere Gnade ist dessen, der mit sich beginnt und nicht mit dem Schöpfer.“

Von Adam

Sußja fragte einmal seinen Bruder, den weisen Rabbi Elimelech: „Bruderleben, es steht doch in den heiligen Büchern geschrieben, daß die Seelen aller Menschen in Adam beschlossen waren. Da waren ja auch wir dabei, als er den Apfel aß. Ich kann es nicht begreifen, daß ich ihn habe essen lassen — daß du ihn hast essen lassen.“ Elimelech antwortete: „Wir mußten, wie alle mußten. Denn hätte er nicht gegessen, ewig wäre das Gift der Schlange in ihm geblieben, ewig hätte er gesonnen: Ich brauche nur von diesem Baum zu essen, da werde ich wie Gott — ich brauche nur von diesem Baum zu essen, da werde ich wie Gott.“

Sußja und seine Frau

Sußjas Frau war ein zänkisches Weib und lag ihm beständig in den Ohren, er solle sich von ihr scheiden lassen, und sein Herz war schwer von ihrer Rede. Eines Nachts rief er sie an und sprach zu ihr: „Hendel (das war ihr Name), sieh her!“ Und er zeigte ihr, daß sein Kissen ganz feucht war. Dann sprach er weiter zu ihr: „Es steht geschrieben in der Gemara: ‚Wer sein erstes Weib vertreibt, der Altar selber vergießt Tränen über ihn.‘ Von diesen Tränen ist das Kissen durchnäßt. Und nun, was willst du noch? Willst du noch den Scheidebrief?“ Von diesem Augenblick an wurde sie still. Und als sie still

geworden war, wurde sie froh. Und als sie froh geworden war, wurde sie gut.

Die Tage

Rabbi Sußja pflegte jeden Morgen beim Aufstehen, ehe er ein Wort zu Gott oder den Menschen sprach, auszurufen: Ganz Israel einen guten Morgen!

Tagsüber schrieb er alles, was er tat, auf einen Zettel, am Abend vor dem Schlafengehen holte er ihn hervor, las und weinte so lange, bis die Schrift von den Tränen vertilgt war.

Der Segen

Sußja pflegte jeden jüdischen Knaben, der ihm begegnete, zu segnen mit den Worten: „Du sollst gesund und stark sein wie ein Goj!"

Der Gesang

Rabbi Sußja hörte einmal im Bethaus am Vorabend des Versöhnungstags einen Vorsänger die Worte „Und es ist vergeben" auf wunderbare Weise singen. Da rief er Gott an: „Herr der Welt, hätte Israel nicht gesündigt, wie wäre vor dir solch ein Gesang erklungen?"

Sußjas Andacht

Sußja war einmal bei dem Rabbi von Neshiž zu Besuch. Der hörte nach Mitternacht ein Ge-

räusch aus der Kammer des Gastes, trat an die Tür und lauschte. Da hörte er, wie Sußja in der Stube auf und nieder lief und redete: „Herr der Welt, sieh, ich liebe dich, aber was vermag ich zu tun, ich kann ja nichts!“ Danach lief er weiter auf und nieder und redete das gleiche, bis er sich plötzlich bedachte und rief: „Hei, ich kann ja pfeifen, da will ich dir was vorpfeifen.“ Als er aber zu pfeifen begann, erschrak der Rabbi von Neshiž.

Gottesfurcht

Sußja betete einst zu Gott: „Herr, ich liebe dich so sehr, und ich fürchte dich nicht genug! Herr, ich liebe dich so sehr, und ich fürchte dich nicht genug! Mache, daß ich dich fürchte wie einer deiner Engel, die dein furchtbarer Name durchfährt!“ Alsbald erhörte Gott das Gebet, und der Name durchfuhr dem Sußja das verborgene Herz, wie es den Engeln geschieht. Da kroch Sußja unter das Bett wie ein Hündchen, und die Angst des Tieres erschütterte ihn, bis er aufheulte: „Herr, laß mich dich wieder lieben wie Sußja!“ Und Gott erhörte ihn zum andern Mal.

Am Scheideweg

Auf einer seiner Wanderungen begab es sich, daß Rabbi Sußja an einen Scheideweg kam, und er wußte nicht, welche der beiden Straßen er gehen sollte. Da hob er die Augen auf und sah, daß die Herrlichkeit Gottes ihm voranging.

Die Polnischen haben keine Lebensart

Rabbi Natan Adler von Frankfurt erzählte:

Nicht umsonst sagt man: Die Polnischen haben keine Lebensart. So oft meine Seele sich zum Himmel erhebt, immer ist Rabbi Sußja schon da. Ich habe einmal durchgefastet, um ans Tor des Himmels zu kommen, wenn es noch verschlossen ist. Da stehe ich nun vor dem Tor, und wie es geöffnet wird, gehe ich als erster hinein. Wen, meint ihr, erblicke ich drin? Den Rabbi Sußja. Wie er hereingekommen ist, weiß ich nicht, aber er war schon da. Er hatte nicht gewartet, bis man ihn einließ. Nicht umsonst sagt man: Die Polnischen haben keine Lebensart.

Sußja, das Feuer und die Erde

Sußja legte einmal seine Hand ins Feuer; als es sie versengte und sie zurückzuckte, verwunderte er sich und sagte: „Ei, wie grob ist Sußjas Leib, daß er sich vor dem Feuer fürchtet."

Ein andermal sprach er zur Erde: „Erde, Erde, du bist besser als ich, und doch trete ich dich mit meinen Füßen. Aber bald werde ich unter dir liegen und dir untertan sein."

Feuer und Wolke

Es wird erzählt:

Ehe Sußja der Welt offenbar geworden war, weilte er einst zu Sukkot in der Laubhütte des Raws

von Ostrawa. Des Abends legte sich der auf sein hochaufgebettetes, mit Kissen und Decken wohlversehnes Lager, Sußja nach Art der armen Sabbatgäste auf den Boden. In der Nacht sprach er zu sich: „Ah, Sische hat kalt, er kann in der Sukka nicht schlafen." Sogleich kam ein Feuer vom Himmel und erwärmte die Hütte so gut, daß der Raw von Ostrawa Federbetten und Decken abwerfen mußte. „So, nun ist es warm genug", sagte Sußja zu sich. Sogleich hob sich der Fürst des Feuers von dannen, und bald mußte der Raw von Ostrawa ein Stück nach dem andern über sich ziehen. Das wiederholte sich noch etliche Male, Frost und Glut lösten einander immer wieder ab, und am Morgen sprach der Raw von Ostrawa seinen Festgast schon nicht mehr „Sische" sondern „Reb Sische" an. Nach Sukkot wollte Sußja wieder seines Weges ziehen, aber die kranken Füße trugen ihn nicht und er seufzte auf: „Ach, Herr der Welt, Sische kann nicht gehn!" Sogleich kam eine Wolke herab und sprach: „Setzt Euch auf!" „Rebbe," schrie der Ostrawer, „ich will eine Fuhre mieten, nur schickt die Wolke weg!" Seither nannte er ihn nicht mehr „Reb Sische", sondern „Rebbe Reb Sische", und so hieß er fortan im ganzen Land.

Der Schrecken

Es wird erzählt:

Von einem Manöver kehrte die siegreiche Armee über den Ort Hanipol zurück. Da besetzten sie die

Schenke, soffen sämtlichen Vorrat aus und zahlten keinen Heller. Dann wollten sie weiter trinken, und da nichts da war, zerschlugen sie alle Gefäße und Geräte; hierauf verlangten sie wieder zu trinken, und da nichts da war, verprügelten sie die Insassen. Da gelang es den zu Tod Erschreckten einen Boten zu Rabbi Sußja zu senden. Sußja kam sogleich zur Schenke, blieb vor dem Fenster stehen, sah zu den Soldaten herein und schrie dreimal mit seiner großen Inbrunst die Worte des Gebets: „Ub'chen ten pachd'cha ... Und so lege deinen Schrecken, Adonai unser Gott, auf alle deine Geschöpfe." Da rannte die Armee in wirrer Hast zu Tür und Fenstern hinaus, ließen Waffen und Tornister liegen und liefen wie besessen straßab, ohne des Befehlshabers Acht zu haben, der ihnen am Rand des Fleckens entgegenkam. Erst als er sie anherrschte, blieben sie stehen und bekannten: „Ein alter Jud ist gekommen und hat geschrien: Pachdach! Da haben wir Angst gekriegt, wir wissen selbst nicht wie, und haben immer noch Angst." Der Befehlshaber führte sie zur Schenke, wo sie allen Schaden bezahlen und die Schläge entgelten mußten, ehe sie weiter marschieren durften.

Das Hirtenlied

Rabbi Sußja kam einst an einer Wiese vorbei, wo ein Schweinehirt, von seiner Herde umgeben, ein Lied auf der Weidenflöte blies. Er trat näher und

lauschte, bis er es inne hatte und mit sich nehmen konnte. So wurde die Weise des Hirtenknaben David aus der langen Gefangenschaft befreit.

Das Ende

Rabbi Sußja wurde sehr alt. Sieben Jahre bis zu seinem Tode lag er auf dem Krankenbett, denn er hatte, so ist von ihm geschrieben, das Leiden auf sich genommen, um Israel zu entsühnen.

Auf seinem Grabstein stehen die Worte: „Der Gott in Liebe diente, der sich der Leiden freute, der viele der Schuld entwandte.“

Elimelech von Lisensk

Die Uhr

Wenn Rabbi Elimelech am Sabbat das Gebet der Heiligung sprach, mußte er von einer Weile zur andern das Ziffernblatt seiner Uhr betrachten, um sich in der Zeit zu erhalten. Denn die Worte, die er sprach, zogen ihn mit Macht in die Zeitlosigkeit.

Gute Werke

Als Rabbi Elimelech aus einer Stadt, die er besucht hatte, heimreiste, gaben ihm alle Chassidim eine lange Strecke das Geleit. Wie der Wagen zum Tor hinausfuhr, stieg der Zaddik aus, hieß den Kutscher die Pferde wieder antreiben und ging inmitten der Menge hinterdrein. Auf die Fragen der erstaunten Chassidim antwortete er: „Als ich sah, mit wie großer Hingabe ihr das gute Werk des Geleitgebens übt, konnte ich es nicht ertragen, von dessen Gemeinschaft ausgeschlossen zu sein.“

Wahrheit

Rabbi Elimelech sagte einmal:

Ich bin sicher, der kommenden Welt teilhaftig zu werden. Wenn ich vor dem obern Gericht stehe und sie mich fragen: „Hast du nach Gebühr gelernt?“ werde ich antworten: Nein. Dann fragen sie wieder:

„Hast du nach Gebühr gebetet?“ und ich antworte desgleichen: Nein. Und sie fragen zum dritten: „Hast du nach Gebühr Gutes getan?“ und ich kann auch diesmal nicht anders antworten. Da sprechen sie das Urteil: „Du sagst die Wahrheit. Um der Wahrheit willen gebührt dir ein Anteil an der kommenden Welt.“

Das Hausgesind

Eine sehr alte Frau, die in ihrer Jugend als Magd in Rabbi Elimelechs Haus gedient hatte, pflegte, wenn man sie um Erzählungen vom Zaddik bedrängte, zu sagen: „Ich weiß nichts. Nur auf eins besinne ich mich noch. Unter der Woche war allweil Streit in der Küche, wie es bei Mägden so der Brauch ist. Aber am Vorabend des Sabbats kam etwas über uns, daß wir einander um den Hals fielen und eine die andre bat: ‚Mein Herz, vergib mir, was ich dir diese ganze Woche angetan habe!‘“

Der Büßer

Rabbi David von Lelow hatte sechs Jahre lang und dann noch einmal sechs Jahre die große Kasteiung vollzogen: Fasten je von Sabbat zu Sabbat und alle Arten der strengen Pein. Aber auch nachdem die zweiten sechs Jahre um waren, fühlte er, daß er nicht an der Vollendung stand, und wußte nicht, was er noch tun sollte, um zu erlangen, was ihm fehlte. Da er von Rabbi Elimelech, dem Arzt der Seelen,

gehört hatte, fuhr er zu ihm, um von ihm Hilfe zu erbitten. Am Sabbatabend trat er mit vielen andern vor den Zaddik. Der reichte allen die Hand, nur von ihm wandte er sich ab und sah ihn nicht an. Bestürzt ging der Lelower Rabbi hinweg; dann aber bedachte er, es müßte ihn der Meister doch wohl mit einem andern verwechselt haben. Darum näherte er sich ihm am Abend nach dem Beten wieder und streckte ihm die Hand entgegen, aber es erging ihm wie zuvor. Er weinte die ganze Nacht, wagte am Morgen nicht mehr das Bethaus des Zaddiks zu betreten und beschloß, gleich nach Sabbatausgang heimzufahren; als aber die Stunde des heiligen dritten Mahles kam, bei dem Rabbi Elimelech Worte der Lehre sprach, konnte er sich nicht bezwingen und schlich ans Fenster. Da hörte er den Rabbi reden: „Zuweilen kommen Leute zu mir, die sich in Fasten und Marterpein mühten, und mancher vollbringt die große Kasteiung und wiederholt sie alsdann, zwölf ganze Jahre; und nach all dem wähnen sie sich würdig des heiligen Geistes und kommen zu mir, daß ich ihn auf sie niederziehe; den kleinen Mangel, der ihnen verblieb, soll ich füllen. In Wahrheit aber ist all ihre Übung und Mühsal weniger als ein Tropfen im Meer, ja all ihr Dienst steigt nicht zu Gott, sondern zu dem Götzen ihres Hochmuts. Die müssen zu Gott umkehren in vollkommener Abkehr von ihrer bisherigen Arbeit, und müssen von neuem zu dienen beginnen mit wahrhaftigem Herzen.“ Als Rabbi

David diese Worte vernahm, ergriff ihn der Geist mit solcher Gewalt, daß er fast von Sinnen kam. Zitternd und schluchzend stand er hinterm Fenster. Nachdem die Hawdala vollzogen war, ging er mit angehaltenem Atem zur Haustür, öffnete sie ganz leise mit großer Furcht und blieb an der Schwelle stehn. Da erhob sich Rabbi Elimelech von seinem Sitz, lief auf den Regungslosen zu, umarmte ihn und rief: „Gesegnet sei der Kommende!“ Dann zog er ihn an den Tisch und setzte ihn an seine Seite. Nun aber konnte Eleasar, der Sohn des Zaddiks, sein Staunen nicht länger bewältigen und sagte: „Vater, das ist doch der Mann, den du zweimal hinweggewiesen hast, weil du seinen Anblick nicht ertragen konntest!“ „Nicht doch,“ antwortete Rabbi Elimelech, „das war ein ganz anderer; dieser da ist doch unser lieber Rabbi David!“

Das unreine Feuer

Auf der Fahrt zu Rabbi Elimelech, den er nach dem Tod des großen Maggids zu seinem zweiten Lehrer angenommen hatte, hielt sich der junge Jaakob Jizchak, der nachmalige Lubliner, in einer kleinen Stadt auf und hörte im Bethaus deren Raw das Morgengebet mit großer Inbrunst sprechen. Er blieb über Sabbat bei ihm und sah die gleiche Inbrunst in all seinem Reden und Tun. Als er mit ihm vertrauter geworden war, fragte er ihn, ob er einem Zaddik gedient habe. Jener verneinte es. Das

verwunderte Rabbi Jaakob Jizchak, denn es kann ja der Weg aus keinem Buch und keinem Bericht, sondern allein von Person zu Person erfahren werden. Er bat den frommen Mann, mit ihm zu seinem Lehrer zu fahren, und jener willigte ein. Als sie aber über Rabbi Elimelechs Schwelle traten, kam er dem Schüler nicht wie sonst mit dem Liebesgruß entgegen, sondern wandte sich zum Fenster und achtete der Gäste nicht. Der Lubliner verstand, daß die Ablehnung seinem Gefährten galt, geleitete den heftig Erregten zur Herberge und kehrte allein zurück. Rabbi Elimelech trat ihm mit dem Liebesgruß entgegen; dann sagte er: „Was ist dies mit dir, Freund, daß du mir solch einen Menschen gebracht hast, dem ich nicht in das verunreinigte Gottesbild seines Antlitzes blicken kann?" Bestürzt hörte Jaakob Jizchak ihm zu, doch wagte er weder zu erwidern noch zu fragen; aber Rabbi Elimelech verstand ihn und sprach weiter: „Du weißt, Bruder, es ist ein Ort, der Wandelstern Venus allein bestrahlt ihn, da mischen sich Gut und Böse. Zuweilen beginnt einer Gott zu dienen, und Absicht und Hochmut tun sich darein, und besinnt er sich nicht mit großer Kraft, es zu wenden, dann wohnt er an dem trüben Ort und wird es nicht inne. Auch vermag er starke Inbrunst zu üben, denn dicht daran ist der Ort der unreinen Feuerlohe, da holt er sein Feuer und läßt all seinen Dienst daran entbrennen und weiß nicht, woher er es nahm."

Aus dem Munde des Lubliners hörte der Fremde die Worte Rabbi Elimelechs und erkannte die Wahrheit. In dieser Stunde geschah die Umkehr an ihm, weinend lief er in das Haus des Meisters und fand unverweilt dessen Hilfe und mit dessen Hilfe den Weg.

Satans Drohung

Satan kam zu Rabbi Elimelech und sprach:

„Ich lasse es mir nun nicht länger gefallen, wie du mich mit Chassidim verfolgst. Glaub nur nicht, daß ich euch nicht beikäme. Ich will alle Welt zu Chassidim machen, dann werdet ihr keine Kraft mehr haben."

Einige Zeit danach ging Rabbi Elimelech mit einem Stecken ins Lehrhaus, um etwelche Chassidim hinauszujagen. Es ist nicht bekannt geworden, warum er es nicht getan hat. Ich vermute, daß er sich nicht getraute, Satans Sendlinge auszusondern.

Elija

Rabbi Elimelech sagte von einem, der Prophet Elija erscheine ihm. Ein andrer wunderte sich, wie dies möglich sei, da sogar dem Meister Ibn Esra, einem Geist so viel höherer Sphäre, die Erscheinung des Propheten, wie man aus seinen eignen Worten entnehmen kann, versagt geblieben sei. „Du redest wahr," sprach der Zaddik, „und doch ist es so, wie ich gesagt habe. Du weißt, daß Elija nach seiner Entrückung der Engel des Bundes geworden ist und jeder Beschneidung eines jüdischen Knaben beiwohnt.

Wie kann dies aber sein, da doch die Beschneidungen jeweilig zur gleichen Stunde nach dem Beten vollzogen werden, viele zugleich an allen Enden der Erde? Das will ich dir sagen. Weil Elija alles Volk Israel mit dem Geist der Umkehr schlug, daß es aufs Angesicht fiel und den wahren Gott ausrief, darum wurde ihm die Allseele Israels verliehen. So ist, wo immer ein Knabe zum Bunde dargebracht wird, ein Teil von Elijas Seele zugegen und geht in das Kind ein, nach dessen Art und Wurzel ein großes oder kleines Teil. Und bildet der aufwachsende Knabe seine Elijaseele zur Gestalt, dann erscheint ihm der Elija, der in ihm war. So hat der Mann, von dem ich sprach, das geringe Teil des Propheten, das in ihm ruhte, durch seine guten Werke zur Offenbarung gedeihen lassen, Ibn Esra aber hatte nicht die Kraft, das große, das ihm beigegeben war, zu vollenden."

Der Rechtsstreit

Es wird erzählt:

Der Kaiser in Wien erließ eine Verordnung, die das bedrängte Leben der Juden in Galizien vollends in Fesseln schlagen mußte. Damals weilte im Lehrhaus Rabbi Elimelechs ein eifriger und lernbeflissener Mann, Feiwel mit Namen. Der stand eines Nachts auf, betrat die innere Kammer des Zaddiks und sprach zu ihm: „Herr, ich habe einen Rechtsstreit mit Gott"; und während er noch redete, entsetzte

er sich über seine Worte. Rabbi Elimelech jedoch gab ihm die Antwort: „Wohl, aber in der Nacht wird nicht Gericht gehalten.“ Am Morgen kamen zwei Zaddikim nach Lisensk, Israel von Kosnitz und Jaakob Jizchak von Lublin, und nahmen Wohnung bei Rabbi Elimelech. Nach dem Mittagsmahl ließ er jenen Mann rufen und sagte ihm: „Nun lege uns deinen Rechtsfall vor.“ „Ich habe nicht mehr die Kraft zu reden“, stammelte Feiwel. — „So gebe ich dir die Kraft.“ Da redete Rabbi Feiwel: „Wie darf es sein, daß wir diesem Reich verknechtet sind? Spricht doch Gott in der Thora: ‚Denn meine Diener sind die Söhne Israel.‘ Und hat er uns auch der Fremde überantwortet: wo immer wir sind, ist es an ihm, uns die Freiheit, ihm zu dienen, ungeschmälert zu wahren.“ Hierauf sprach Rabbi Elimelech: „Gottes Entgegnung kennen wir, denn auch sie steht geschrieben, in der Fluchrede durch Mose und die Propheten. — Jetzt aber sollen nach der Vorschrift beide Rechtsgegner den Ort des Gerichts verlassen, damit die Richter ihres Ansehens nicht achten. So gehe du hinaus, Rabbi Feiwel. Und dich, Herr der Welt, vermögen wir nicht hinauszuschicken, denn deine Herrlichkeit füllt die Erde, und ohne deine Gegenwart könnte keiner von uns einen Augenblick leben; wisse aber, daß wir auch deines Ansehens nicht achten werden.“ Danach saßen die drei zu Gericht, schweigend und mit geschlossenen Augen. Nach einer Stunde riefen sie den Mann Feiwel in die

Stube und verkündeten das Urteil, daß das Recht bei ihm sei. In derselben Stunde wurde in Wien die Verordnung aufgehoben.

Die umgestürzte Schüssel

Es wird erzählt:

Einmal saß Rabbi Elimelech mit den Schülern beim Sabbatmahl. Der Diener stellte die Suppenschüssel vor ihn. Rabbi Elimelech hob sie und stürzte sie um, daß die Suppe den Tisch übergoß. In diesem Augenblick schrie der junge Mendel, der nachmalige Rymanower: „Rabbi, was tut Ihr? Sie werden uns ja alle gefangennehmen!" Die Schüler lächelten über die unsinnige Rede; sie würden laut aufgelacht haben, wenn nicht die Gegenwart des Lehrers sie bezähmt hätte. Er aber lächelte nicht; er nickte dem jungen Mendel zu und sprach: „Fürchte dich nicht, mein Sohn!"

Einige Zeit danach wurde bekannt, an jenem Tag sei dem Kaiser ein gegen die Juden des ganzen Landes gerichteter Erlaß zur Unterschrift vorgelegt worden. Mal um Mal setzte der Kaiser die Feder an; aber immer wieder kam irgendeine Störung dazwischen. Endlich unterschrieb er. Dann griff er nach dem Sandfaß; aber statt seiner hob er das Tintenfaß und stürzte es über das Schriftstück. Hierauf zerriß er das Blatt und verbot, ihm den Erlaß noch einmal vor die Augen zu bringen.

Vom Lebenswein

Es wird erzählt:

Einmal saßen am zweiten Schewuotabend die Chassidim um Rabbi Elimelechs Tisch und freuten sich der Stunde. Der Rabbi sah sich im Kreise um und nickte einem jeden zu, denn er freute sich ihrer Freude. Und er sprach lächelnd: „Seht, wir haben alles zu unserer Freude, woran fehlt es uns noch?" Aber ein Übermütiger rief ihm zu: „Wahrlich, uns fehlt's an nichts anderem mehr, als wie die Frommen im Paradies vom Lebenswein zu trinken." Der Zaddik befahl ihm: „Nimm die Jochstange auf die Schultern, hänge zwei Eimer dran und geh an das Tor des ewigen Hauses. Da setz die Eimer ab und dreh dich um und sprich: Elimelech schickt um Wein. Dann wende dich wieder und heb die gefüllten Eimer an die Stange und bring sie uns her. Aber hüte dich wohl, und wer immer dich anredet, antworte nicht." Da tat jener zitternd, wie ihm befohlen war, holte den Wein am Friedhofstor und trug ihn zitternd heim. Rings um ihn schwang die mondlose Nacht von Stimmen, die um einen Tropfen baten, greise und kindliche im gleichen Seufzerklang. Hinter dem stumm Forteilenden schleifte es von zahllosen unirdischen Schritten. Schon stand er fast an Elimelechs Schwelle, da ging es ihn von vorn an. „Jetzt könnt ihr mir nichts mehr anhaben!" schrie er. Die Stange brach mitten entzwei, die Eimer fielen und zerspran-

gen, klatschend schlug es ihm rechts und links ins Gesicht, er taumelte durch die halboffne Tür. Draußen war es totenstill. Drinnen sprach der Zaddik: „Setz dich, Narr, an unsern Tisch."

Der Fischhändler

Es heißt, Rabbi Elimelech habe das Mahl der Sabbat-Nachfeier, welches das königliche Geleitmahl oder das Mahl König Davids genannt wird, nicht mit vollen Ehren begangen und darum habe ihm der König gezürnt.

Auch wird erzählt:

Einst kam an einem Freitagnachmittag ein bäurisch gekleideter Mann mit einem Fischranzen zu Rabbi Elimelech und bot ihm in der Bauernsprache der Gegend die Fische an. Der Zaddik schickte ihn zu seiner Frau; die aber hieß ihn gehen, weil sie schon etliche Stunden zuvor alle Speise für den Sabbat vorbereitet habe. Der Mann ließ sich nicht abfertigen, sondern erschien wieder beim Rabbi; der ließ seiner Frau sagen, sie solle immerhin etwas kaufen, sie aber beharrte auf ihrer Weigerung. Der Händler trat zum dritten Male in die Stube des Zaddiks, holte die Fische aus dem Ranzen, warf die zappelnden auf den Boden und brummte: „Ihr tätet gut daran, sie für das Geleitmahl zu verwenden!" Da hob Rabbi Elimelech die Brauen (er hatte große Augenbrauen und pflegte sie emporzuziehen, wenn er jemand recht ansehen wollte), schwieg eine Weile und sprach alsdann:

„Ich habe nicht mehr die Kraft, Euer Mahl mit allen Ehren zu begehen; aber ich will meinen Kindern anbefehlen es zu tun.“

Die verborgenen Zaddikim

Rabbi Gabriel, ein Schüler Rabbi Elimelechs, fuhr einmal zu seinem Lehrer im Mietswagen eines Mannes von täppischem Gebaren, der ihm auf dem ganzen Weg zu seinem steten Verdruß mit derben und unehrerbietigen Scherzen zusetzte. Als sie in das Haus des Zaddiks kamen, lief der dem Fuhrmann entgegen, begrüßte ihn mit hoher Freude und fragte ihn aus; dem Rabbi Gabriel schenkte er geringe Beachtung. Auf der Rückfahrt wollte der Schüler den Mann, dem solche Ehrung erwiesen worden war, bedienen, der aber fertigte ihn mit einer schnöden Redensart ab. Nach etlichen Monaten sah Rabbi Gabriel in der Hauptstadt den Fuhrmann im Gespräch mit einem Maurer. Er folgte ihnen unbemerkt in ihre Herberge und hörte den einen zum andern sagen: „Bei Melech gibt es noch ein Stück Wahrheit und sonst nirgends,“ und der andere wiederholte: „Bei Melech gibt es noch ein Stück Wahrheit.“ Da bemerkten sie den Rabbi in seinem Versteck und schrien ihn an: „Pack dich, was willst du unter uns gemeinen Leuten!“ So mußte er von dannen gehen.

Nach dem Tode Rabbi Elimelechs fuhr Gabriel durch einen Wald, da kam ihm der Wagen seines

Freundes, des Rabbi Uri, entgegen. Sie stiegen ab und gingen mitsammen. Er erzählte dem Gefährten, wie er einst den Fuhrmann und den Maurer belauscht hatte. Weinend standen sie beide, jeder an einen Baum gelehnt, und wehklagten: „Ein Stück Wahrheit hat es auf der Welt gegeben, und das ist uns auch genommen worden!"

Die Ader

Der Enkel des Baalschem, Rabbi Mosche Efraim, war den polnischen Chassidim abgeneigt, weil er gehört hatte, sie kasteiten sich viel und verdürben in sich das Ebenbild Gottes, statt alle Glieder des Leibes zu vollenden und ihn ganz mit der Seele zu einem heiligen Gefäß des Dienstes zu verschmelzen. Als nach dem Tode Rabbi Elimelechs dessen Schüler Rabbi Mendel von Rymanow zu ihm kam, um ihn, wie der Sterbende befohlen hatte, wegen der Nachfolge zu befragen, wurde er als Polnischer erkannt und daher knapp und kühl aufgenommen. Sein Gesicht veränderte sich vor aufsteigendem Gram. Rabbi Mosche Efraim sah ihn aufmerksam an; die erbleichte Stirn und die groß aufgetanen Augen schienen ihm keines niedern Mannes zu sein. Er fragte freundlich: „Bist du schon bei einem Zaddik gewesen?" „Ich habe", sagte Mendel, „meinem erhabenen Lehrer, dem Rabbi Elimelech, gedient." Da sah ihn Rabbi Efraim mit erhöhter Achtsamkeit an und fragte weiter: „Was ist dir an dem wunderbaren Mann

am wunderbarsten erschienen?“ Und während er fragte, dachte er: Nun wird dieser Chassid mit dem leuchtenden Gesicht seine wahre Art offenbaren und mir irgendeine Wundergeschichte erzählen. Rabbi Mendel antwortete ihm: „Tag für Tag, wenn mein Lehrer in der Betrachtung der Furchtbarkeit Gottes war, wurden seine Adern steif wie harte Stricke. Und jene Ader hinter dem Ohr, die nichts in der Welt fürchtet und erst in der Sterbestunde erzittert, sah ich da Tag für Tag an ihm mit mächtigem Pulse schlagen.“ Rabbi Mosche Efraim schwieg. Dann sagte er: „Das habe ich nicht gewußt“, und wiederholte zweimal: „Das habe ich nicht gewußt“, und nahm Rabbi Mendel wie einen Sohn auf.

Levi Jizchak von Berditschew

Der Begleiter

In jungen Jahren wurde Levi Jizchak seiner erstaunlichen Gaben wegen von einem reichen Mann, wie es der Brauch ist, zum Schwiegersohn genommen. Im ersten Jahr nach der Hochzeit erwies man ihm am Tag der Thorafreude um des angesehnen Schwiegervaters willen im Bethaus die Ehre, daß er das Gebet „Du hast zu wissen offenbart" vor der Gemeinde sprechen sollte. Er trat vor das Pult und stand eine Weile reglos. Sein Tallit lag auf dem Pult. Er streckte die Hand aus und nahm ihn, sich darein zu hüllen, aber dann legte er ihn wieder hin und stand reglos wie zuvor. Die Vorsteher hießen den Diener ihm zuflüstern, er möge die Versammlung nicht ermüden, sondern mit dem Vortrag beginnen. „Wohl", sagte er und nahm den Tallit in die Hand, und hatte ihn fast umgenommen, da tat er ihn wieder aufs Pult. Der Schwiegervater schämte sich vor der Gemeinde, zumal er sich des vortrefflichen Jünglings, den er seinem Hause geworben habe, vielfach berühmt hatte. Zornig befahl er ihm zu sagen, er möge sogleich das Gebet anheben oder vom Pult abtreten. Aber ehe der Bote noch bei Levi Jizchak

angelangt war, erscholl plötzlich dessen Stimme: „Bist du ein Lehrkundiger und bist du ein Chassid, so sprich du das Gebet;“ zugleich kehrte er an seinen Platz zurück. Der Schwiegervater schwieg. Als sie aber zu Hause waren und Levi Jizchak in großer Freude, wie es sich an diesem Tag geziemt, ihm gegenüber am Festtisch saß, konnte er sich nicht länger bezwingen und rief: „Warum hast du mir diese Schande angetan?“ Zur Antwort erzählte der Rabbi: „Wie ich zuerst die Hand ausstrecke, um mir den Tallit über den Kopf zu ziehen, gesellt sich der Böse Trieb zu mir und lispelt mir ins Ohr: „Ich will mit dir zusammen sagen: ‚Du hast zu wissen offenbart‘.“ Ich frage: „Wer bist du, daß du dessen würdig wärst?“ Darauf er: „Wer bist du, daß du dessen würdig wärst?“ „Ich bin lehrkundig“, sage ich. „Auch ich bin lehrkundig“, erwidert er. Verächtlich will ich ihn abfertigen: „Wo hast du denn gelernt?“ „Wo hast du denn gelernt?“ wirft er zurück. Ich gebe ihm Bescheid. „Da war ich doch mit dir“, raunt er mir lachend zu, „da hab' ich doch mit dir gelernt.“ Ich besinne mich. „Aber ich bin ein Chassid“, halte ich ihm siegesgewiß entgegen. Und er unerschüttert: „Auch ich bin ein Chassid.“ Ich: „Zu wem bist du denn gefahren?“ Und wieder er als Echo: „Zu wem bist du denn gefahren?“ „Zum heiligen Maggid von Mesritsch“, antworte ich. Darauf lacht er mich noch höhnischer an: „Da war ich doch auch mit dir und habe in einem mit dir die Chassidut empfangen.

Und darum will ich mit dir zusammen sagen: ‚Du hast zu wissen offenbart‘.“ Da hatte ich genug. Ich ließ ihn stehn. Und was hätte ich sonst tun sollen?“

Sein Zuname

Der Zuname Rabbi Levi Jizchaks war „Barmherzig“, und mit diesem Namen, der aber nicht der seines Vaters gewesen war, bezeichneten ihn die Bücher der Behörden. Das war so gekommen. Ein königlicher Erlaß hatte befohlen, daß jedermann seinem Namen einen Zunamen beifüge, und da die Juden zögerten, ging der Büttel in Berditschew von Haus zu Haus, um die Eintragung zu erzwingen. Als er Rabbi Levi Jizchaks Schwelle betrat und seine Frage hersagte, sah ihm der Zaddik als einem Menschen ins Angesicht und sprach ihn über die Frage hinweg also an: „Hefte dich an Gottes Eigenschaft. Wie er barmherzig ist, so sei du barmherzig.“ Aber der Büttel zog das Verzeichnis hervor und trug ein: Vorname Levi Jizchak, Zuname Barmherzig.

Gottes Tefillin

Der Berditschewer sprach einmal mitten im Gebet zu Gott:

„Herr der Welt, du mußt Jsrael seine Sünden vergeben. Tust du es, so ist es gut. Tust du es aber nicht, so will ich aller Welt sagen, daß du in ungültigen Tefillin gehst. Denn wie heißt der Spruch, der in deine Tefillin eingeschlossen ist? Es ist der

Spruch Davids, deines Gesalbten: Wer ist wie dein Volk Israel, ein einzig Volk auf Erden? Vergibst du aber Israel seine Sünden nicht, dann ist es ein einziges Volk nicht mehr, unwahr ist das Wort, das deine Tefillin tragen, ungültig sind deine Tefillin geworden!"

Ein andermal sagte er: „Herr der Welt, Israel sind die Tefillin deines Hauptes. Wenn einem schlichten Juden die Tefillin zu Boden fallen, hebt er sie sorglich auf und säubert sie und küßt sie. Gott, deine Tefillin sind zu Boden gefallen!"

Ich habe vergeben

Als Rabbi Levi Jizchak einst in der hohen Glut des Versöhnungsgebets an die Worte kam: „Und Gott sprach: Ich habe vergeben", brach er ab und rief: „Herr der Welt, wir haben nicht mehr die Kraft zu sagen: Und Gott sprach — Herr der Welt, sag du selber, du selber sag: Ich habe vergeben!"

Unterbrechung

Als der Berditschewer an einem Jomkippur-Vormittag im Vortrag des hohepriesterlichen Dienstes im Heiligtum an die Stelle kam, wo der Priester zuerst die sühnenden Blutstropfen sprengte und die Worte zu sprechen hatte: „Und also zählte er: eins — eins und eins — eins und zwei — eins und drei . . .", fiel er nach dem zweiten Wort ‚eins', von der Inbrunst überwältigt, zu Boden und lag wie tot.

Umsonst versuchten die Umstehenden ihn zu ermuntern. Sie hoben ihn vom Boden, trugen ihn in seine Kammer und legten ihn aufs Ruhebett. Dann nahmen die Chassidim, die wohl wußten, daß dies eine Begebenheit der Seele und nicht leibliche Erkrankung war, das Gebet wieder auf. Gegen Abend — sie hatten eben Neïla zu sagen angehoben — stürzte der Rabbi herein und vors Pult und schrie: „. . . und eins.“ Dann besann er sich und betete der Ordnung nach weiter.

Im Kampf

Einst betete der Berditschewer am Jomkippur in der Lemberger ‚Schul‘. Mitten im Mussafgebet hielt er unversehens inne und man hörte ihn in polnischer Sprache, mit drohender Stimme sagen: „Ich will dich schon lehren!“

Bei der Abendmahlzeit sprach der Rabbiner von Lemberg zum Berditschewer: „Über Eure sonstige Art zu beten erlaube ich mir keine Vorhaltung, aber das eine muß ich fragen: wie konntet Ihr das Gebet unterbrechen, dazu noch mit polnischer Rede?“ „Mit den andern Widersachern“, antwortete Rabbi Levi Jizchak, „wurde ich eben leichter fertig als mit dem Fürst-Dämon von Polen.“

Die Abwesenden

Einmal ging der Berditschewer im Bethaus nach dem Gebet der achtzehn Segensprüche auf ein paar

Leute zu und begrüßte sie mit wiederholtem „Friede sei mit euch", als wären sie in diesem Augenblick von einer Reise gekehrt. Als sie ihn befremdet anstarrten, sagte er: „Was wundert ihr euch? Ihr wart doch eben in der Ferne, du auf einem Markt und du auf einem Kornschiff, und als das Sprechen des Gebetes aufhörte, seid ihr zurückgekommen; so habe ich euch begrüßt."

Das Stammeln

Rabbi Levi Jizchak kam einst in eine Herberge, wo viele Kaufleute eingekehrt waren, die zu einem Markt fuhren. Der Ort war fern von Berditschew so kannte niemand den Zaddik. Am frühen Morgen wollten die Gäste beten; da sich aber im ganzen Haus nur ein einziges Paar Tefillin fand, zog einer nach dem andern sie an, sprach in Eile das Gebet und reichte sie dem nächsten. Als alle fertig waren, rief der Rabbi zwei junge Leute zu sich heran; er wolle sie etwas fragen. Sie traten näher, er sah ihnen ernsthaft ins Angesicht und sagte: „Ma — ma — ma, wa — wa — wa." „Was wollt Ihr?" riefen die Jünglinge, erhielten aber nichts zur Antwort als die gleichen wirren Laute. Da hielten sie ihn für einen Narren. Nun aber redete er sie an: „Wie, versteht ihr die Sprache nicht, und habt doch soeben zu Gott dem Herrn in ihr gesprochen?"

Einen Augenblick schwiegen die jungen Leute bestürzt, dann aber sagte der eine: „Habt Ihr nicht ein

Kind in der Wiege liegen sehen, das die Stimme noch nicht zu gliedern vermag? Habt Ihr nicht gehört, wie es allerlei Geräusch mit seinem Munde macht: Ma — ma — ma, wa — wa — wa? Alle Weisen und Gelehrten können es nicht verstehen. Wenn aber seine Mutter hinzukommt, weiß sie sogleich, was die Laute meinen."

Als der Berditschewer diese Antwort vernahm, begann er zu tanzen vor Freude. Und wenn er sich in den folgenden Jahren an den „erhabenen Tagen" mit Gott mitten im Gebet nach seiner Art unterredete, pflegte er ihm diese Antwort zu erzählen.

Abraham und Lot

Der Berditschewer kam einst nach Lemberg und ging in das Haus eines reichen und geachteten Mannes. Zum Hausherrn vorgelassen bat er, ihm Unterkunft für einen Tag zu gewähren, verschwieg aber Namen und Stand. Der Reiche fuhr ihn an: „Ich brauche hier keine Wandersleute. Geh doch in eine Herberge!" „Ich bin kein Herbergsgast," sagte der Rabbi; „gebt mir etwas Raum in einer Stube und ich will Euch um nichts anderes behelligen." „Fort mit dir!" rief jener; „wenn du kein Herbergsgast bist, wie du sagst, so geh zu dem Schullehrer um die Ecke; der pflegt solche zugelaufenen Leute mit Ehren zu empfangen und zu bewirten."

Rabbi Levi Jizchak ging zum Schullehrer und wurde mit Ehren empfangen und bewirtet. Aber

auf dem Weg hatte ihn jemand erkannt und alsbald verbreitete sich in der Stadt die Kunde, der heilige Rabbi von Berditschew sei da und habe im Hause des Schullehrers Wohnung genommen. Kaum hatte er ein wenig geruht, staute sich schon eine Menge Zulaßbegehrender vor der Tür, und als sie geöffnet wurde, strömten die Scharen herbei, den Segen des Zaddiks zu empfangen. Darunter war auch jener reiche Mann; er drängte sich vor den Rabbi und begann: „Möge doch unser Herr und Meister mir vergeben und mein Haus seines Besuches würdigen. Alle Zaddikim, die nach Lemberg kamen, haben bei mir gewohnt."

Rabbi Levi Jizchak wandte sich zu den Umherstehenden und sprach: „Wißt ihr, welcher Unterschied zwischen unserem Vater Abraham, der Friede über ihm, und Lot besteht? Warum wird mit solchem Wohlgefallen erzählt, wie Abraham Butter, Milch und ein zartes Kalb den Engeln auftrug? Hat doch auch Lot einen Kuchen gebacken und ein Mahl vorgesetzt. Und warum wird es als Verdienst angesehen, daß Abraham sie in seinem Hause aufnahm? Hat doch auch Lot sie geladen und beherbergt. Aber es verhält sich damit also. Bei Lot heißt es: Und die Engel kamen nach Sodom. Bei Abraham aber heißt es: Und er blickte auf, siehe, da standen die Männer vor ihm. Lot sah Engelsgestalten, Abraham arme, bestaubte, der Ruhe und der Labung bedürftige Wandersleute."

Der Neidische

Der Berditschewer ging einst auf der Straße auf einen Mann zu, der ein hohes Amt innehatte und ebenso böse wie mächtig war, faßte ihn beim Saum seines Rocks und sprach zu ihm: „Herr, ich beneide dich. Wenn du zu Gott umkehrst, wird aus jedem deiner Flecken ein Lichtstrahl werden, und du wirst ganz zu Licht gedeihen. Herr, ich beneide dich um dein großes Leuchten.“

Die weinende Frau

Der Berditschewer erzählte:

Einmal, kurz vor Rosch-ha-Schana, ist zu mir eine Frau gekommen, die weinte und weinte. Frag' ich sie: „Warum weinst du? Warum weinst du?“ Antwortet mir die Frau: „Wie soll ich nicht weinen? Der Kopf tut mir weh! Der Kopf tut mir weh!“ Sag' ich zu ihr: „Wein' nicht! Wenn du weinst, wird dir der Kopf noch mehr weh tun.“ Antwortet sie: „Wie soll ich nicht weinen? Wie soll ich nicht weinen? Ich habe einen einzigen Sohn, und da kommt der heilige und furchtbare Tag, und ich weiß nicht, wird mein Sohn bestehen vor Gottes Gericht?“ Sag' ich zu ihr: „Wein' nicht! Wein' nicht! Er wird gewiß bestehen vor Gottes Gericht! Denn sieh, es steht geschrieben: ‚Ist mir Efraim doch ein Lieblingssohn, ein Kind der Freude! Dieweil ich gegen ihn rede, gedenke ich sein noch. So erregt sich mein

Innres ihm zu — erbarmen, erbarmen will ich mich sein, spricht der Herr.'"

Diese Begebenheit erzählte der Berditschewer mit einer wundersamen Melodie, und mit dieser selben Melodie wird sie heute noch von Chassidim berichtet.

Schülertum

Als Rabbi Kalman, der Verfasser des vielberühmten Buches Licht und Sonne, noch ein fünfjähriger Knabe war, versteckte er sich nach Kinderart unter dem Tallit des betenden Berditschewers und sah in das überhüllte Antlitz empor. Da senkte sich eine brennende Kraft auf ihn nieder, drang in sein Herz und ergriff Besitz davon.

Nach vielen Jahren führte Rabbi Elimelech dem Berditschewer einige seiner edelsten Schüler vor und unter ihnen den jungen Kalman. Rabbi Levi Jizchak sah ihn an und erkannte ihn. „Der ist mein", sagte er.

Die falschen Messiasse

Ein Ungläubiger hielt einmal dem Berditschewer vor, die großen alten Meister seien auch tief im Irrtum befangen gewesen; so habe Rabbi Akiba an den Empörer Barkochba als an den Messias geglaubt und habe ihm gedient.

Der Berditschewer antwortete:

„Einem Kaiser erkrankte einst sein einziger Sohn. Ein Arzt riet, ein Linnen mit einer scharfen Salbe

zu bestreichen und es um den bloßen Leib des Kranken zu legen. Ein andrer widersprach, weil der Knabe zu schwach sei, um die heftigen Schmerzen, die die Salbe verursacht, zu ertragen. Der dritte empfahl nun einen Schlaftrunk; aber der vierte befürchtete, der könnte dem Herzen des Kranken einen Schaden zufügen. Da schlug der fünfte vor, man solle den Trunk löffelweise reichen, von Stunden zu Stunden, so oft der Prinz erwache und die Schmerzen spüre. Und so wurde getan.

Als Gott sah, daß die Seele Israels krank war, hüllte er sie in das ätzende Linnen des Galuth und legte, daß sie es ertrüge, den Schlaf der Dumpfheit auf sie. Damit aber der sie nicht zerstöre, weckt er sie von Stunden zu Stunden mit einer falschen Messias-hoffnung und schläfert sie wieder ein, bis die Nacht vergangen ist und der wahre Messias erscheint. Um dieses Werkes willen werden zuweilen die Augen der Weisen verblendet."

Einst und jetzt

Der Berditschewer sprach: Eine verkehrte Welt sehe ich vor mir. Einst war in Israel die ganze Wahrheit in den Gassen und auf den Märkten, da sprachen alle wahr. Wenn sie aber ins Bethaus kamen, brachten sie auch eine Lüge zustande. Jetzt hingegen ist es umgekehrt. Auf Straßen und Plätzen reden alle falsch, im Bethaus aber bekennen sie die Wahrheit. Denn einst war es also in Israel:

Wahrheit und Treue waren die Leuchte vor ihren Schritten, und wenn sie auf den Markt und in die Welt des Handels kamen, bewährten sie mit ihrer Seele das Wort: Dein Ja sei rechtschaffen und dein Nein sei rechtschaffen, und all ihr Handel geschah in Treuen. Kamen sie aber ins Bethaus, da schlugen sie sich auf die Brust und sprachen: „Wir haben gefehlt, wir haben veruntreut, wir haben geraubt", und all das war gelogen, denn sie waren treu gewesen vor Gott und den Menschen. Heute ist es umgekehrt. In ihrem Handel üben sie Falschheit und Betrug, im Gebet bekennen sie die Wahrheit.

Das Armenwesen

Als Levi Jizchak Raw in Berditschew wurde, vereinbarte er mit den Vorstehern der Gemeinde, daß sie ihn zu ihren Versammlungen nicht laden sollten, es sei denn, wenn sie einen neuen Brauch oder eine neue Ordnung einzuführen gedächten. Einmal wurde er zu einer Versammlung geladen. Sogleich nach der Begrüßung fragte er: „Welches ist der neue Brauch, den ihr einsetzen wollt?" Sie antworteten: „Wir wollen, daß die Armen fortan nicht mehr an der Schwelle des Hauses betteln, sondern eine Büchse werde aufgerichtet und alle Wohlhabenden tuen Geld hinein, jeder nach seinem Vermögen, und daraus sollen die Bedürftigen bedacht werden." Als der Rabbi dies hörte, sprach er: „Meine Brüder, habe ich denn nicht von euch erbeten, um eines alten

Brauchs und einer alten Ordnung willen solltet ihr mich nicht der Lehre entziehen und zu eurer Versammlung laden?“ Erstaunt wandten die Vorsteher ein: „Unser Meister, es ist doch eine neue Einrichtung, die wir heute beraten!“ „Ihr irrt,“ rief er, „eine uralte ist es, ein uralter Brauch von Sodom und Gomorra her. Entsinnet euch, was erzählt wird von dem Mädchen, das in Sodom einem Bettler ein Stück Brot reichte; wie sie das Mädchen griffen und entkleideten und mit Honig bestrichen und den Bienen zum Fraße aussetzten um des großen Frevels willen, den sie verübt hatte. Wer weiß, vielleicht hatten auch sie eine Gemeindebüchse, darein die Wohlhabenden ihr Almosen taten, um den Armen nicht ins Auge zu schauen!“

Der Wunsch

Eine Frau pflegte zum Jomkippur nach Berditschew zu kommen, um in Rabbi Levi Jizchaks Gemeinde zu beten. Einmal verzögerte sie sich, und als sie ins Bethaus kam, war die Nacht schon angebrochen. Die Frau grämte sich sehr, denn sie war gewiß, die Abendandacht sei schon vorüber. Aber der Rabbi hatte nicht begonnen, sondern hatte mit der staunenden Gemeinde gewartet, bis die Frau kam. Als sie merkte, daß er noch nicht Kol Nidre gesprochen hatte, geriet sie in große Freude und rief Gott zu: „Herr der Welt, was soll ich dir wünschen für das Gute, das du an mir getan hast? Ich

wünsche dir, du sollst so viel Freude an deinen Kindern erleben, wie du mich jetzt hast erleben lassen!"

Da ward, während sie noch sprach, eine Stunde der göttlichen Gnade über der Welt.

Der Seder des Unwissenden

Rabbi Levi Jizchak hatte einst den Seder der ersten Pessachnacht mit allen Intentionen gehalten, so daß jeder Spruch und jeder Brauch in der Weihe seines geheimen Sinns am Tisch des Zaddiks aufleuchtete. Nach der Feier, in der Morgendämmerung, saß Rabbi Levi Jizchak in seiner Kammer und war froh und stolz, weil ihm der Dienst dieser Nacht so geglückt war. Da aber redete es zu ihm: „Wessen berühmst du dich? Lieblicher ist mir der Seder Chajims des Wasserträgers als der deine." Der Rabbi rief seine Hausleute und Schüler zusammen und frug nach dem Mann, dessen Name ihm genannt worden war. Niemand kannte ihn. Auf das Geheiß des Zaddiks gingen einige Schüler ihn suchen. Lange mußten sie umherlaufen, ehe ihnen am Rand der Stadt, wo die Armen wohnen, das Haus Chajims des Wasserträgers gezeigt wurde. Sie klopften an die Tür. Eine Frau kam heraus und fragte nach ihrem Begehr. Als sie es erfahren hatte, verwunderte sie sich und sagte: „Wohl ist Chajim der Wasserträger mein Mann. Aber er kann nicht mit euch kommen, denn er hat gestern viel getrunken und schläft sich nun aus, und wenn ihr ihn auch weckt, wird er die

Füße nicht zu heben vermögen.“ Jene antworteten nur: „Der Rabbi hat es befohlen!“ gingen hin und rüttelten ihn auf. Er sah sie aus blinzelnden Augen an, verstand nicht, wozu sie seiner bedurften, und wollte sich wieder zurechtlegen. Sie jedoch hoben ihn vom Lager, nahmen ihn in ihre Mitte und trugen ihn fast auf ihren Schultern zum Zaddik. Der ließ ihm einen Sitz in seiner Nähe geben, und als er stumm und verwirrt dasaß, beugte er sich zu ihm und sprach: „Rabbi Chajim, mein Herz, auf welches Geheimnis ging Euer Sinnen, als Ihr das Gesäuerte zusammensuchtet?“ Der Wasserträger sah ihn mit stumpfen Augen an, schüttelte den Kopf und antwortete: „Herr, ich habe mich umgesehen in allen Winkeln und habe es zusammengesucht.“ Staunend fragte der Zaddik weiter: „Und welche Weihe hattet Ihr im Sinn, als Ihr das Gesäuerte verbranntet?“ Er dachte nach, betrübte sich und sagte zögernd: „Herr, ich habe vergessen, es zu verbrennen. Und nun entsinne ich mich, es liegt noch auf dem Balken.“ Als Rabbi Levi Jizchak dies hörte, ward er vollends unsicher; aber er fragte weiter: „Und das sagt mir nun, Rabbi Chajim: wie habt Ihr den Seder gehalten?“ Da war es, als erwache jenem etwas in Aug und Gliedern, und er sprach mit demütiger Stimme: „Rabbi, ich will Euch die Wahrheit sagen. Seht, ich habe von je gehört, daß es verboten ist, Branntwein zu trinken die acht Tage des Festes, und da trank ich gestern am Morgen, daß ich

genug habe für acht Tage. Und da wurde ich müde und schlief ein. Dann weckte mich mein Weib, und es war Abend, und sie sagte zu mir: „Warum hältst du nicht den Seder wie alle Juden?“ Sagte ich: „Was willst du von mir? Bin ich doch ein Unwissender und mein Vater war ein Unwissender, und ich weiß nicht was tun und was lassen. Aber sieh, das weiß ich: unsre Väter und unsre Mütter waren gefangen bei den Zigeunern, und wir haben einen Gott, der hat sie hinausgeführt in die Freiheit. Und sieh, nun sind wir wieder gefangen, und ich weiß es und sage dir, Gott wird auch uns in die Freiheit führen.“ Und da sah ich den Tisch stehen, und das Tuch strahlte wie die Sonne, und standen drauf Schüsseln mit Mazzot und Eiern und andern Speisen, und standen Flaschen mit rotem Wein, und da aß ich von den Mazzot mit den Eiern und trank vom Wein und gab meinem Weibe zu essen und zu trinken. Und dann kam die Freude über mich, und ich hob den Becher Gott entgegen und sagte: „Sieh, Gott, diesen Becher trink ich dir zu! Und du neige dich zu uns und mache uns frei!“ So saßen wir und tranken und freuten uns vor Gott. Und dann war ich müde, legte mich hin und schlief ein.“

Beim Mahl der sieben Hirten

An Rabbi Levi Jizchaks Tisch kam öfters ein redlicher und ungelehrter Mann, der von der Schülerschar mit abweisenden Blicken betrachtet wurde, weil

er gar nicht zu fassen vermöge, was aus des Rabbis Munde kommt; und was will der Pechsieder unter den Salbenreibern? Da er aber in seiner guten Einfalt die Haltung der Schüler nicht bemerkte oder auch sich nicht durch sie anfechten ließ, sprachen sie endlich der Ehefrau des Zaddiks zu, sie möchte den Tölpel hinwegweisen. Sie wollte dies nicht ohne die Erlaubnis ihres Mannes tun; so legte sie ihm Bedenken und Bitte der Schüler vor. Der Rabbi antwortete: „Wenn einst die sieben Hirten beim heiligen Gelage sitzen, Adam Set Metuselah zur Rechten, Abraham Jakob Mose zur Linken, David in der Mitte, und ein armer Unwissender, Levi Jizchak von Berditschew, hinzutritt, ich glaube daran, daß sie dem Tölpel gar noch zunicken.“

Schnëur Salman von Ladi der Raw

Nicht zurück

In den Jahren nach der Heirat lebte Salman dem Brauch gemäß bei seinen Schwiegereltern „auf Kost“. Aber seine Abgeschiedenheit, seine Art zu beten und all sein Dienst waren ihnen befremdlich, und sie erachteten ihn, wiewohl sie seine Gelehrsamkeit bewunderten, für einen Narren. Umsonst bedrängten sie die Tochter, sich von ihm den Scheidebrief geben zu lassen; daher mußten sie sich damit begnügen, ihm das Leben schwer zu machen. Sie verweigerten ihm Kerzen, so daß er am Fenster beim Mondlicht lernte; und in den Winternächten, in denen er oft fast bis zur Morgendämmerung aufblieb, ließen sie ihn Kälte leiden. Das währte, bis er mit zwanzig Jahren sich aufmachte, um zu dem großen Maggid nach Mesritsch zu wandern.

Als später der Ruhm Rabbi Salmans sich zu verbreiten begann, reute es seine Schwiegermutter der Pein, die sie und ihr inzwischen verstorbner Mann ihm angetan hatten, und sie bat den Zaddik, wieder in ihrem Hause Wohnung zu nehmen; sie wolle es ihm an nichts fehlen lassen und sich auch seiner Chassidim hilfreich annehmen. Rabbi Salman lehnte die Einladung ab, und als die Frau nicht nachließ, sagte

er: „Sieh, wer kann es besser haben als das Kind im Mutterleib? Es braucht sich um Essen und Trinken nicht zu bekümmern; auf seinem Haupte brennt ein Licht, und es lernt die ganze Thora. Aber wenn es hervortritt, kommt ein Engel und schlägt es auf den Mund, daß es alles Gelernte vergißt. Und doch, wenn einer zurückkehren könnte, er wollte es nicht. Warum wohl? Weil er sein Maß gewonnen hat."

Die Erlaubnis

Salman besprach sich mit seinem Bruder, daß sie zum heiligen Maggid nach Mesritsch ziehen wollten. Dann bat er seine Frau, daß sie drein willige, und sie tat es; nur mußte er ihr versprechen, daß er nach anderthalb Jahren zurückkehren würde. Sie hatte sich dreißig Rubel zusammengespart, die gab sie ihm, und er kaufte dafür Pferd und Wagen. Der Bruder aber hatte nicht die Einwilligung seiner Frau erbeten. Als sie in die Stadt Orscha kamen, fiel das Pferd und war tot. „Das ist, weil du ohne Fug mitgekommen bist," sagte Salman zum Bruder, „und es ist dir bedeutet, daß du diesen Weg nicht zu wandern hast. Daher kehre heim, ich aber will weitergehn; und von allem, was ich erlange, will ich dir zuteilen." So schieden sie, und Salman ging zu Fuß weiter.

Der Blick des Meisters

Das Gemach des großen Maggids stieß an den Saal, in dem die Schüler schliefen. In der Nacht

ging er zuweilen, ein Licht in der Hand, hinüber und sah die Gesichter der Schlafenden an. Einmal bückte er sich zu der niedern Ofenbank, auf der der junge Salman unter einer schlechten dreieckigen Decke lag, betrachtete ihn lange und sprach dann zu sich: „O Wunder über Wunder, daß ein so großer Gott in einem so schmächtigen Hause wohnt."

Aufstieg

Rabbi Schnëur Salman erzählte:

„Vor Mesritsch war mein Dienst auf der Betrachtung gegründet, aus der mir Gottesliebe und Gottesfurcht quollen. In Mesritsch stieg ich zu der Stufe auf, wo das Bewußtsein selber Liebe und Furcht ist.

Als ich zuerst den heiligen Maggid sagen hörte: ‚Die Gotteseigenschaft Gnade, das ist unsere Liebe Gottes, die Gotteseigenschaft Macht, das ist unsere Furcht Gottes', — da hielt ich das für eine Deutung. Aber dann sah ich, daß es so ist: Gottesgnade *ist* Gottesliebe, Gottesmacht *ist* Gottesfurcht."

Die Vogelsprache

Rabbi Pinchas von Korez wollte den jungen Salman, der ihn auf seiner zweiten Fahrt nach Mesritsch aufsuchte, die Sprache der Vögel und die Sprache der Gewächse lehren, er aber wehrte es ab. „Der Mensch braucht nur *ein* Ding zu verstehen", sagte er.

Im Alter fuhr Rabbi Schnëur Salman einmal mit einem Enkel über Land. Überall hüpften und

zwitscherten die Vögel. Der Rabbi hielt eine Weile den Kopf aus dem Wagen. „Wie flink sie reden", sagte er dann zu dem Kind; „sie haben ihr eigenes Alphabet. Man braucht nur gut zu hören und gut zu fassen, um ihre Sprache zu verstehn."

Von dem großen Eifer

Schnëur Salman beschloß nach dem Tode des Maggids, die Stadt Mesritsch endgültig zu verlassen. Als er vom Sohn des Maggids, Rabbi Abraham dem Engel, der ihn in der geheimen Weisheit unterrichtet hatte, Abschied nahm, sagte der ihm, er wolle ihm das Geleit geben, und setzte sich zu ihm in den Wagen. Hinterm Stadttor rief Rabbi Abraham dem Fuhrmann zu: „Treib die Pferde an und laß sie laufen, bis sie vergessen, daß sie Pferde sind." Salman nahm das Wort auf. „Bis ich diesen Weg des Dienstes recht erlernt habe, bedarf es einer geraumen Zeit", sagte er und blieb noch ein Jahr in Mesritsch.

Am untern Ende

Nach dem Tode seines Lehrers, des großen Maggids, pflegte Schnëur Salman zu Rabbi Menachem von Witebsk zu fahren und galt als dessen Schüler, obgleich seine eigentliche Lehrzeit um war. An Sabbaten und Festtagen aßen alle Chassidim am Tisch ihres Rabbis. Schnëur Salman saß stets am untern Ende. Am Abend des Neuen Jahres sah der Witebsker den untern Platz leer. Er ging ins Lehrhaus, wo er

Salman noch im Gebet stehend fand, hörte ihm eine Weile unbemerkt zu und kehrte in die Stube zurück. „Stört ihn nicht," sagte er, „er hat Freude an Gott und Gott an ihm."

Zu Gott

Einmal unterbrach Salman das Gebet und sprach: „Ich will nicht dein Paradies, ich will nicht deine kommende Welt, ich will nur dich allein."

Angst

Als die Chassidim zu ihm zu fahren begannen und er zum ersten Male, zum Fenster hinausschauend, die heranziehende Schar erblickte, entsetzte er sich und schrie: „Was wollen sie von mir? Warum kommen sie zu mir? Was haben sie an mir gesehn?" Da sprach seine Frau zu ihm: „Gemach, nicht zu dir kommen sie, sie wollen nur, weil du im Schatten des heiligen Maggids geweilt hast, von ihm erzählen hören." „Dann ist es gut," sagte er und beruhigte sein Herz, „erzählen, ja, erzählen will ich ihnen." Als er aber erst zu erzählen anfing, konnte er die Lehre nicht länger verschlossen halten.

Wo bist du?

Als Rabbi Schneür Salman, der Raw von Reußen, weil seine Einsicht und sein Weg von einem Anführer der Mitnagdim bei der Regierung ver- leumdet worden waren, in Petersburg gefangen saß

und dem Verhör entgegensah, kam der Oberste der Gendarmerie in seine Zelle. Das mächtige und stille Antlitz des Raw, der ihn zuerst, in sich versunken, nicht bemerkte, ließ den nachdenklichen Mann ahnen, welcher Art sein Gefangener war. Er kam mit ihm ins Gespräch und brachte bald manche Frage vor, die ihm beim Lesen der Schrift aufgetaucht war. Zuletzt fragte er: „Wie ist es zu verstehen, daß Gott der Allwissende zu Adam spricht: ‚Wo bist du?‘“ „Glaubt Ihr daran,“ entgegnete der Raw, „daß die Schrift ewig ist und jede Zeit, jedes Geschlecht und jeder Mensch in ihr beschlossen sind?“ „Ich glaube daran“, sagte er. „Nun wohl,“ sprach der Zaddik, „in jeder Zeit ruft Gott jeden Menschen an: ‚Wo bist du in deiner Welt? So viele Jahre und Tage von den dir zugemessenen sind vergangen, wie weit bist du derweilen in deiner Welt gekommen?‘ So etwa spricht Gott: ‚Sechsundvierzig Jahre hast du gelebt, wo hältst du?‘“

Als der Oberste die Zahl seiner Lebensjahre nennen hörte, raffte er sich zusammen, legte dem Raw die Hand auf die Schulter und rief: „Bravo!“ Aber sein Herz flatterte.

Womit er betete

Der Raw fragte einst seinen Sohn: „Womit betest du?“ Der Sohn verstand den Sinn der Frage: auf welche Betrachtung er sein Gebet gründe. Er antwortete: „Mit dem Spruch: ‚Jegliche Höhe wird sich

dir neigen.'" Dann fragte er den Vater: „Und womit betest du?" Er sprach: „Mit der Diele und mit der Bank."

Besinnung

Einmal besuchte den Raw einer der Mitnagdim und legte ihm allerlei Fragen vor. Zuletzt wollte er wissen, warum an der Tür des Zaddiks ein Diener stehe und nicht zu jeder Zeit die Leute zu ihm vorlasse. Der Raw legte den Kopf in die Hände. Nach einer Weile hob er ihn und sagte: „Haupt und Rumpf sind ein Leib, und doch muß das Haupt anders bedeckt und sorglicher gehütet werden." Der Mitnaged gab sich zufrieden und ging. Aber der Sohn des Zaddiks war nicht zufrieden. „Um diese Antwort zu erteilen," sagte er, „brauchtest du doch nicht den Kopf in die Hände zu legen und dich zu besinnen." Rabbi Salman sprach: „Als Korah zu Mose redete: ‚Das ganze Volk ist heilig, und Gott ist in ihrer Mitte, warum erhebet ihr euch über die Gemeinde Gottes?', da hörte es Mose und fiel auf sein Angesicht. Dann erst erwiderte er Korah. Warum wohl? Er hätte, was er sagte, doch gleich sagen können. Aber Mose besann sich: Vielleicht kommt dieses Wort von oben, und Korah ist nur ein Bote, wie darf ich ihm da erwidern? Daher fiel er auf sein Angesicht und betrachtete, ob er sich in Wahrheit über die andern zu erheben suche. Und als er betrachtet und erkannt hatte, daß keine solche Sucht an ihm war,

wie Gottes Wort es bezeugt, daß der Mann Mose sehr demütig war, mehr als alle Menschen, da wußte er, daß Korah nicht zu ihm abgesandt war, und er erwiderte ihm."

Vom Messias

Einer fragte den Raw scherzend: „Wird der Messias ein Chassïd oder ein Mitnaged sein?" „Ich denke, ein Mitnaged", sagte er. „Denn würde er ein Chassïd sein, die Mitnagdim würden ihm nicht glauben. Die Chassïdim aber werden ihm glauben, was immer er sei."

Schauen

In den Tagen vor dem Sterben fragte der Raw seinen Enkel: „Siehst du etwas?" Der blickte ihn erstaunt an. „Ich", sagte der Raw, „sehe nur noch das göttliche Nichts, das die Welt belebt."

Jaakob Jizchak von Lublin der Seher

Der alte Lehrer

Einst fuhr Rabbi Jaakob Jizchak mit einigen Schülern und Begleitern nach einer fernen Stadt. Es war Freitag mittags und sie mußten schon nah am Ziel sein, als sie an einen Scheideweg kamen. Der Fuhrmann fragte, welche Richtung er einschlagen solle; der Rabbi wußte es nicht und sagte: „Laß die Zügel hängen und die Pferde gehn, wohin sie wollen." Nach einiger Zeit erblickten sie die ersten Häuser einer Stadt; aber sie erfuhren bald, daß es eine andre war. „Nun ist es aus mit dem Rabbitum", sagte der Lubliner. „Wie sollen wir es aber anstellen," fragten die Schüler, „um über Sabbat Speise und eine Ruhestatt zu bekommen, wenn wir nicht eröffnen dürfen, wer Ihr seid?" Es war nämlich des Zaddiks Brauch, daß er von den Geldgaben, die ihm gebracht wurden, nicht eine kleine Münze über Nacht behielt, sondern alles den Armen austeilte. „Laßt uns ins Bethaus gehen," sagte er, „da werden wir von den Hausherrn als Sabbatgäste mitgenommen werden." Und so geschah es; der Rabbi allein verweilte so lange im Gebet, bis das Bethaus sich geleert hatte. Aufblickend sah er nur noch einen etwa achtzigjährigen Mann dasitzen. Der fragte ihn:

„Wohin geht Ihr zur Sabbateinweihung?“ „Ich weiß es nicht“, antwortete der Zaddik. „Geht nur in die Herberge,“ sagte der Alte, „und nach dem Ruhetag will ich Geld für Eure Zeche sammeln.“ „In der Herberge“, entgegnete Rabbi Jaakob Jizchak, „kann ich nicht den Sabbat einweihen, weil sie dort den Segen über die Lichte nicht sprechen.“ Der Alte sagte zögernd: „In meinem Hause ist nur ein wenig Wein und Brot für mich und mein Weib.“ „Ich bin kein Schlemmer“, versicherte der Lubliner. So gingen sie zusammen.

Der Alte sprach den Segen über den Wein und darauf der Rabbi. Nach dem Segensspruch über das Brot fragte der Greis: „Woher seid Ihr?“ — „Aus Lublin.“ — „Und kennt Ihr ihn?“ — „Ich bin stets bei ihm.“ Da bat der Alte mit zitternder Stimme: „Erzählt mir etwas von ihm.“ „Warum begehrt Ihr das so sehr?“ fragte der Zaddik. „Ich war“, berichtete jener, „in jungen Jahren Schulhelfer, und er war eins der Kinder, auf die ich zu achten hatte. Es waren keine sonderlichen Gaben an ihm zu bemerken. Und nun habe ich vernommen, daß er ein Großer geworden ist. Seither faste ich einen Tag in jeder Woche, daß ich gewürdigt werde ihn zu schauen. Denn ich bin zu arm, um nach Lublin fahren, und zu schwach, um hingehen zu können.“ „Und besinnt Ihr Euch noch auf etwas aus jener Zeit?“ fragte der Rabbi. „Tag für Tag“, sagte der Alte, „mußte ich nach ihm suchen, wenn ich ihn zum

Gebetbuch rief, und fand ihn nie. Nach einer guten Weile kam er stets von selbst, und dann schlug ich ihn. Einmal paßte ich ihm auf und ging ihm nach. Da sah ich, er saß im Wald auf einem Ameisenhaufen und schrie: ‚Höre Israel, der Ewige ist unser Gott, der Ewige ist der Eine!' Fortan habe ich ihn nicht mehr geschlagen."

Nun verstand Rabbi Jaakob Jizchak, warum ihn seine Pferde in diese Stadt gebracht hatten. „Ich bin es", sagte er. Als der Alte dies hörte, fiel er in Ohnmacht und konnte nur mit großer Mühe wiederbelebt werden.

Nach Sabbatausgang ging der Zaddik mit seinen Schülern aus der Stadt und der Alte gab ihm das Geleit, bis er müde ward und umkehren mußte. Er kam heim, legte sich hin und starb. Indessen saß der Rabbi mit den Seinen in einem Dorfwirtshaus beim Mahl der Sabbatnachfeier. Nach dem Mahl erhob er sich und sprach: „Wir wollen in die Stadt zurück, um meinen alten Lehrer zu bestatten."

Die Tränenweihe

Rabbi Sußja kam einst auf seiner großen Wanderschaft in die Stadt, wo der Vater des Knaben Jaakob Jizchak wohnte. Im Lehrhause stellte er sich seinem Brauch gemäß hinter dem Ofen zum Gebet, das Haupt ganz in den Tallit eingehüllt. Plötzlich sah er, sich halb umwendend, daraus hervor und, ohne den Blick auf irgendeinem andern Gegenstand verweilen

zu lassen, dem Knaben Jaakob Jizchak in die Augen. Dann drehte er den Kopf wieder dem Ofen zu und betete weiter. Den Knaben kam mit unergründlicher Gewalt das Weinen an, ein Tränenabgrund brach in ihm auf, und er weinte eine Stunde lang. Erst als die Tränen versiegten, ging Sußja auf ihn zu und sprach: „Die Seele ist dir erweckt. Nun geh zu meinem Bruder Elimelech und lerne bei ihm, daß auch dein Geist aus seinem Schlafe tauche."

Am Felsrand

Nahe der Stadt Lisensk, wo Rabbi Elimelech lehrte, ist ein zumeist waldüberwachsener, auf einer Seite aber steil abfallender Hügel, dessen felsiger Gipfel bis auf den heutigen Tag Rabbi Melechs Tisch genannt wird. Da pflegte der junge Jaakob Jizchak sich zu ergehen und nachzusinnen, wie man zur wahren Demut und Selbstvernichtung komme. Einmal wußte er sich keinen Rat mehr als sein Leben darzubringen; er trat an den Felsrand und wollte sich hinabstürzen. Es war ihm aber unbemerkt sein Gefährte, der junge Salke aus Grodzisk, gefolgt; er lief auf ihn zu, faßte ihn am Gürtel und ließ nicht ab, ihm heilsam zuzusprechen, bis er den Vorsatz aus seiner Seele gelöst hatte.

Als nach dem Tode seines Lehrers Jaakob Jizchak zum Rabbi in Lublin erkoren wurde, kam Rabbi Salke zu ihm gefahren. Der Zaddik ergriff beide Hände des Eintretenden und sprach: „Rabbi Salke,

mein Leben, ich habe Euch sehr lieb. Das kommt, weil Ihr auf der ersten Erdenfahrt meiner Seele mein Vater gewesen seid. Aber wenn ich mich entsinne, was Ihr mir in Lisensk angetan habt, kann ich Euch nicht ganz lieb haben."

Die Landschaft

Als Rabbi Jaakob Jizchak beim Enkel des Baalschem, Rabbi Baruch, zu Gaste war, nahm ihn der stolze und geheimnisvolle Mann, der einmal von sich gesagt hatte, er wolle der Aufseher der Zaddikim sein, am Sabbatvortag in seinem Wagen mit, um zum Tauchbad zu fahren. Unterwegs versenkte sich Rabbi Baruch in die wirkende Kraft seiner Betrachtung, und die Landschaft wandelte sich aus seinem Sinn. Als sie vom Wagen stiegen, fragte er: „Was sieht der Seher?" Rabbi Jaakob Jizchak antwortete: „Die Felder des heiligen Landes." Als sie den Hügel überquerten, der die Straße vom Bache trennte, fragte Baruch: „Was riecht der Seher?" Er antwortete: „Die Luft des Tempelbergs." Als sie in den Bach tauchten, fragte der Enkel des Baalschem: „Was spürt der Seher?" Und Rabbi Jaakob Jizchak antwortete: „Den Balsamstrom des Paradieses."

Das Ruhebett

Es war bekannt, daß der Lubliner oftmals, wenn er sich in einem Hause zu Gast auf ein fremdes Ruhebett legte, keinen Schlaf fand. Daher gab Rabbi

Jossel von Ostila, sowie er vernahm, daß der Zaddik auf der nächsten Reise in seine Stadt käme, einem wackern und frommen Schreiner den Auftrag, aus dem besten Holz und mit der sorgsamsten Arbeit ein Bett zu zimmern. Der Meister nahm ein Tauchbad, sammelte seinen Sinn auf das Werk, und es geriet ihm wie keins zuvor. Als der Lubliner bei Rabbi Jossel, dessen Bitte willfahrend, Wohnung nahm, führte ihn der in die Kammer, wo das Lager, mit sanften Kissen und den weichsten und reinlichsten Decken erhöht, in seinem frischen Glanze stand. Aber mit schmerzlichem Erstaunen nahm der Gastgeber wahr, daß der Zaddik sich auf dem Bette seufzend hin und wider warf und von dem Schlaf gemieden wurde. Bestürzt stand er da und wagte erst nach einer Weile, dem Gast das eigene Bett anzubieten; der Lubliner legte sich darauf, schloß sogleich behaglich die Augen und schlief ein. Später faßte sich Rabbi Jossel ein Herz und fragte, was ihn an dem Ruhebett, das ein gottesfürchtiger Meister mit eifervoller Sorgfalt für ihn gezimmert habe, mangelhaft dünke. Der Zaddik sagte: „Der Mann ist gut und seine Arbeit ist gut; aber er hat sie in den neun Tagen vor dem Jahrestag der Tempelzerstörung gemacht, und in seiner frommen Art klagte er unablässig um das Heiligtum; nun haftet die Schwermut an seinem Werk und schlägt einem daraus entgegen."

Der Widersacher

Rabbi Mosche Teitelbaum war von Jugend auf ein Feind der chassidischen Lehre, denn sie erschien ihm als eine arge und unbändige Ketzerei. Einst weilte er zu Gast bei seinem Freunde, Rabbi Jossef Ascher, der gleich ihm den Neuerern entgegen war. In jenen Tagen war das Gebetbuch des Meisters Lurja, des Ehrwürdigen, dessen Wort der Vorfahre des chassidischen Wortes ist, im Druck ausgegeben worden. Als es vor die beiden Rabbis gebracht wurde, entriß Rabbi Mosche dem Boten den schweren Band und warf ihn zu Boden. Rabbi Jossef Ascher aber hob ihn auf und sagte: „Es ist ja doch ein Gebetbuch, und man darf es nicht verächtlich machen."

Als man dem Lubliner diesen Vorfall berichtete, sprach er: „Rabbi Mosche wird ein Chassid werden, Rabbi Jossef Ascher wird ein Gegner bleiben. Denn wer großen Brand der Feindschaft hat, kann zu Gott entbrennen; wessen Widerwille aber kalt ist, dem ist der Weg verschlossen." Und so geschah es.

Trauer und Freude

Als Rabbi Mosche ein Schüler des Lubliners geworden war, prüfte er eine Zeitlang die Lebensweise der Chassidim, und sie gefiel ihm wohl. Aber einmal stieg eine Frage in seinem Herzen auf. Er sah, wie sie sich allezeit freuten, jede Arbeit in Freude verrichteten, in Freude wandelten und ruhten, in hoher

Freude beteten, und zugleich gedachte er des Wortes im Gesetzbuch: „Es steht jedem Gottesfürchtigen an, um die Zerstörung des Heiligtums Trauer und Trübsal zu hegen.“ Darüber faßte ihn, als er zum Lubliner unterwegs war, der Zweifel an; aber er bändigte ihn und sprach zu Gott: „Herr, du kennst meine Gedanken und daß es mein Wille ist, meine Augen sollten sich nicht vermessen, Unrecht zu gewahren am Rechtmäßigen. Darum sei du mit mir und hilf mir, daß mein Meister, wenn ich zu ihm komme, meine Frage stille. Denn so sagen ja unsere Weisen: Wer sich zu reinigen kommt, dem stehen sie bei. Sie, heißt es, und nicht er; von den Menschen reden sie.“ So verweilte er im Gebet und besprach sich mit Gott, bis er nach Lublin kam. Als er über Rabbi Jaakob Jizchaks Schwelle trat, redete der ihn an: „Warum ist dein Antlitz heute bekümmert? Wohl heißt es im Gesetzbuch, es stehe jedem Gottesfürchtigen an, um die Zerstörung des Heiligtums Trauer und Trübsal zu hegen. Aber glaube, auch wir sprechen die Mitternachtsklage um Jerusalem mit Weinen und Weheruf, und doch geschieht alles in Freude. Kennst du die Geschichte vom König, der in die Verbannung kam? Er irrte lang umher, bis er bei einem seiner Freunde Zuflucht fand. Der Getreue mußte weinen, so oft er daran dachte, daß der König aus seinem Reich vertrieben sei. Und zu gleicher Zeit lebte die Freude in ihm, daß der König bei ihm wohne. Lieber, die verbannte Gottesherrlichkeit hat Wohnung bei

uns genommen. Ich dürfte von dem Geheimnis nicht reden, denn es ist geboten, Gottes Sache im Schweigen zu behüten; aber unsere Weisen haben gesagt: Wer sich zu reinigen kommt, dem stehen sie bei. Sie, heißt es und nicht er; von den Menschen reden sie.“

Der Fuhrmann

Einige Chassidim kamen nach Lublin. Ehe sie zum Rabbi gingen, bat ihr Fuhrmann sie, sie möchten mit den andern Zetteln auch einen mit seinem Namen überreichen, auf daß der Rabbi seiner zum Guten gedenke, und sie taten nach seinem Wunsch. Als der Lubliner den Zettel las, rief er: „Wie leuchtet der Name dieses Mannes!“ Die Chassidim verwunderten sich; es sei ein einfältiger und unwissender Mensch, und sie hätten in all den Tagen keine sonderliche Tugend an ihm wahrgenommen. „Seine Seele“, sagte der Rabbi, „strahlt mir in diesem Augenblick wie ein lauteres Licht entgegen.“ Die Chassidim gingen alsbald den Fuhrmann zu suchen, fanden ihn jedoch in der Herberge nicht. Sie gingen von Straße zu Straße; da kam ihnen ein fröhlicher Zug entgegen, Spielleute mit Zimbeln und Pauken voran, eine hüpfende und händeklatschende Schar hinterdrein, und inmitten, alle andern an Jubel und heller Lust überflügelnd, der Fuhrmann. Auf ihre Frage erzählte er: „Als ihr fort wart, dachte ich: ich will mir auch etwas Freude suchen gehn. Da ging ich so durch

die Stadt, bis mir aus einem Haus Musik und Fröhlichkeit entgegenklangen. Ich ging hinein und sah, es wurde die Hochzeit zweier Waisen gefeiert. Da feierte ich mit, trank und sang und freute mich. Aber nach einer Weile entstand ein Streit und eine Verwirrung, denn die Braut hatte das Geld nicht, um dem Bräutigam nach Sitte und Pflicht einen Tallit zu schenken. Und es war nahe daran, daß der Ehevertrag zerrissen wurde. Da wurde mir das Herz heiß, ich konnte die Beschämung des Mädchens nicht ertragen, zog meinen Beutel aus der Tasche, und siehe da, was darin war, reichte gerade hin, um den Tallit zu bezahlen. Darum ist mein Herz froh."

Der Übergang

Ein reicher und mächtiger Mann namens Schalom, der allgemein Graf Schalom zubenannt wurde, fiel einst in eine schwere Krankheit. Sein Sohn fuhr alsbald zum Rabbi von Lublin, daß er Erbarmen herabflehe. Als er aber nach einer langen Reise vor dem Zaddik stand und ihm den Bittzettel reichte, sprach Rabbi Jaakob Jizchak: „Da ist keine Hilfe mehr. Er ist schon aus der Sphäre der Herrschaft in die der Lehre getreten." Heimgekehrt erfuhr der Mann, daß sein Vater in eben jener Stunde verstorben war; in derselben Stunde aber hatte ihm sein Weib einen Sohn geboren. Der wurde nach dem Großvater Schalom genannt und wuchs zu einem Meister der Lehre auf.

Der lange Rechtsstreit

Einmal sagte der Lubliner zu einem seiner Schüler, dem Rabbi Heschel von Komarno: „Warum suchst du nie den Raw der Stadt auf? Du tätest gut, zuweilen zu ihm zu gehen." Das Wort verwunderte den Schüler, denn der Raw, der Eiserne Kopf zubenannt, war ein erbitterter Gegner des chassidischen Wegs; aber er gehorchte und betete fortan nachmittags in dessen Hause. Der Raw nahm ihn freundlich auf. Nach einiger Zeit wurde nach dem Beten ein Rechtsstreit vorgebracht. Als die Parteien hinausgeschickt wurden und die Erörterung begann, trat der eine der Beisitzer für den Kläger, der andere für den Verklagten ein; der Eiserne Kopf hatte zu entscheiden. Rabbi Heschel saß da und folgte achtsam der Verhandlung; es war ihm offenkundig, daß das Recht beim Kläger war, aber zu seinem Schrecken merkte er, daß der Raw sich der andern Seite zuneigte. Er wußte sich keinen Rat und wollte es doch nicht dulden; endlich kam ihm eine Glosse zur einschlägigen Talmudstelle in den Sinn, wo seine Auffassung als die richtige dargelegt wurde. Er holte den Band der Gemara, trat zum Raw heran und bat, ihm die Glosse zu deuten. Etwas unwillig wies ihn der Eiserne Kopf ab: es sei nicht an der Zeit; aber Heschel wiederholte sein Anliegen so inständig, daß er das Buch aus seiner Hand nahm und hineinblickte. Erbleichend sagte er dem Fragenden, er wolle

ihm Tags darauf die Deutung geben, und entließ ihn. Als Rabbi Heschel sich am folgenden Tag nach dem Ausgang der Verhandlung erkundigte, erfuhr er, daß der Kläger obgesiegt hatte. Am gleichen Abend sagte der Lubliner zu ihm: „Nun brauchst du nicht mehr zum Raw zu gehen.“ Als ihn der Schüler erstaunt ansah, sprach er weiter: „Neunundneunzigmal waren nun diese zwei, der Kläger und der Verklagte, auf Erden, und immer wieder wurde das Recht verkehrt, und beider Seelen blieben unerlöst. So mußte ich dich ihnen zu Hilfe senden.“

Das Hindernis

In einem Jahr erwartete Rabbi Jaakob Jizchak mit großer Zuversicht, daß die Erlösung käme. Als das Jahr um war, sprach er zu seinem Schüler, dem „Jehudi“: „Die gemeinen Leute haben die vollkommene Umkehr getan oder können sie tun, von ihrer Seite ist kein Hindernis. Das Hemmende sind die gehobnen Menschen. Sie vermögen nicht zur Demut und so auch nicht zur Umkehr zu gelangen.“

Ein Gespräch

Der Lubliner zu seinem Schüler, dem „Jehudi“: Sag mir doch, mein Lieber, warum schluckst du die Worte beim Beten?

— Weil mir die Worte so süß sind.

— Meinst du, sie seien es mir nicht?

— Eure, Rabbi, sind Feuerfunken; die schluckt man nicht so leicht.

Wahrheit

Den Lubliner fragte ein Schüler: „Ihr habt uns, Rabbi, gelehrt, wenn ein Mensch seinen Gehalt kenne und mit seiner Seele ehrlich abrechne, dann gelte, was das Volk sagt: ‚Abgerechnet ist halb bezahlt‘. Wie ist das zu verstehen?“ „Wird auf eine Ware,“ sprach der Zaddik, „die über die Landesgrenze kommt, das königliche Siegel gelegt, so ist die Ware beglaubigt. So wenn einer seinen Gehalt kennt und mit seiner Seele ehrlich abrechnet: Wahrheit, das Siegel Gottes, prägt sich ihm auf, und er ist beglaubigt.“

Der Weg

Rabbi Bär von Radoschitz bat einst den Lubliner, seinen Lehrer: „Weiset mir einen allgemeinen Weg zum Dienste Gottes!“ Er antwortete: „Es geht nicht an, den Menschen zu sagen, welchen Weg sie gehen sollen. Denn da ist ein Weg, Gott zu dienen durch Lehre, und da, durch Gebet, da, durch Fasten, und da, durch Essen. Jedermann soll wohl achten, zu welchem Weg ihn sein Herz zieht, und dann soll er sich diesen mit ganzer Kraft erwählen.“

Sünde und Schwermut

Ein Chassid klagte dem Lubliner, daß er von bösen Lüsten geplagt werde und darüber in Schwermut

gefallen sei. Der Rabbi sagte ihm: „Hüte dich über alles vor der Schwermut, denn sie ist schlimmer und verderblicher als die Sünde. Was der böse Geist im Sinn hat, wenn er die Lüste im Menschen weckt, ist nicht, ihn in die Sünde, sondern ihn durch die Sünde in die Schwermut fallen zu lassen."

Der fröhliche Sünder

In Lublin lebte ein großer Sünder. So oft er mit dem Rabbi zu sprechen begehrte, war der ihm zu willen und unterredete sich mit ihm wie mit einem vertrauten und erprobten Mann. Viele Chassidim ärgerten sich daran, und einer sagte zum andern: „Wie kann es sein, daß der Rabbi, der jedem zum erstenmal Erblickten sein Leben bis zu diesem Tag, ja die Herkunft seiner Seele von der Stirn abliest, nicht sehen sollte, daß dieser ein Sünder ist? Und wenn er es sieht, wie kann es sein, daß er ihn des Verkehrs und des Gesprächs würdigt?" Endlich faßten sie sich den Mut, vor den Rabbi zu treten und ihn zu fragen. Er antwortete ihnen: „Wohl weiß ich davon wie ihr. Aber es ist euch ja bekannt, wie sehr ich die Freude liebe und die Schwermut hasse. Und dieser Mann ist ein so großer Sünder — andere bereuen doch im Augenblick, nachdem sie gesündigt haben, grämen sich einen Augenblick lang und kehren dann erst zu ihrer Torheit zurück, er aber kennt keinen Gram und kein verdrießliches Besinnen, sondern wohnt in seiner Freude wie

in einem Turm. Und der Glanz seiner Freude überwältigt mein Herz."

Flickarbeit

Ein Chassid des Lubliners fastete einmal von Sabbat zu Sabbat. Am Freitagnachmittag überkam ihn ein so grausamer Durst, daß er meinte sterben zu müssen. Da erblickte er einen Brunnen, ging hin und wollte trinken. Aber sogleich besann er sich, um einer kleinen Stunde willen, die er noch zu ertragen hätte, würde er das ganze Werk dieser Woche vernichten. Er trank nicht und entfernte sich vom Brunnen. Stolz flog ihn an, daß er die schwere Probe bestanden habe. Wie er dessen inne ward, sprach er zu sich: „Besser, ich gehe hin und trinke, als daß mein Herz dem Hochmut verfällt." Er kehrte um und trat an den Brunnen. Schon wollte er sich darüber neigen, um Wasser zu schöpfen, da merkte er, daß der Durst von ihm gewichen war. Nach Sabbatanbruch betrat er das Haus seines Lehrers. „Flickarbeit!" rief ihm der an der Schwelle zu.

Fremde Gedanken

Einer bat den Lubliner um Hilfe gegen die fremden Gedanken, die ihn beim Beten bedrängten. Der Rabbi deutete ihm an, wie er sich verhalten solle, aber der Mann setzte ihm immer weiter zu und wollte sich nicht abfertigen lassen. Endlich sagte der Rabbi: „Ich weiß nicht, warum du mir in einem

fort von fremden Gedanken vorjammerst. Wer heilige Gedanken hat, zu dem kommt zuweilen ein unreiner, und den nennt man dann einen fremden. Aber du — es sind doch deine eigenen gewohnten Gedanken: wem willst du sie zuschreiben?"

Beschämung

Einer, dem der Rabbi von Lublin mit der Geißel des Wortes über alle heimlichen Schwächen der Seele fuhr, unterbrach ihn aufbegehrend: „Rabbi, Ihr beschämt mich!" „Beschäme ich dich?" sprach der Zaddik; „beschäme ich dich, so muß ich dich um Vergebung bitten."

Der Dienst

Es war der Brauch Rabbi Jaakob Jizchaks, die armen Wanderer in seinem Hause aufzunehmen und sie selbst zu bedienen. Einst hatte er einem die Speisen gereicht und ihm eingeschenkt und seines Winks gewärtig neben seinem Stuhl gestanden; nach dem Mahl nahm er die leeren Schüsseln und Teller und trug sie in die Küche. Da fragte ihn der Gast: „Unser Meister möge mich belehren. Ich weiß, daß Ihr, indem Ihr mir dientet, Gottes Gebot erfüllt, der im Bettler als in seinem Gesandten geehrt werden will. Aber sagt mir, warum habt Ihr Euch die Mühe angetan, die leeren Gefäße hinauszutragen?" Der Rabbi gab ihm zur Antwort: „Gehörte doch auch das Hinaustragen der Kelle und der Kohlenpfanne aus dem

Allerheiligsten zum Dienst des Hohenpriesters am Versöhnungstag!"

Der Lubliner und der Eiserne Kopf

Der Raw der Stadtgemeinde von Lublin, Esriel Hurwitz, der der Eiserne Kopf zubenannt war, bedrängte Rabbi Jaakob Jizchak unablässig mit Einwänden und Vorhaltungen. Einmal sagte er zu ihm: „Ihr wisset und bekennet doch selber, daß Ihr kein Zaddik seid. Warum führt Ihr andere auf Eure Wege und zieht eine Gemeinde zusammen?" Rabbi Jaakob Jizchak antwortete: „Was kann ich da tun? Sie laufen mir zu und werden meines Wortes froh und begehren es gar." Darauf jener: „So gebt es am kommenden Sabbat allen insgesamt zu wissen, daß Ihr keiner der Erhabenen seid, und sie werden sich von Euch kehren." Dies zu tun war der Zaddik erbötig, und am nächsten Sabbat bat er die Versammelten, sie möchten ihm doch nicht länger Rang und Würde zusprechen, die ihm nicht zukämen. Da zog glühend in aller Herzen die Demut ein, und sie hingen ihm fortan noch eifriger an als bisher. Als er dem Eisernen Kopf von seiner Bemühung und ihrem Ergebnis berichtete, bedachte sich der und sagte sodann: „Das ist eben der Weg bei euch Chassidim, den Demütigen zu lieben und den Hochmütigen zu meiden. Darum sagt ihnen, Ihr seiet der Auserwählten einer, und sie werden sich von Euch kehren." Rabbi Jaakob Jizchak antwortete: „Wenn

ich auch kein Zaddik bin, so bin ich doch kein Lügner, und wie kann ich wider die Wahrheit reden?"

Ein andermal fragte Rabbi Esriel Hurwitz den Lubliner: „Wie geht das zu, daß sich so viele um Euch scharen? Ich bin doch weit größer in der Lehre als Ihr, und mir strömen sie nicht zu." Der Zaddik antwortete: „Auch mich nimmt es Wunder, daß einem geringen Menschen wie ich viele nahen, um Gottes Wort zu vernehmen, statt es bei Euch zu suchen, dessen Gelehrsamkeit Berge versetzt. Es mag sich aber so verhalten, daß sie zu mir kommen, weil ich mich darüber wundre, daß sie kommen, und daß sie zu Euch nicht kommen, weil Ihr Euch darüber wundert, daß sie nicht kommen."

Der Lubliner und ein Prediger

Ein berühmter wandernder Maggid predigte einmal in einer Stadt, als die Kunde sich verbreitete, der Rabbi von Lublin sei gekommen. Alsbald gingen alle Zuhörer von dannen, den Zaddik zu begrüßen. Der Prediger merkte, daß er allein verblieben war; er zögerte eine Weile, dann begab auch er sich in die Herberge, wo der Lubliner eingekehrt war. Dessen Tisch war bereits von den „Lösegeldern", welche die Bittsteller und anderen Besucher dem Zaddik bringen, ganz bedeckt. Der Maggid fragte: „Wie geht das zu: ich predige hier seit etlichen Tagen und habe noch nichts bekommen, Euch aber ist in einer Stunde all dies zugeflogen?" Rabbi Jaakob Jizchak ant-

wortete: „Es wird wohl dies sein, daß jeder in den Herzen der Menschen das erweckt, was er im eignen hegt; ich Geldeshaß, Ihr Geldesliebe."

Der Harfner

Der Lubliner pflegte von Zeit zu Zeit inmitten des Gebets eine Tabakprise zu nehmen. Ein eifriger Beter hatte es bemerkt und sagte zu ihm: „Es geziemt doch nicht innezuhalten." „Ein großer König", antwortete der Lubliner, „ging einst durch seine Thronstadt und hörte einen zerlumpten alten Straßensänger sein Lied singen und die Harfe schlagen. Er fand Gefallen daran, nahm den Mann in sein Schloß auf und hörte ihm Tag um Tag zu. Da der Spielmann sich aber von seiner alten Harfe nicht trennen wollte, ereignete sich immer wieder, daß er sie mitten im Spiel neu stimmen mußte. Einmal fuhr ein Hofmann den Alten an: ‚Du könntest wahrhaftig vorher dafür sorgen, daß dein Instrument in gutem Stand sei!' ‚Unser Herr', sagte der Straßensänger, ‚hat in Chören und Kapellen Scharen besserer Leute als ich. Aber wenn sie ihm nicht Genüge tun und er sich meine Harfe hervorgesucht hat, dann ist es offenbar sein Wille, ihre und meine Art zu ertragen.'"

Das Hochzeitsgeschenk

Auf der Hochzeit seiner Enkelin Hinda, in dem Augenblick, als die Geschenke überreicht wurden,

legte Rabbi Jaakob Jizchak sein Haupt in seine Hände, und es sah aus, als entschlummerte er. Der Badchen rief einmal ums andre: „Hochzeitsgeschenke von seiten der Braut" und wartete auf den Rabbi, aber der rührte sich nicht. Alle schwiegen und harrten, daß er erwache. Als eine halbe Stunde verstrichen war, flüsterte ihm sein Sohn ins Ohr: „Vater, man ruft das Hochzeitsgeschenk von seiten der Braut aus!" Der Alte fuhr aus dem Sinnen auf und antwortete: „So gebe ich mich selber. Nach dreizehn Jahren soll das Geschenk gebracht werden."

Als nach dreizehn Jahren der Hinda ein Sohn geboren wurde, nannte man ihn nach dem toten Großvater Jaakob Jizchak. Herangewachsen glich er ihm in allen Zügen; so war sein rechtes Auge wie beim Lubliner um ein weniges größer als das linke.

Israel von Kosnitz

Siechtum und Stärke

Israel, der Maggid von Kosnitz, der seinen Eltern in hohem Alter nach der Verheißung des Baalschem geboren war, siechte von Jugend auf. Sein Leib war wie dürres Holz und so hager, daß sich die Ärzte verwunderten, wie er leben könne. Er lag zumeist in Hasenfelle gehüllt auf seinem Ruhebett. Wenn er sich erhob, mußte er, da seine Füße keinen Schuh vertrugen, bärenfellgefütterte Pantoffeln anziehn, um stehen zu können. Ins Bethaus trug man ihn in einem Liegestuhl. Da aber, sowie er an der Schwelle gesprochen hatte: „Wie furchtgewaltig ist dieser Ort", verwandelte er sich. Montags und Donnerstags, an den Tagen, an denen aus der Schrift verlesen wird, ging er in Tallit und Tefillin, die Thorarolle im Arm, so leichten Fußes durch die zwei wartenden Reihen, daß die ihn rechts und links begleitenden Diener mit den Fackelkerzen ihm kaum folgen konnten, neigte sich im Tanzschritt gegen die heilige Lade, in die er die Rolle legte, tat einen zweiten Tanzschritt gegen das Pult, auf dem die Menora stand, und stellte die Kerzen hinein. Dann sprach er mit seiner gewohnten schwachen Stimme die ersten Worte des Gebets, aber mit jedem Worte wuchs die Stimme, bis sie die Herzen aller emporriß. Wenn

nach dem Beten die Diener ihn im Liegestuhl heimtrugen, war er blaß wie ein Sterbender, und seine Blässe leuchtete. Darum sagte man von ihm, sein Leib leuchte wie tausend Seelen.

Als er einmal zu einem Beschneidungsfest geladen war und in den Wagen steigen sollte, traten ein paar Leute hinzu, um ihn hineinzuheben. „Ihr Toren", sprach er, „wozu bedarf ich eurer Kraft? Es heißt: die auf Gott harren, werden Kraft eintauschen. Ich tausche meine Kraft mit Gott; der hat Kraft genug." Und er sprang in den Wagen.

Der Rock

Was immer der Kosnitzer sprach, es klang, wie wenn er betete, nur sehr viel leiser und schwächer.

Er liebte es, Sprüche und Verse des polnischen Bauernvolkes vor sich hinzusingen. Nach einem Purimmahl, das er in großer Freude abgehalten hatte, sprach er: „Gut sagt das Volk:

Ohne Rock bei Tanz und Schmaus,
Liebe Seele, toll' dich aus.

Aber welch ein wunderlicher Rock ist doch der Leib!"

Auch zu Gott sprach er mitunter polnisch. Wenn er allein war, hörte man ihn zuweilen sagen: „Moj kochanku", das ist: Mein Liebster.

Ein Gebet

Der Kosnitzer sprach zu Gott:

„Herr der Welt, ich bitte dich, du mögest Israel erlösen. Und willst du nicht, so erlöse die Gojim!“

Ein anderes Gebet

Einmal sprach der Maggid von Kosnitz:

„Ich stehe vor dir, Gott, wie ein Botenknabe und warte, wohin du mich schickst.“

Die Verschmähte

Eine Frau klagte dem Kosnitzer Maggid weinend, daß ihr Mann sich von ihr abgewandt habe und sie häßlich nenne. „Und vielleicht bist du in der Tat häßlich?“ sagte Rabbi Israel. „Rebbe,“ rief die Frau aus, „war ich ihm unter dem Trauhimmel nicht schön und lieblich? Warum bin ich nun schwarz geworden?“ Da erfaßte den Maggid ein Zittern, und er konnte nur mit Mühe der Frau den Trost zusprechen, er wolle beten, daß Gott ihr das Herz ihres Mannes wieder zuwende. Als sie gegangen war, redete er zu Gott: „Gedenke dieses Weibes, Herr der Welt, und gedenke Israels. Als Israel am Sinai gelobte: ‚Wir wollen tun und vernehmen‘ und du es erkorst und dir antrautest, war es dir nicht schön und lieblich? Warum ist es nun schwarz geworden?“

Kasteiung

Zum Kosnitzer Maggid kam einst ein Mann, der zur Kasteiung einen Sack am bloßen Leibe trug und je von Sabbat zu Sabbat fastete. Der Maggid sprach zu ihm: „Meinst du, der Böse Trieb scheue dich? Er narrt dich in den Sack hinein! Besser noch ist es um den, der vorgibt, von Sabbat zu Sabbat zu fasten, und insgeheim sich alle Tage ein paar Bissen zusteckt: er betrügt nur andere, du aber bist dir selber ein Trug und eine Täuschung."

Mit einem Blick

Der junge Zwi Elimelech hörte einst bei der dritten Sabbatmahlzeit seinen Lehrer, Rabbi Mendel von Rymanow, sagen: „Wer im Geschlecht des Maggids von Kosnitz lebt und es versäumt sein Angesicht zu sehen, der wird, wenn Messias kommt, nicht gewürdigt werden dessen Angesicht zu schauen." Sowie man das Licht auf den Tisch stellte, verabschiedete sich Zwi Elimelech vom Rabbi, nahm den Stock in die Hand und den Ranzen auf die Schultern und wanderte Tage und Nächte durch fast ohne Rast nach Kosnitz; denn wer weiß, ob Messias nicht in dieser Woche kommt? In Kosnitz angelangt, ging er geradenwegs in das Lehrhaus des Maggids, ohne Stock und Ranzen in einer Herberge hinzulegen; denn wer weiß, ob Messias nicht in dieser Stunde kommt? Man wies ihn in die kleine Kammer. Da standen viele

Leute um das Ruhebett des Maggids. Zwi Elimelech lehnte sich an die Wand, stützte die eine Hand auf seinen Stab, die andere auf einen vor ihm stehenden Mann, hob sich empor und sah in das Angesicht des Maggids. „Mit einem Blick," sprach er zu sich, „erwirbt man die kommende Welt."

Die Welt der Melodie

Der „Jehudi" sah einmal im Geist, daß die Krankheit des Kosnitzer Maggids sich zur Sterbensgefahr gesteigert hatte. Sogleich befahl er zweien seiner Getreuen, die treffliche Sänger und Spielleute waren, nach Kosnitz zu fahren, um Rabbi Israels Herz mit Musik zu erquicken. Die beiden machten sich unverzüglich auf den Weg, kamen am Freitag ins Haus des Maggids und wurden betraut, den Sabbat mit ihrem Spiel und Gesang zu empfangen. Als die Klänge in die Stube einzogen, wo Rabbi Israel lag, horchte er auf und sein Angesicht erhellte sich. Sein Atem ging immer gleichmäßiger, die Stirn wurde kühler und die Hände lagen von Krampf befreit auf der Decke. Am Ende blickte er wie erwachend auf und sprach: „Der Jehudi hatte gesehn, daß ich durch alle Welten hinweggegangen bin, nur in der Welt der Melodie war ich nicht. Da hat er zwei Boten geschickt, daß sie mich durch diese Welt zurückführen."

Die Seele des Spielmanns

Es wird erzählt:

Um Mitternacht kam einst eine Stimme in die Kammer des Maggids von Kosnitz und klagte: Heiliger Israels, erbarme dich einer elenden Seele, die seit zehn Jahren von Wirbel zu Wirbel irrt." „Wer bist du", fragte der Maggid, „und wie hast du dein Erdenleben vollbracht?" „Ein Klesmer war ich," sprach die Stimme, „die Zimbeln waren mein Instrument, und ich habe gesündigt wie alle fahrenden Spielleute sündigen." — „Und wer hat dich zu mir geschickt?" Da stöhnte die Stimme auf: „Ich habe ja auf des Rabbis Hochzeit gespielt, und Ihr lobtet mich und wolltet mehr hören, und ich spielte ein Stück ums andre zu Eurem Wohlgefallen." — „Weißt du noch die Melodie, die du spieltest, als sie mich unter den Trauhimmel führten?" Die Stimme sang die Melodie. „So soll dir am kommenden Sabbat Erlösung werden", sprach der Maggid.

Am Freitagabend darauf sang der Maggid vor dem Vorbeterpult das Lied „Auf, mein Freund, der Braut entgegen" in einer Weise, die niemand kannte und in die die Sänger nicht einzustimmen vermochten.

Adams Teil

Es wird erzählt, einst sei, als der Kosnitzer Maggid im Gebet stand, Adam, der erste Mensch, zu ihm

getreten und habe ihn angesprochen: „Dein Teil an meiner Schuld hast du gelöst — willst du nicht auch noch mein Teil lösen?"

Ich habe vergeben

Als der Maggid von Kosnitz sterbenssiech im letzten Jahr vor seinem Tode am Vorabend des Versöhnungstags vor der Lade betete, hielt er inne, ehe er die Worte sagte: „Und Gott sprach: ‚Ich habe vergeben'", und redete zu Gott: „Herr der Welt, du allein weißt, wie groß deine Macht ist, und du allein weißt, wie groß meine leibliche Schwäche ist. Und auch dies weißt du, daß ich diesen ganzen Monat Tag um Tag nicht um meinetwillen, sondern um deines Volkes Israel willen im Gebet vor der Lade gestanden habe. Darum frage ich dich: wenn es mir leicht geworden ist, das Joch deines Volkes auf mich zu nehmen und mit meinem elenden Leibe den Dienst zu tun, wie kann es dir, dessen die Allgewalt ist, schwer fallen, drei Worte zu sprechen?" Danach hieß er eine Freudenweise anheben und rief mit starker Stimme: „Und Gott sprach: ‚Ich habe vergeben'."

Menachem Mendel von Rymanow

Das Loblied

Um aus seiner Heimat in Rabbi Elimelechs Stadt reisen zu können, verdang sich der junge Mendel einem Fuhrherrn als Knecht. Zu seinen Pflichten gehörte, daß er während der Rast Wagen und Pferde hüten mußte. Es war ein grausamer Frosttag. Der Fuhrherr und die Fahrgäste wärmten sich in der Herberge, aßen und tranken, Rabbi Mendel in seinem dünnen Rock und den durchlöcherten Schuhen ging neben dem Wagen auf und nieder und rieb sich die Hände. „Gelobt sei der Schöpfer," sang er vor sich hin, „daß ich kalt habe; gelobt sei der Schöpfer, daß ich hungrig bin." Er hüpfte auf einem Fuß, dann auf dem andern und sang sein Loblied wie eine Tanzweise. Ein des Wegs kommender Herbergsgast sah und hörte das und verwunderte sich. „Junger Mann," sagte er, „was redest du da zusammen?" „Ich danke Gott," antwortete Mendel, „daß ich gesund bin und meinen Hunger so kräftig spüren kann." „Warum ißt du dich denn aber nicht satt?" fragte der Mann. Mendel besann sich. „Dazu braucht man Geld", sagte er. Der Mann rief einen Knecht zum Wagenhüten herbei, nahm Mendel in die Herberge

mit und ließ ihm Essen und warmes Getränk reichen. Dann versorgte er ihn mit festem Schuhwerk und einem kurzen Schafspelz, wie ihn die Dorfjuden tragen.

In Lisensk angelangt, ging Mendel unverweilt in Rabbi Elimelechs Haus und trat schnell, von den Dienern nicht bemerkt, in die Stube des Zaddiks, der über einem Buch saß, in eine Untiefe der Lehre versenkt. Sein Sohn winkte dem ungehobelten Fremden zu, hinauszugehn und draußen zu warten, bis er nicht mehr störte. Aber Rabbi Elimelech hatte schon aufgesehen. Er faßte den Sohn am Arm und sprach, fast singend, als spräche er ein Loblied: „Laß nur, laß nur, was willst du von dem Jüdel? Feuerfunken fliegen ihm ums Haupt.“

Der Kauf

Rabbi Mendels Schwiegereltern setzten ihrer Tochter zu, von dem Mann, der seine Zeit mit geistigen Übungen verbrachte und zu den Geschäften ebenso untauglich wie unlustig war, sich den Scheidebrief geben zu lassen. Als sie widerstand, wiesen sie das Paar, das bisher dem Brauch gemäß bei ihnen gelebt hatte, aus dem Haus. Nun kam harte Not über die beiden. Zuweilen gelang es der Frau, aus der väterlichen Küche mit Hilfe der Köchin einige Speisevorräte, aus dem väterlichen Keller ein paar Holzbündel zu stehlen. Einmal aber waren die Eltern verreist, die Kaufleute gaben nichts mehr ohne Bezahlung her, und so konnte

die Frau an drei Tagen Rabbi Mendel, der im Bet-ha-Midrasch saß und lernte, kein Essen bringen. Am dritten wagte sie sich noch einmal über die Schwelle des Bäckers. Er wies sie ab. Sie ging schweigend hinaus. Da folgte er ihr und bot ihr Brot und andre Speise an, wieviel sie tragen könne, wenn sie ihm dafür ihren Anteil an der kommenden Welt verhieße. Sie zögerte nur einen Augenblick, dann nahm sie den Vertrag an. Als sie in das Bet-ha-Midrasch trat, sah sie ihren Mann auf seinem Platz, fast ohnmächtig, aber das Buch fest mit beiden Händen umklammernd. Sie breitete das Tuch, trug ihm auf und sah ihm zu, während er aß. Er blickte empor; nie zuvor war sie stehengeblieben. Sie blickten einander an. Sie sah, daß er in diesem Blick erfuhr, was sie getan hatte; und dann sah sie, daß sie der Ewigkeit von neuem teilhaftig war.

Das hungrige Kind

Einmal, als in Rabbi Mendels Haus keine Brotschnitte war, kam sein Sohn weinend zu ihm gelaufen und klagte, sein Hunger sei so groß, daß er ihn nicht mehr ertragen könne. „So groß ist dein Hunger nicht,“ sagte der Vater; „denn sonst hätte ich etwas, um ihn dir zu stillen.“ Der Knabe schlich sich schweigend fort; ehe er noch aber an der Tür war, sah der Rabbi eine kleine Münze, einen Dreier, auf dem Tisch liegen. „Ich habe dir unrecht getan,“ rief er, „du bist in Wahrheit sehr hungrig.“

Der Löffel

An Rabbi Elimelechs Tisch vergaß einmal der Diener, Rabbi Mendel, der zu Gast war, einen Löffel hinzulegen. Alle aßen, nur er nicht. Der Zaddik bemerkte es und fragte: „Warum ißt du nicht?“ „Ich habe keinen Löffel“, sagte er. „Sieh,“ sprach Rabbi Elimelech, „man muß auch einen Löffel verlangen, und gar erst eine Schüssel.“ Rabbi Mendel nahm das Wort des Lehrers in sein Herz auf. Von diesem Tag an wandte sich sein Los.

Die Berufung

Ein Mann kam zu Rabbi Mendel und bat, ihm zu bestätigen, daß er zum Rabbi berufen sei; er fühle sich auf dieser Stufe angelangt und fähig, Segen über Israel zu gießen. Der Zaddik sah ihn eine Weile schweigend an. „Mich,“ erzählte er dann, „pflegte in der Jugend um jede Mitternacht die Stimme eines Mannes mit dem Ruf zu wecken: ‚Mendel, steh auf, die Mitternachtsklage verrichten!‘ Die Stimme war mir vertraut geworden. Aber eines Nachts geschah es, da kam ein anderer Ruf: ‚Rabbi Mendel,‘ so sprach es, „steh auf, die Mitternachtsklage verrichten!“ Der Schrecken erfaßte mich, ich zitterte diesen Morgen und tagsüber peinigte mich der Schrecken. ‚Vielleicht habe ich falsch gehört‘, beschwichtigte ich mein Herz. Aber in der nächsten Nacht sprach es wieder: ‚Rabbi Mendel!‘ Von da

an kasteite ich mich vierzig Tage lang und betete unablässig, daß es von mir genommen werde. Aber das Tor des Himmels blieb mir verschlossen, und die Stimme ließ nicht ab. Da ergab ich mich drein."

Die Teilung

Vor seinem Sterben legte Rabbi Elimelech seine Hände auf die Häupter seiner vier liebsten Schüler und teilte sein Gut unter sie aus. Jaakob Jizchak von Lublin gab er die schauende Kraft seiner Augen, Abraham Jehoschua von Apt die richtende Kraft seines Mundes, Israel von Kosnitz die betende Kraft seines Herzens, aber Mendel von Rymanow gab er die lenkende Kraft seines Geistes.

Die Frauenkleidung

Die erste Verfügung Rabbi Mendels in Rymanow war, die Töchter Israel sollten nicht in bunten und üppig verzierten Kleidern auf den Gassen einherprunken. Die jüdischen Mädchen und Frauen von Rymanow hielten sich fortan getreulich an das Gebot des Zaddiks. Aber die Schwiegertochter des reichsten Mannes, die er sich eben aus der Kreisstadt geholt hatte, weigerte sich, ihren Staat unbewundert in den Truhen vermodern zu lassen. Als Rabbi Mendel sie reichbeflittert die Hauptstraße auf und ab schreiten sah, ließ er sich die ausgelassensten Gassenjungen kommen und ermächtigte sie, der Frau nachzurufen, was ihnen das Herz eingäbe. Ergrimmt kam der reiche

Mann, eins der Häupter der Gemeinde, zum Rabbi und setzte ihm auseinander, seine Verfügung sei der Thora entgegen, denn Esra der Schreiber habe unter seinen Erlassen auch dies angeordnet, es sollten Händler von Flecken zu Flecken ziehen, damit die Töchter Israel sich schmücken könnten. „Glaubst du etwa," fragte Rabbi Mendel, „Esra hätte damit gemeint, sie sollten auf den Gassen einherprunken? Und er hätte nicht gewußt, daß keine Frau die ihr zukommende Ehrung anderswo als in ihrem Haus empfangen kann?"

Maße und Gewichte

Am letzten Tag jedes Monats ließ Rabbi Mendel in allen jüdischen Läden Maße und Gewichte nachprüfen. Einmal fanden seine Boten bei einem reichen Kaufmann ein außer Gültigkeit gekommenes Schöpfmaß. Der Mann erklärte, es werde nicht mehr zum Messen verwendet. „Und wenn es auch nur als Spucknapf dient, das Gesetz verbietet, es in einem Haus zu dulden", sagte der eine der Beauftragten, Rabbi Hirsch, Rabbi Mendels getreuer Diener, den der Zaddik im stillen zu seiner Nachfolge ausersehen hatte. Er warf das Maß zu Boden und zertrat es. „Ist auch Saul unter den Propheten?" fuhr ihn der Kaufmann höhnisch an; „verstehst du dich auch schon darauf, das Gesetz auszulegen?" Heimgekehrt berichtete Hirsch dem Zaddik, es sei alles in Ordnung, aber von dem andern Boten erfuhr

Rabbi Mendel den Vorgang. Sogleich befahl er, mit dem Hammer an aller Leute Türe zu schlagen und sie zu einer Predigt ins Bethaus zu laden; nur an die Tür jenes Kaufmanns solle man nicht klopfen. Die Gemeinde versammelte sich. Rabbi Mendel predigte über gerechte Maße und Gewichte. Jetzt erst ging es dem reichen Mann, der mit den andern gekommen war, auf, warum man ihn nicht geladen hatte. Daß der Rabbi von ihm, aber zu allen außer ihm redete, kehrte ihm das Herz um. Nach der Predigt ging er auf Rabbi Mendel zu und bat, ihn zu strafen und ihm zu vergeben.

Von der Gastfreundschaft

Einer klagte Rabbi Mendel, er könne das Gebot der Gastfreundschaft nicht erfüllen, denn die Augen seines Weibes seien den Besuchern mißgünstig, und so oft er jemand mitbringe, entstehe Hader, der den häuslichen Frieden zerstöre. Der Rabbi sprach: „Unsere Weisen sagen: ‚Größer ist die Gastfreundschaft als der Empfang der Herrlichkeit Gottes.‘ Dieses Wort mag uns übermäßig scheinen. Aber man muß es recht verstehen. Es heißt, wenn Frieden zwischen Mann und Weib sei, ruhe die Schechina zwischen ihnen. Darum wird von der Gastfreundschaft gesagt, sie sei noch größer als der Empfang der Schechina: auch wenn ihre Erfüllung den Frieden zwischen einem Manne und seinem Weibe stört, ist ihr Befehl der entscheidende.“

Die Gastbrote

In einer Zeit der Teuerung sah Rabbi Mendel, daß die vielen Bedürftigen, die in seinem Haus zu Gast waren, kleinere Brote als sonst bekamen. Er ordnete an, man solle sie größer machen, als sie vorher waren; denn die Brote hätten mit dem Hunger und nicht mit dem Preise zu wachsen.

Der Dachschaden

Es kamen Beamte der Regierung von Rymanow, um ein Haus zu bestimmen, in dem die Speisevorräte für das Heer zu verwahren wären. Sie fanden keinen geeigneten Ort als das Bethaus der Juden. Als die Vorsteher der Gemeinde dies erfuhren, kamen sie bestürzt und ratlos zu Rabbi Mendel. Nur einer unter ihnen wußte von einem Umstand zu berichten, der eine Änderung des Beschlusses erhoffen ließe: das Dach des Bethauses sei seit einiger Zeit schadhaft, und wenn es erst kräftig hereinregne, würde man den Vorräten wohl eine andere Unterkunft suchen. „So ist", sprach der Zaddik, „das Urteil gerecht, daß aus dem Heiligtum ein Lagerhaus werde; denn das Urteil ist über eure Trägheit und Leichtfertigkeit gesprochen. Ordnet unverzüglich an, daß der Schaden ausgebessert werde." Das geschah noch am gleichen Tage. Von der Absicht der Beamten hörte man seither nichts mehr; erst nach Wochen erfuhr man, daß sie sich an eben jenem Tage für eine andere Stadt entschieden hatten.

Vor Gericht

Als der Apter und der Rymanower bei Rabbi Jaakob Jizchak, dem „Seher“, in der Stadt Lancut weilten, die dessen Wohnstätte war, ehe er nach Lublin kam, wurden sie von seinen Widersachern bei der Behörde verleumdet und von dieser in Gewahrsam gesetzt. Sie kamen überein, daß Rabbi Mendel, der der deutschen Sprache, der Amtssprache, am besten mächtig war, im Verhör für sie alle antworten solle. Der Richter fragte: „Was ist euer Geschäft?“ „Königsdienst“, sagte der Rymanower. — „Was für eines Königs?“ — „Des Königs der Könige.“ — „Und woher seid ihr zwei Fremden nach Lancut gekommen?“ — „Um von diesem hier den höheren Diensteifer zu erlernen.“ — „Und warum tragt ihr weiße Gewänder?“ — „Es ist die Farbe unseres Amtes.“ Der Richter sprach: „Wir haben mit dieser Art Leute nichts zu schaffen“ und entließ sie.

Am Offenbarungsfest

Einst ging am ersten Tag des Schewuotfestes, am Morgen, ehe man den Abschnitt der Schrift zu verlesen begann, Rabbi Mendel aus dem Betsaal in seine Kammer. Nach einer Weile kehrte er in den Betsaal zurück und sprach: „Dem Zwang zur Annahme der Thora, der euch meisterte, als der Berg umgestürzt ward und über euch hing wie eine Mulde, dem Zwang und der Verantwortung enthebe ich euch

heute. Von neuem habt ihr die Wahl." Da riefen alle: „Auch jetzt nehmen wir die Thora an."

Ein Schüler des Lubliners, Rabbi Jossel, der zugegen war, weil er in jenem Jahr nicht wie sonst über die Festtage zu seinem Lehrer fahren konnte, pflegte, wenn er dies erzählte, hinzuzufügen: „Und all ihre Unreinheit war weggeschmolzen wie damals am Sinai."

Von den Spöttern

Rabbi Mendel sagte einmal zu Rabbi Mosche von Sambor: „Hätte Pharao gewußt, das man mit Gespött die ganze Welt abfertigen kann, er hätte Israel nie freigelassen." Er zeigte mit dem Finger zum Fenster hinaus: „Seht diesen Himmel an — mit ihrem Gespött können sie Euch beweisen, es gebe ihn nicht." Nach dem Mahl sprach er in seiner Kammer: „Meint Ihr etwa, in unserm Bet-ha-Midrasch hätten heute keine Spötter mitgebetet? Einer fand den Vortrag des Chasan zu gedehnt und ein anderer nicht süß genug."

Das Herz

Rabbi Mendel von Rymanow pflegte zu sagen, alle Menschen, die ihn angegangen hätten, um ihretwillen Gott zu bitten, zögen in der Stunde, da er das stille Gebet der achtzehn Segensprüche spreche, durch seinen Sinn.

Einst wunderte sich jemand, wie dies möglich sei, da die Zeit doch nicht hinreiche. Rabbi Mendel antwortete: „Von der Not eines jeden bleibt eine Spur in meinem Herzen eingeritzt. In der Stunde des Gebets öffne ich das Herz und sage: Herr der Welt, lies ab, was hier geschrieben steht!"

Der Bund der Schüler

Die Schüler Rabbi Mendels schlossen einen Bund. Sie schrieben eine Urkunde, in der es heißt: „Wir wollen einen Bund von Gefährten stiften, die die Wahrheit suchen und nach Rechtlichkeit und Demut streben; die streben, mit dem ganzen durchläuterten Herzen zu Gott umzukehren, auf daß nicht mehr eine Mauer uns von seiner Heiligkeit und Lehre trenne." So oft sie einen Beschluß faßten, wie sie sich führen sollten, trugen sie ihn auf der Rolle ein, die mit dieser Urkunde begann. Einer der Beschlüsse lautet: „Uns vor widrigen Worten zu hüten, von denen unser heiliger Rabbi verkündet hat, daß man mit ihnen das Gebot überschreitet: Du sollst nicht morden!" Der Spruch Rabbi Mendels, der hier angeführt wird, lautet: „Jedes Wort ist eine vollkommene Gestalt, und wer die Laute des Worts den Dämonen hinwirft, der tut an ihm, wie wer sich wider seinen Nächsten aufmacht und ihn erschlägt."

Abraham Jehoschua von Apt

Die Zukunft wissen

In seiner Jugend, wenn er übers Feld ging, hörte er aus dem Rauschen der Gewächse die künftigen Dinge, und wenn er in den Gassen ging, hörte er aus den Schritten der Menschen die künftigen Dinge; wenn er aber entwich und in die Stille seiner Kammer ging, redeten die Glieder des eigenen Leibes zu ihm die künftigen Dinge. Da ward ihm bange um den Weg, ob er ihn noch wahrhaft gehen könnte, wissend, wohin der Schritt ihn trug. So faßte er sich ein Herz und betete, daß es von ihm genommen werde. Und der barmherzige Gott willfahrte seiner Bitte.

Die Bestechung

In seiner Jugend war Rabbi Abraham Jehoschua „Vater des Gerichtshofs" zu Kolbischow, und fünf Städte gehörten zu seinem Bezirk. Einst hatte er eine Rechtssache zusammen mit zwei bestochenen Beisitzern zu entscheiden. Da er sich ihren Vorschlägen beharrlich widersetzte, rieten sie endlich ihrem Auftraggeber, er möge dem Rabbi, dessen Unbestechlichkeit alle drei wohl kannten, einen ansehnlichen Geldbetrag heimlich in die Tasche des Festrocks legen, den er

nur an den Neumondstagen trug. Der Mann folgte dem Rat, und es gelang ihm unbemerkt zu bleiben. Bei der nächsten Verhandlung spürte der Rabbi, wie sein Sinn sich dem Gutachten seiner Beisitzer zuneigte. Er schwieg eine Weile; dann vertagte er die Urteilsfällung, ging in seine Kammer und weinte sich vor Gott aus. Am Tag des neuen Mondes zog er den Festrock an und fand das Geld. Er hieß den Mann kommen und entnötigte ihm das Bekenntnis.

Wenn der Apter diese Begebenheit erzählte, pflegte er den Spruch des fünften Buches Mose anzuführen: „Die Bestechung verblendet die Augen der Weisen und verkehrt die Worte der Gerechten."

Versuchungen

Josef Landau, Rabbiner von Jassy in Rumänien, hatte sich von einem Machthaber der Gemeinde, dem er um eines Vergehens gegen das geistliche Gesetz willen entgegengetreten war, nicht bestechen lassen. Als er einige Zeit danach den Apter besuchte, erzählte er ihm mit selbstzufriedener Miene, wie er der Versuchung widerstanden habe. Beim Abschied segnete ihn der Zaddik, er möge ein lautrer und gottesfürchtiger Mann werden. „Der Segen meines Herrn und Lehrers", sagte Rabbi Josef Landau, „gefällt mir wohl, und was darüber könnte ich begehren? Aber warum habt Ihr ihn mir gerade diesmal gespendet?" Der Apter antwortete: „Es steht geschrieben: ‚Dein, Adonai, ist die Gnade, denn du vergiltst

jeglichem nach seinem Werk.‘ Die Erklärer haben sich immer wieder gefragt, was dies für eine Gnade sei, wenn einer einem Mietling den ihm zukommenden Lohn bezahle. Aber in Wahrheit ist es Gottes Gnade, daß er jeden Menschen nach dessen innrem Rang in Versuchung führt, den gemeinen Mann in leichte, den höhern in schwere. Wenn Ihr einer so geringen ausgesetzt worden seid, so ist dies ein Zeichen, daß Ihr noch nicht auf einer der obern Stufen zur Vollendung steht. Darum habe ich Euch gesegnet, daß Ihr zu ihnen aufsteiget und größerer Prüfung gewürdigt werdet.“

In die Hölle

Der Apter sprach zu Gott:

Herr der Welt, mir ist bewußt, daß ich keinerlei Tugend und Verdienst habe, um deren willen du mich nach meinem Tode ins Paradies unter die Gerechten versetzen könntest. Aber willst du mich etwa in die Hölle in die Mitte der Bösewichter setzen, so weißt du doch, daß ich mich mit ihnen nicht vertragen kann. Darum bitte ich dich, führe alle Bösen aus der Hölle, dann kannst du mich hineinbringen.

Die Antwort

Zum Apter kam einmal eine angesehene Frau, seinen Rat zu erfragen. Sowie er sie erblickte, fuhr er sie an: „Buhlerin, es ist noch nicht lang, daß du gesündigt hast, und nun erdreistest du dich, meine

reine Stube zu betreten!" Da antwortete das Weib aus seinem innern Herzen: „Der Schöpfer der Welt ist den Bösen langmütig, er fordert ihre Schuldzahlung nicht in Eile ein, er offenbart ihr Geheimnis keiner Kreatur, daß sie sich nicht schämen, zu ihm umzukehren, er verbirgt ihnen sein Angesicht nicht. Und der Rabbi von Apt sitzt auf seinem Stuhl und kann sich keinen Augenblick lang enthalten aufzudecken, was der Schöpfer der Welt zugehüllt hat." Seither pflegte der Apter zu sagen: „Von je hat mich keiner bezwungen, nur einmal ein Weib."

Der Stolze und der Demütige

Der Apter kam einst in eine Stadt, da bewarben sich zwei Männer um die Gunst, ihn beherbergen zu dürfen. Beide führten ihre Wirtschaft mit frommer Sorgfalt, beider Häuser waren geräumig und wohlversehen. Aber um den einen spann sich ein schlimmes Gerücht von Buhlschaft und sündigem Treiben; er selber wußte, daß er schwach war, und dachte gering von seinem Wert. Den andern hingegen konnte kein Mensch in der Gemeinde irgendeines Übels bezichtigen, er schritt stattlich und stolz in seiner Makellosigkeit einher. Der Rabbi wählte das Haus dessen, von dem die arge Rede ging. Als er nach dem Grund seiner Wahl befragt wurde, antwortete er: „Vom Hochmütigen spricht Gott: Ich und er können nicht zusammen in der Welt verweilen. Und wenn der Heilige, gesegnet sei er, bei ihm keinen Platz hat,

wie sollte ich ihn haben? Dagegen heißt es in der Thora: ‚der bei ihnen, inmitten ihrer Unreinheit wohnt‘. Und wenn Gott da Herberge nimmt, wie sollte ich es nicht?“

Die Goldwage

Rabbi Naftali, ein Schüler des Apters, bat einen Gefährten, er möge erkunden, was ihr Lehrer von ihm halte. Ein halbes Jahr mühte der sich, den Rabbi auszuforschen, vernahm aber kein Wort von ihm über Naftali, kein gutes und kein schlimmes. Das berichtete er dem Freund und sagte: „Sieh, der Meister hat eine Goldwage im Mund. Er sagt über keinen ein urteilendes Wort, daß er ihm nicht etwa damit unrecht täte. Hat er uns doch verboten, selbst über die zu urteilen, die als böse von Grund aus gelten. Denn wer sie kränke, kränke Gott selber!“

Die Verleumdung

Zwei Jünglinge wohnten in derselben Stadt, die waren Freunde von Kindheit an. Nach ihrer Heirat beschlossen sie, ihr Geschäft gemeinschaftlich zu führen, und es gedieh. Aber der Frau des einen, die klug und im Umgang mit Kunden gewandt war, mißfiel es, daß dem andern, der ein braves, doch etwas einfältiges Eheweib hatte, der gleiche Anteil am Gewinn zufiel. Ob ihr Mann ihr auch verwies, es komme nicht auf unsre List und Stärke, sondern auf das Wohlgefallen Gottes an, sie nahm keine

Belehrung auf, sondern setzte ihm immer mehr zu, bis er zu seinem Freunde sprach: „Lieber, wir müssen auseinandergehn, denn ich kann dies nicht länger ertragen.“ Nach der Teilung des Geschäfts blieb das Glück dem Gefährten treu, die kluge Frau hingegen hatte fortan Mißgeschick in allen Käufen und Verkäufen. So wuchs die Bosheit in ihr, und es fiel ihr endlich bei, die andere durch zwei bestochene Lügenzeugen des Ehebruchs bezichtigen zu lassen. Die Sache kam vors geistliche Gericht. Als Rabbi Abraham Jehoschua von Apt die Zeugen vernommen hatte, hieß er seinen Sohn rufen und sprach zu ihm: „Schreib an die ganze Landschaft: ‚Wer fortan dem Apter Rabbi einen Rubel gibt, ist ein Sünder in Israel.‘ Denn es heißt in der Thora: ‚Auf der Aussage zweier Zeugen besteht ein Ding zurecht.‘ Ich aber sehe, daß dieses Weib schuldlos ist. So geht mein Sehen wider die heilige Thora, und wer mir noch steuert, sündigt.“ Als diese Worte in hoher Gewalt aus dem Munde des Apters kamen, ergriff die Zeugen ein Schrecken, sie stießen einander den Ellbogen in die Seite und gestanden die Wahrheit.

In der Welt des Wahns

Einmal sprach der Apter von der Welt des Wahns, in der die Seelen, die in der Verblendung ihrer Eitelkeit dahingingen, umherirren müssen, und erzählte: „In einem harten Winter vor etlichen Jahren wollte ein armer Mann auf dem Markt unserer Stadt

etwas Holz kaufen, um seinem Weib, das eben entbunden worden war, die Stube zu erwärmen. Er fand nur noch einige Bündel und war eben dabei sie zu kaufen, als der Vorsteher der Gemeinde hinzutrat und den Preis überbot. Umsonst bat ihn der Arme, der keinen höhern zu zahlen vermochte, sich der Frau und des Kindes zu erbarmen. In der Nacht darauf erkrankten Frau und Kind und starben nach wenigen Tagen. Der Mann überlebte sie nur um ein kurzes; aber am selben Tag wie er war der Vorsteher tot. Damals erschienen beider Seelen vor mir in meinem Traum. Denn der Arme hatte seinen Widersacher vor mein Gericht gefordert. Ich sprach das Urteil. Der Vorsteher war zeit seines Lebens vielmals von Bedrückten und Gepeinigten vor den weltlichen Richtern angeklagt worden und hatte immer wieder, in allen Windungen der Rechtssprechung bewandert, das Verfahren von einer Instanz zur andern gezerrt, bis er den Freispruch erlistete. So legte er auch jetzt, in seiner Sicherheit unerschüttert, als lebte er noch auf Erden, in der Welt seines Wahns nach seiner Gewohnheit Berufung beim Stuhlrichter ein. Der war bald zur Stelle, aber der gewissen Erwartung entgegen verschärfte er meinen Spruch. „Ich will's dem Stuhlrichter zeigen," schrie der Mann und appellierte weiter, und wieder war der zuständige Gerichtshof versammelt, und wieder erhöhte er die Strafe. „Und wenn ich zum Kaiser gehen sollte, ich fechte die Sache durch", gelobte der Vorsteher. Jetzt ist er beim Statthalter angelangt."

Die hören sollen, hören

Einst drängten sich die Leute, um die Lehre zu vernehmen, die der Apter sprach. „Umsonst!“ rief er ihnen zu; „wer hören soll, hört auch aus der Ferne, wer nicht hören soll, hört auch aus der Nähe nicht.“

Die Witwe

Ein Schüler des Apters erzählte:

Einst stand ich bei einem Gespräch, das mein Lehrer mit einer Witwe führte. Er redete zu ihr von ihrem Witwentum, mit den guten Worten eines Trösters, und so, als den Trost für ihre Seele, nahm sie die Rede auf und stärkte sich daran. Ich aber sah ihn weinen und mußte selber weinen; da gewahrte ich, daß er zur Herrlichkeit Gottes, der verlassenen, sprach.

Die Seele

Wenn Rabbi Abraham Jehoschua am Versöhnungstag die Awoda vortrug, das Gebet, das den Dienst des Hohepriesters im Tempel zu Jerusalem wiederholt, und an die Stelle kam, wo es heißt: „Und also sprach er“, sagte er jedesmal nicht diese Worte, sondern er sagte: „Und also sprach ich“. Denn er hatte die Zeit, da seine Seele in einem Hohenpriester zu Jerusalem war, nicht vergessen, und er brauchte den Dienst im Tempel nicht von außen zu erfahren.

Auch erzählte er selber einmal: „Zehnmal war ich auf dieser Welt. Ein Hohepriester war ich, ein Fürst

war ich, ein König war ich, ein Exilarch war ich, zehnerlei Würden hatte ich inne. Aber kein Mal habe ich die Menschen vollkommen geliebt. Darum wurde ich wieder gesandt, um die Liebe zu vollenden. Gerät es mir diesmal, kehre ich nicht mehr wieder."

Weinen und Lachen

Ein Mann bekannte einst dem Apter eine Sünde und berichtete ihm weinend, wie er Buße getan habe. Der Zaddik lachte. Der Mann redete weiter, was er noch zu tun gedenke, um seine Schuld zu sühnen; der Zaddik hörte nicht auf zu lachen. Der Mann wollte noch etwas sagen; aber das Lachen verschlug ihm Stimme und Atem. Entsetzt starrte er den Zaddik an. Da geschah ihm, daß auch die Seele den Atem anhielt und nun vernahm, was in der Tiefe spricht. Er erkannte, wie nichtig all sein büßerisches Treiben gewesen war, und erfuhr die Umkehr.

Später erzählte der Apter seinen Chassidim: „Ehe ich vor zweitausend Jahren Hohepriester im Tempel zu Jerusalem wurde, mußte ich den Dienst von Stufe zu Stufe erlernen. Zunächst wurde ich in die junge Priesterschaft aufgenommen. Damals war dieser Mann der „Abgesonderten" einer, der strengen Reinheit ergeben und in der Übung aller Tugenden erprobt. Unversehens widerfuhr ihm, daß er sich in eine schwere Sünde verstrickte. Der Vorschrift gemäß bereitete er sich, das Sühnopfer darzubringen. Zu jener Zeit war der Brauch also: Wenn einer bei

dem über das Opfervieh gesetzten Beamten ein ausgewähltes Tier holte, fragte der ihn, welche Sünde ihm zu sühnen obliege. Dem Mann trat der Gram seines Geheimnisses über die Lippen, und er schüttete sein Herz aus wie Wasser. Dann ging er mit dem Opfertier durch die Straßen Jerusalems bis zur Tempelhalle, wo es geschlachtet werden sollte. Hier traten ihm die jungen Priester entgegen und fragten ihn wieder, und wieder schmolz sein Herz wie Wachs im Feuer. Wenn er endlich zum Hohepriester kam und ihm das Innerste bekannte, war er ein anderer geworden. Als nun dieser Mann mit seinem Opfertier an die Tempelhalle trat, erbarmte es mich seines verstörten und tränenübergossenen Angesichts. Ich sprach ihm zu, weinte mit ihm und ermunterte sein Herz, bis er es selber zu festigen begann und das Gewicht der Sünde immer leichter wurde. Beim Hohepriester angelangt, erfuhr er die Umkehr nicht, und sein Opfer wurde nicht in Gnaden angenommen. Daher mußte er im Umschwung der Zeit noch einmal zur Erde niedersteigen und noch einmal vor mir erscheinen. Aber diesmal habe ich ihn mehr geliebt."

Im Sterben

Im Sterben schrie der Apter: „Warum säumt der Sohn Isais?" Er weinte und sprach: „Der Rabbi von Berditschew versprach vor dem Tode, er wolle an der Ruhe aller Heiligen rütteln und nicht ablassen,

bis Messias kommt. Dann haben sie ihn in Halle um Halle mit Wonnen so überschüttet, daß er vergaß. Aber ich werde nicht vergessen."

Die Inschrift

Vor dem Sterben befahl der Apter seinen Söhnen, auf seinen Grabstein kein anderes Wort schreiben zu lassen als: „Der Israel liebte." Diese Inschrift trägt der Stein.

Das Grab zu Tiberias

Es wird erzählt:

Einst saß der Apter in Gedanken und sah verwundert und ein wenig wehmütig drein. Den Chassidim, die ihn fragten, ob ihn etwas beschwere, sagte er: „Auf allen früheren Erdenfahrten meiner Seele hatte ich eine Würde in Israel; nur diesmal habe ich keine." In eben dem Augenblick trat ein Sendbote aus dem Lande Israel ein und überreichte dem Rabbi ein Schreiben, worin ihn der wolhynische Kolel, das ist die Gemeinschaft der aus Wolhynien Eingewanderten, dessen Sitz in Tiberias war, zu seinem Oberhaupt ernannte. Der Apter hieß ein Freudenmahl rüsten. Danach übergab er dem Boten einen Geldbetrag mit dem Auftrag, neben dem Grab des Propheten Hosea für ihn ein Bodengeviert von gleicher Größe zu erwerben.

In der Nacht, in der Rabbi Abraham Jehoschua starb, schlug eine Stimme an die Fenster des wolhynischen Versammlungshauses in Tiberias: „Geht hinaus, dem Rabbi von Apt das Geleite zu geben.“ Aus der Tür tretend sah der Hauswart des Kolel eine Bahre durch die Luft getragen, von tausend Seelen umschwebt. Er folgte ihr auf den Friedhof und sah, wie der Leichnam zu Grabe gebracht wurde.

Mosche Leib von Sassow

In den Nächten

In seiner Jugend zog Mosche Leib zuweilen am Abend heimlich andere Kleider an, entfernte sich unbemerkt und nahm an den Vergnügungen einiger Altersgenossen teil, sang und tanzte mit ihnen. Sie liebten ihn alle, und sein hingeworfenes Wort war ihnen ein Gesetz, aber er befahl ihnen nie. Als er nach Nikolsburg fuhr, um bei Rabbi Schmelke zu lernen, gaben sie ihre Gelage auf, weil sie ohne ihn keine Freude dran fanden.

Nach vielen Jahren kam einer von ihnen, der inzwischen in fernen Ländern gewesen war, in die Heimat zurück und verweilte unterwegs in Sassow. In der Herberge und auf der Straße erzählten ihm alle Leute, mit denen er sprach, von einem wunderbaren Mann, dem großen Zaddik Rabbi Mosche Leib. Es kam ihm, als er den vielverbreiteten Namen hörte, nicht in den Sinn, es könnte dies der Geselle seiner einstigen Freuden sein; als er aber, von der Neugier getrieben, vor den Rabbi trat, erkannte er ihn sogleich. Es durchfuhr ihn: Sieh doch, wie dieser die Welt zu betrügen versteht! Wie er jedoch Rabbi Mosche Leib in das vertraute und doch ehrfurchtgebietende Antlitz sah, entsann er sich nun erst wahrhaft und erkannte endlich die unsichtbare

Lenkung jener Nächte, und wie ihr Spiel sich Mal um Mal unter der Wirkung eines unfaßbaren Gesetzes erhoben hatte. Er neigte sich vor dem ihn freundlich anblickenden Zaddik und sprach: „Herr, ich danke Euch.“

Die Rute

Mosche Leibs Vater war ein heftiger Gegner des chassidischen Wegs. Als er erfuhr, daß Mosche Leib ohne sein Vorwissen das Haus verlassen und sich nach Nikolsburg ins Lehrhaus des Rabbi Schmelke begeben hatte, entbrannte sein Zorn. Er schnitt sich eine scharfe Rute und stellte sie in seine Stube für die Heimkehr des Sohns bereit. So oft er an einem Baum einen geeigneten Zweig sah, schnitt er eine neue Rute, die ihn wirksamer dünkte, und warf die alte weg. Viel Zeit verging, viele Ruten lösten einander ab. Als der Diener einmal das Haus gründlich säuberte und in Ordnung brachte, tat er die Rute in eine Dachkammer. Bald darauf kam Mosche Leib, der sich bei seinem Lehrer einen kurzen Urlaub ausgebeten hatte, nach Haus. Als er den Vater bei seinem Anblick aufstehen und wütend herumsuchen sah, ging er geradenwegs in die Dachkammer, holte die Rute und legte sie vor den Alten hin. Der sah ihm bezwungen in das ernste und liebevolle Gesicht.

Der Chalat

Sieben Jahre lang lernte Mosche Leib im Lehrhause des heiligen Rabbi Schmelke von Nikolsburg. Als die sieben Jahre vollendet waren, ließ der Rabbi ihn rufen und sagte ihm nichts anderes als dies: „Nun kannst du heimkehren". Sodann gab er ihm drei Dinge auf den Weg: einen Dukaten, einen Brotlaib und ein langes weißes Gewand von der Art, die Chalat genannt wird, und entließ ihn mit seinem Segen.

Als Mosche Leib am Abend, müde von der Wanderung des Tages, sich einem Dorfe näherte, wo er zu übernachten und sein Brot zu verzehren gedachte, hörte er ein Stöhnen und merkte, daß es hinter einem vergitterten Kellerfenster hervorkam. Er trat hinzu, sprach den Stöhnenden an und hatte bald von ihm erfahren, daß er, ein jüdischer Schankpächter, hier eingekerkert sitze, weil er dem Gutsherrn den Zins, dreihundert Gulden, schuldig geblieben sei. Erst warf Mosche Leib den Brotlaib durchs Fenstergitter hinab, dann schlug er, als wäre er hier heimisch, ohne Fragen und Zögern den Weg zum Gutshof ein, ließ sich vor den Herrn führen und forderte ihn auf, den Juden freizulassen; er wolle ihm einen Dukaten als Lösegeld geben. Der Gutsherr besah sich den frechen Burschen, der eine Schuld von dreihundert Gulden mit einem Dukaten auskaufen wollte, und wies ihn hinaus. Aber kaum

war Mosche Leib draußen, da ergriff ihn die Pein des gefangenen Juden mit solcher Gewalt, daß er die Tür wieder aufriß und hineinrief: „Und Ihr müßt ihn freigeben! Nehmt meinen Dukaten und gebt den Mann frei!“ Es war aber in jenen Tagen im Reiche Polen jeder Edelmann ein König auf seinem Besitz und hatte Macht über Leben und Tod. So wurde Mosche Leib auf das Geheiß des Herrn von den Knechten gepackt und in den Hundezwinger geworfen. Und da ihn aus den Augen der Hunde, die auf ihn losstürzten, der Tod ansah, zog er schnell den weißen Chalat an, um im festlichen Gewand zu sterben. Da wichen die Hunde vor dem Anblick des Kleides und krochen winselnd an die Wände.

Als der Gutsherr den Zwinger betrat, lehnte Mosche Leib immer noch zunächst der Tür, und die Hunde umstanden ihn in weitem Kreis, winselnd und zitternd. Er hieß ihn sich aufmachen und von dannen gehen. Aber Mosche Leib verschwor sich: „Nicht ehe Ihr meinen Dukaten genommen und den Mann freigegeben habt!“ Alsdann nahm der Herr den Dukaten, ging selber nach dem Hause, wo der Jude gefangen war, öffnete den Keller und hieß den Mann in Frieden heimkehren. Mosche Leib aber zog seines Wegs weiter.

Wie den Sassower ein Dieb belehrte

Der Sassower zog einmal im Land umher, um Geld zum Freikauf Schuldgefangener zu sammeln,

aber es gelang ihm nicht, den nötigen Betrag zu erhalten. Da reute es ihn, so viel Zeit der Lehre und dem Gebet umsonst entzogen zu haben, und er nahm sich vor, fortan zu Hause zu bleiben. Am selben Tag erfuhr er, daß ein Jude, der ein Kleid gestohlen hatte, bei der Tat betroffen und nach reichlicher Prügelstrafe in Gewahrsam genommen worden war. Er verwandte sich beim Richter für den Eingekerkerten und erwirkte dessen Freilassung. Als er ihn aus dem Gefängnis holte, ermahnte ihn der Zaddik: „Denk an die Schläge, die du erlitten hast, und hüte dich, dergleichen wieder zu begehen.“ „Warum denn nicht?“ sagte der Dieb; „was einmal nicht geriet, kann das nächste Mal geraten.“ „Wenn dem so ist,“ sprach der Sassower zu sich, „so muß auch ich das Meine wieder und wieder versuchen.“

Die Störung

In einer Mitternacht, als Rabbi Mosche Leib in das Geheimnis der Lehre versenkt war, klopfte es an sein Fenster. Draußen stand ein betrunkener Bauer und begehrte Einlaß und Nachtlager. Einen Augenblick war das Herz des Zaddiks erzürnt und redete zu ihm: „Wie erfrecht sich der Trunkenbold und was soll er uns hier im Haus?“ Dann antwortete er seinem Herzen: „Und was soll er Gott in seiner Welt? Wenn Gott sich mit ihm verträgt, kann ich mich ihm weigern?“ Sogleich öffnete er die Tür und bereitete das Lager.

Imitatio Dei

Der Sassower gab einmal einem übel berüchtigten Menschen sein letztes Geld hin. Die Schüler warfen es ihm vor. „Soll ich," sagte er, „wählerischer sein als Gott, der es mir gegeben hat?"

Wie der Sassower die Liebe lernte

Rabbi Mosche Leib erzählte:

Wie man die Menschen lieben soll, habe ich von einem Bauern gelernt. Der saß mit andren Bauern in einer Schänke und trank. Lange schwieg er wie die andern alle, als aber sein Herz vom Wein bewegt war, sprach er seinen Nachbarn an: „Sag du, liebst du mich oder liebst du mich nicht?" Der andere antwortete: „Ich liebe dich sehr." Aber er sprach wieder: „Du sagst: ich liebe dich, und weißt doch nicht, was mir fehlt. Liebtest du mich in Wahrheit, du würdest es wissen." Der andre vermochte kein Wort zu erwidern, und auch der Bauer, der gefragt hatte, schwieg wieder wie vorher. Ich aber verstand: das ist die Liebe zu den Menschen, ihr Bedürfen zu spüren und ihr Leid zu tragen.

Auf dem Jahrmarkt

Es war ein Brauch des Rabbi Mosche Leib, auf die Jahrmärkte zu fahren und da Ausschau zu halten, wo etwa einer seiner Hilfe bedürftig wäre. Einmal hatten die Händler, durch eine vorbeiziehende Gauklertruppe oder sonst ein Schauspiel weggelockt, das

Vieh unversorgt auf dem Marktplatz gelassen, und die dürstenden Kälber ließen die Köpfe hängen. Da lief der Rabbi herbei, nahm einen Eimer und tränkte die Tiere, als hätte er zeitlebens kein anderes Gewerbe getrieben. Eben kam einer der Händler zurück, und als er sah, daß ein Mann damit beschäftigt war, die Kälber zu tränken, rief er ihm zu, er solle auch die seinen versehen, die in einer Seitengasse stünden; es werde ihm auf einen Groschen nicht ankommen. Der Rabbi gehorchte und blieb bei seinem Geschäft, bis es vollendet war.

Menschenliebe

Der Sassower saß am Bett aller kranken Knaben der Stadt, pflegte und wartete sie. Einmal sagte er: „Wer einem pestkranken Kind nicht den Eiter aus seiner Beule saugen mag, ist noch nicht zur halben Höhe der Menschenliebe gelangt."

Die Versäumnis

Am Vorabend des Versöhnungstags, zur Zeit, da man Kol Nidre sagen sollte, waren alle Chassidim im Bethaus versammelt und warteten auf den Rabbi. Die Zeit verging, er kam nicht. Eine der Frauen sprach zu sich: „Es dauert wohl noch eine Weile, bis angefangen wird, und ich habe mich so sehr beeilt, und mein Kind ist allein zu Haus geblieben, da will ich doch schnell nach ihm sehen, ob es nicht aufgewacht ist, in ein paar Minuten bin ich wieder hier."

Sie lief hinüber, horchte an der Tür, es war still. Leise drückte sie die Klinke nieder, steckte den Kopf vor, da stand der Rabbi und hielt ihr Kind im Arm, dessen Weinen ihn auf dem Weg zum Bethaus hergelockt hatte; er hatte mit ihm gespielt und ihm vorgesungen, bis es einschlief.

Wie der Sassower die Mitternachtsklage sprach

Rabbi Mosche Leib war ein riesenhaft gewachsener Mann, aber ein schweres Siechtum zehrte an seiner Kraft. Dennoch erhob er sich, auch wenn er am Abend von den Schmerzen erschöpft gewesen war, zu jeder Mitternacht von seinem Lager, ging wach und stark aus seiner Kammer und sprach die Klage um Jerusalem. Darum sagten die Chassidim, das Wort des Hohenliedes „Die Stimme meines Freundes pocht" sei an ihm offenbart, denn die Stimme der trauernden Gottesherrlichkeit pochte sichtbarlich in ihm und erweckte ihn.

Rabbi Hirsch hatte von dem wundersamen Tun des Sassowers um Mitternacht gehört. Als er in seinem Hause weilte, verbarg er sich einmal, um ihm zuzusehen. Um Mitternacht sah er, wie der Sassower Bauernkleider anzog, auf den schneebedeckten Hof ging, eine Last Holz aus dem Keller holte, sie zusammenband und sich damit belud. Dann verließ er das Haus, und Rabbi Hirsch folgte ihm

in den klirrenden Frost der Winternacht bis ans Ende der Stadt, wo Rabbi Mosche Leib an einer armseligen Hütte stehenblieb und das Holz ablud. Der Schüler schlich sich ans hintere Fenster heran und sah eine leere Stube, einen erloschnen Ofen und auf einem Bette liegend eine Frau, die mit trostloser Gebärde ihr neugeborenes Kind an die Brust preßte. Schon aber stand der Sassower in der Stube, Rabbi Hirsch sah ihn auf die Frau zutreten und hörte ihn sie in ruthenischer Sprache anreden: „Ich habe eine Last Holz zu verkaufen und mag damit nicht weitergehn; willst du sie mir um geringen Preis abnehmen?“ Die Frau antwortete: „Ich habe keinen Heller im Haus.“ Der Rabbi aber ließ sich nicht abfertigen. „Das Geld will ich mir ein andermal bei dir holen, nimm mir nur das Holz ab.“ Die Frau widersprach weiter: „Was soll mir das Holz? Kann ich es doch nicht in kleine Scheite hauen, und ein Beil ist auch nicht da.“ Darauf der Sassower: „Dafür laß mich sorgen“, ging vor die Tür hinaus, zog ein Beil hervor und hackte das Holz klein. Und während er das Holz klein hackte, hörte Rabbi Hirsch ihn den einen Teil der Mitternachtsklage sprechen, der unter dem Namen der Urmutter Rahel steht, und die Worte drangen zu ihm: „Erwache, vom Staube erhebe dich, Gefangne Jerusalems!“ Dann trug der Rabbi das Holz, sich tief bückend, um durch die niedere Tür Eingang zu finden, in die Stube und heizte den Ofen. Während er die Scheite

hineintat, sprach er mit leiser Stimme den andern Teil der Mitternachtsklage, der unter dem Namen der Urmutter Lea steht, und beschloß ihn: „Du wirst dich Zions erbarmen, die Mauern Jerusalems wirst du aufbauen.“ Sodann verließ er die Stube und ging eilenden Schrittes nach Hause.

Rechtfertigung

So oft Rabbi Mosche Leib jemand etwas Böses verüben sah, legte er bei Gott ein gutes Wort für ihn ein. Einmal trieben in seiner Gegenwart einige Leute unnützes Geschwätz inmitten des Betens. „Sieh, Herr der Welt,“ rief er, „sogar inmitten ihrer eifrigen Unterredungen rufen sie deinen Namen an.“

Die gute Gottesleugnung

Rabbi Mosche Leib sprach:

Es gibt keine Eigenschaft und keine Kraft am Menschen, die umsonst geschaffen wäre. Und auch alle niederen und verworfenen Eigenschaften haben eine Erhebung zum Dienste Gottes. So etwa der Hochmut: wenn er erhoben wird, wandelt er sich zu einem hohen Mut in den Wegen Gottes. Aber wozu mag wohl die Gottesleugnung geschaffen sein? Auch sie hat ihre Erhebung in der hilfreichen Tat. Denn wenn einer zu dir kommt und von dir Hilfe fordert, dann ist es nicht an dir, ihm mit frommem Munde zu empfehlen: „Habe Vertrauen und wirf deine Not auf Gott“, sondern dann sollst du handeln, als wäre

da kein Gott, sondern auf der ganzen Welt nur einer, der diesem Menschen helfen kann, du allein.

Gott und Mensch

Einer Nachbarin Mosche Leibs starb ein Kind nach dem andern im ersten Jahr. Einmal schrie sie im Haus des Zaddiks auf: „Das ist kein guter Gott, der einem Kinder gibt, um sie einem wieder nehmen zu können; das ist ein grausamer Gott!" Die Ehefrau Rabbi Mosche Leibs fuhr sie an: „So darf ein Mensch nicht reden! Man muß sagen: Gottes Gnade ist unerforschlich, und was er tut ist wohlgetan." „Nicht doch," sprach der Rabbi, der die Unterredung in seiner Kammer gehört hatte und nun heraustrat, „man soll sich nicht drein fügen. Fasset Mut, Frau, und fasset Kraft: übers Jahr werdet Ihr einen Sohn gebären, und ich werde ihn einst unter den Traubimmel führen." Und so geschah es.

Der Heiltanz

Rabbi Mosche Leib von Sassow hatte die Nachricht empfangen, daß sein Freund, der heilige Rabbi von Berditschew, erkrankt war. Am Sabbat sprach er Mal um Mal dessen Namen und betete. Dann zog er neue Saffianschuhe an, schnürte sie fest und tanzte.

Ein Zaddik, der zugegen war, erzählte: „Eine Macht ging von dem Tanz aus, jeder Schritt war ein mächtiges Geheimnis. Ein unbekanntes Licht er-

füllte das Haus, und wer zusah, sah die Himmelsschar mittanzen."

Der Brauttanz

Ein Chassid erzählte:

Ich war auf der Hochzeit des Enkels Rabbi Mosche Leibs unter einer großen Schar von Gästen. Als man den Reigen zum Brauttanz anführte, sprang plötzlich ein Mann im kurzen Bauernrock, eine kurze Bauernpfeife im Mund, in den Kreis und tanzte allein in dessen Mitte. Ich wollte ihn schon beim Ärmel fassen, denn ich dachte: der muß doch nicht bei Sinnen sein, daß er in einen Kreis von lauter Zaddikim einbricht; aber als ich sah, daß alle ihm schweigend zuschauten, gab ich mich zufrieden. Nach dem Tanz erfuhr ich, daß es der Rabbi war.

Wie der Sassower einer Kindbetterin hilft

Es wird erzählt:

In einem Dorfe lag eine Frau seit Tagen in den Wehen, und die Stunde ihrer Befreiung wollte nicht kommen. Man schickte einen Boten zum Sassower, daß er auf sie das Erbarmen herabflehe. Der Mann kam in tiefer Nacht in der Stadt an, wo er niemand, auch den Zaddik selbst nicht, kannte und im Finstern keinen Weg wußte. Nur in einem Haus sah er noch ein Licht brennen. Er klopfte an. Ein alter Mann öffnete ihm, schenkte ihm ein Glas Branntwein zur

Stärkung ein und ließ sich von ihm berichten, zu welchem Ende er hergekommen sei. „Es ist schon zu spät hinzugehn," sagte er dann, „leg dich nur hier zur Ruhe, und am Morgen will ich dich zum Rabbi führen." Er gab ihm zu essen und bettete ihm ein Lager auf.

Frühmorgens erwachte der Mann, und es reute ihn, daß er nachts seiner Müdigkeit und dem Zureden des Alten nachgegeben und den eiligen Auftrag verschoben hatte. Da trat sein Gastgeber zu ihm und sprach: „Sei getrost, eben habe ich erfahren, daß die Frau eines gesunden Knaben entbunden worden ist. Geh in die umliegenden Orte und berichte es den Verwandten." Vorm Haus merkte der Mann aus den Fragen der Leute, daß es das des Rabbi war; aber er wagte nicht mehr umzukehren.

Vom Weg der Geschlechter

Der Riziner erzählte:

Als der Baalschem einst das Leben eines todkranken Knaben, dem er zugetan war, retten wollte, hieß er ein reines Wachslicht gießen, nahm es in den Wald, heftete es an einen Baum und entzündete es. Dann sprach er einen langen Spruch. Das Licht brannte die ganze Nacht. Am Morgen war der Knabe genesen.

Als mein Ahn, der große Maggid, der Schüler des Baalschem, eine ebensolche Heilung bewirken wollte, wußte er die geheime Spannung des Spruches nicht.

Er tat, was sein Meister getan hatte, und rief dessen Namen an. Das Werk geriet.

Als Rabbi Mosche Leib von Sassow, der Schülersschüler des großen Maggids, eine ebensolche Heilung bewirken wollte, sprach er: „Wir haben nicht mehr die Kraft, es auch nur zu tun. Aber erzählen will ich die Begebenheit, und Gott wird helfen.“ Und das Werk geriet.

Die Hochzeitsmelodie

Einmal vermählte Rabbi Mosche Leib zwei arme Waisen miteinander und sorgte dafür, daß sich die beiden am Hochzeitstag nicht wie Verlassene und Heimlose fühlen durften. Als sich über den beiden jungen Menschen der Baldachin erhob, verklärte sich das Angesicht des Rabbis, denn er erlebte diesen Augenblick in einer gedoppelten Vaterschaft. Er lauschte der Melodie der Spielleute. Dann sprach er zu denen, die ihn umgaben: „Möchte mir doch gewährt sein, daß, wenn der Tag meiner Bestimmung erscheint, man mich mit dieser Melodie in das ewige Haus geleite.“

Nach vielen Jahren — diese Stunde und dieses Wort waren längst vergessen — begab es sich an einem schneereichen Wintertag, daß eine Schar von Spielleuten zu einer Hochzeit nach Brody fuhr. Plötzlich zogen die Pferde an und schlugen einen heftigen Trab ein. Umsonst versuchte man sie aufzuhalten, sie liefen immer schneller, schleuderten die Schlitten

immer wilder und rannten unbeirrbar einem Ziele zu. An einem Friedhof hielten sie endlich still. Die Spielleute sahen eine große Volksmenge versammelt und fragten nach dem Ort und nach dem Namen des Toten. Als man ihnen Rabbi Mosche Leib nannte, fiel ihnen ein, wie sie in jungen Jahren vor ihm auf der Hochzeit der beiden Waisen gespielt hatten. Jetzt entsann man sich im umstehenden Volk der Begebenheit, und alle riefen: „Spielt die Hochzeitsmelodie!“

Wolf von Zbaraž

Die Magd

Rabbi Wolfs Ehefrau hatte einst einen Streit mit ihrer Dienstmagd. Sie beschuldigte die Magd, ein Gerät zerbrochen zu haben, und forderte Ersatz des Schadens; jene leugnete die Tat und weigerte die Buße. Der Streit erhitzte sich, bis die Frau das Schiedsgericht der Thora anzurufen beschloß und sich eilig ankleidete, um den Raw der Stadt aufzusuchen. Als Rabbi Wolf dies sah, zog auch er sein Sabbatgewand an. Von der Frau befragt, warum er das tue, erklärte er, mitgehen zu wollen. Sie widersprach; es schicke sich nicht für ihn, auch wisse sie selbst, was sie dem Gericht vorzutragen habe. „Du weißt es wohl," antwortete der Zaddik, „aber die arme Waise, deine Magd, als deren Fürsprech ich gehe, weiß es nicht, und wer sonst als ich sollte sich ihrer Sache annehmen?"

Der Rettigesser

Bei der dritten Sabbatmahlzeit, dem traulichen und heiligen Gemeinschaftsmahl, saßen die Chassidim an Rabbi Wolfs Tisch, ihr Gespräch nur leise und mit verhaltenen Gebärden fortspinnend, um den in Sinnen versunkenen Zaddik nicht zu stören. Es war aber der Wille Rabbi Wolfs und der Brauch

im Haus, daß jedermann jederzeit eintreten und sich an seinem Tisch niederlassen durfte. So kam auch jetzt ein Mann und setzte sich zu den andern, die ihm Platz machten, wiewohl ihnen seine derben Sitten bekannt waren. Nach einer Weile zog er einen großen Rettig aus der Tasche, schnitzelte sich einen Haufen mundgerechter Stücke zurecht und begann sie schmatzend zu verzehren. Nun konnten seine Nachbarn ihre Erbosung nicht länger niederhalten. „Du gefräßiger Kerl,“ fuhren sie ihn an, „wie wagst du's, mit deinen Schankhausmanieren die erhabene Tafel zu beleidigen?“ Obgleich sie sich mühten, ihre Stimmen zu dämpfen, merkte der Zaddik, was vorging. „Ich habe ein heftiges Verlangen“, sagte er, „nach einem guten Rettig. Könnte wohl jemand von euch mir einen verschaffen?“ Jäh ergriffen von einer Freude, die seine Beschämung überströmte und begrub, reichte der Rettigesser eine Handvoll Schnitzel Rabbi Wolf hinüber.

Der Fuhrmann

An einem harten Frosttag kam Rabbi Wolf zu einer Beschneidungsfeier gefahren. Als er eine Weile im Saal verbracht hatte, erbarmte es ihn des wartenden Fuhrmanns; er ging unbemerkt zu ihm hinaus und sagte: „Komm doch herein und wärme dich!“ „Ich darf meine Pferde nicht allein lassen“, antwortete der Mann, warf die Arme und trat von einem Fuß auf den andern. „Die will ich dir hüten,

bis du warm hast und mich wieder ablösen kannst", sagte Rabbi Wolf. Davon wollte der Fuhrmann zuerst nichts wissen, ließ sich aber nach langem Zureden bestimmen und ging ins Haus. Da gab es für jeden der kam, gleichviel welchen Standes und ob er dem Gastgeber bekannt war, vollauf zu essen und zu trinken. Nach dem zehnten Gläschen hatte der Fuhrmann vergessen, wer ihn bei den Pferden vertrat, und ließ Stunde um Stunde vergehn. Indessen hatten die Leute den Zaddik vermißt, aber sich damit beruhigt, daß er einen wichtigen Gang hätte machen müssen und danach wiederkehren würde. Nach geraumer Zeit kamen einige der Gäste auf die schon abendliche Straße und sahen Rabbi Wolf am Wagen stehen, die Arme werfen und von einem Fuß auf den andern treten.

Die Pferde

Wenn Rabbi Wolf zu Wagen fuhr, erlaubte er nicht die Pferde zu schlagen. „Nicht einmal zu schelten brauchst du sie," belehrte er den Fuhrmann, „wenn du sie nur anzureden verstehst."

Die Streitenden

Rabbi Wolf sah an keinem ein Böses und hieß jeden Menschen gerecht. Als zwei einst miteinander stritten und man Wolf gegen den Schuldigen aufzureden versuchte, antwortete er: „Bei mir gelten sie beide gleich — und wer kann sich erdreisten, zwischen zwei Gerechte zu treten?"

Die Spieler

Ein Chassid verklagte vor Rabbi Wolf einige Leute, daß sie ihre Nächte beim Kartenspiel zu Tagen machten. „Das ist gut“, sagte der Zaddik. „Wie alle Menschen wollen auch sie Gott dienen und wissen nicht wie. Aber nun lernen sie sich wach halten und bei einem Werk ausharren. Wenn sie darin die Vollendung erlangen, brauchen sie nur noch umzukehren — und was für Gottesdiener werden sie dann geben!“

Die Diebe

Diebe schlichen sich eines Nachts in Rabbi Wolfs Haus und steckten ein, was ihnen unter die Hand kam. Der Zaddik sah ihnen von seiner Kammer aus zu und störte sie nicht. Als sie fertig waren, nahmen sie mit andern Geräten einen Krug mit, in dem vorhin einem Kranken der Abendtrunk gereicht worden war. Rabbi Wolf lief ihnen nach. „Ihr guten Leute,“ rief er, „was ihr bei mir gefunden habt, das seht als mein Geschenk an und wißt, daß ich's euch gönne. Aber mit diesem Krug, darum bitte ich euch, geht vorsichtig um; es haftet Krankenatem dran, der euch anstecken könnte.“

Die Abtrünnigen

In Lemberg kamen mehrere Zaddikim zusammen und berieten sich über die Verderbtheit des Geschlechts. So viele schwüren die heiligen Sitten ab,

zögen kurze Gewänder an, schören Bart und Schläfenlocken und fielen bald auch der innern Abtrünnigkeit anheim. Man müsse dem bröckelnden Gestein Halt gebieten oder gewärtig sein, daß an einem unfernen Tag der ganze hohe Bau einstürze. Daher beschlossen die Versammelten, einen festen Grenzdamm zu erbauen und damit zu beginnen, daß den Ungetreuen fortan verwehrt sein sollte, das geistliche Gericht anzurufen. Doch kamen sie überein, die Gültigkeit des Beschlusses auszusetzen, bis auch Rabbi Wolf von Zbaraž ihm zustimmte. Etliche Zaddikim überbrachten ihm Bericht und Ansuchen. „Liebe ich euch denn mehr als sie?" sagte er. Der Beschluß blieb unausgeführt.

Jaakob Jizchak von Pžysha der Jehudi

Der Schmied

Als Rabbi Jizchak in jungen Jahren im Haus seines Schwiegervaters „auf Kost“ war, hatte er einen Schmied zum Nachbarn. Der stand frühmorgens auf und schlug auf seinen Amboß los, daß es dem schlafenden Jüngling in den Ohren dröhnte. Er erwachte und besann sich: „Wenn dieser um vergängliches Werk und weltlichen Gewinn sich so früh dem Schlummer entreißt, soll ich es zum Dienst des ewigen Gottes nicht vermögen?“ Am nächsten Morgen stand er vor dem Schmied auf. Der sah in die Schmiede tretend den jungen Gelehrten am Fenster über einem Buch sitzen und das reizte ihn: „Der hat es doch nicht nötig und ist schon an der Arbeit! Ich werde mich doch von so einem nicht unterkriegen lassen!“ Nachts darauf stand er vor dem Jehudi auf. Aber der junge Rabbi nahm den Wettstreit auf und gewann ihn. In spätrer Zeit pflegte er zu sagen: „Was ich erlangt habe, verdanke ich zuvorderst einem Schmied.“

Der Weg zur Vollendung

Einmal wurde der Jehudi ersucht, den dreizehnjährigen Henoch, seinen nachmaligen Schüler, in der

Gemara zu prüfen. Der Knabe mußte die ihm aufgegebene Stelle eine Stunde lang besinnen, ehe er sie erklären konnte. Danach legte der Zaddik seine Hand um Henochs Wange und sagte: „Als ich dreizehn war, erschlossen sich mir schwerere Stellen als diese im Nu, und als ich achtzehn war, galt ich als „ein Großer in der Thora“. Aber es ging mir auf, daß ein Mensch mit dem Lernen allein nicht zur Vollendung kommen kann. Ich verstand, was von unserm Vater Abraham erzählt ist: wie er Sonne, Mond und Sterne erforschte und nirgends Gott fand, und wie sich ihm im Nichtfinden die Gegenwart Gottes offenbarte. Mit dieser Einsicht trug ich mich drei Monate. Dann forschte ich so lange, bis auch ich zur Wahrheit des Nichtfindens kam.“

Was der Jehudi in Lublin lernte

Als der Leipniker Raw, der dem chassidischen Weg entgegen war, mit dem jungen Jizchak und seiner Gelehrsamkeit bekannt geworden war, fragte er ihn: „Was hast du nur bei dem Lubliner zu suchen? Was kannst du bei ihm lernen? Was hast du bei ihm gelernt?“ „Und wenn nichts anderes,“ sagte der Jehudi, „eins habe ich bei meinem Lehrer, dem heiligen Rabbi in Lublin gelernt: wenn ich mich schlafen lege, schlummere ich im gleichen Augenblick ein.“

Das Los des Engels

Der Jehudi erzählte:

„Ein Chassid kam nach dem Tod vor das himmlische Gericht, und er hatte starke Fürsprecher, so daß eine günstige Entscheidung schon sicher schien, als ein großer Engel auftrat und ihn eines Vergehens anklagte. „Warum hast du dies getan?“ wurde er gefragt und fand keine andre Antwort als: „Mein Weib hat mich dazu verleitet.“ Da lachte der Engel hoch auf: „Fürwahr, eine treffliche Rechtfertigung; er hat der Stimme eines Weibes nicht widerstehen können.“ Das Urteil wurde gefällt: Dem Mann Strafe für sein Vergehen, dem Engel die Probe, in irdischen Leib einzukehren und eines Weibes Ehemann zu werden.“

Die Chassidim, die den Ausgang dieser Geschichte hörten, faßten ihn dahin auf, daß der Rabbi sich selber meinte.

Erwidrung im Streit

Die Ehefrau des Jehudi setzte ihm oft mit langen Streitreden zu. Er hörte an, was sie vorbrachte, schwieg und nahm es in Freuden hin. Einmal aber, als ihr Schelten das gewohnte Maß überstieg, gab er ihr ein paar Worte zurück. Später fragte ihn sein Schüler Rabbi Bunam: „Was hat dieser Tag vor den andern voraus?“ „Ich sah,“ sprach der Jehudi, „daß ihre Seele am Abscheiden war vor wütendem Gram, weil ich von ihrem Schreien mich

nicht anfechten ließ. Darum reichte ich ihr ein wenig Rede, damit sie fühle, die ihre bekümmere mich, und sich an ihrem Gefühl stärke."

Zorn entsühnt den Feind

Es gab Leute, die den Jehudi unablässig bei seinem Lehrer, dem Rabbi von Lublin, verleumdeten, daß er ihn zu verdrängen strebe. Zu ihnen gehörte die Ehefrau des Lubliners. Als sie plötzlich starb, ließ ihr Mann den Jehudi rufen und sprach zu ihm: „Das hast du bewirkt." — „Da sei Gott vor." — „Was also hast du getan, als du erfuhrst, wie sie von dir redete?" — „Ich habe die Psalmen gesagt." — „Und das nennst du nichts tun?" — „Was hätte ich denn sollen?" — „In Zorn geraten", antwortete der Lubliner. — „Rabbi," sprach der Jehudi, „schaut mir in die Augen und durch die Augen ins Herz, und seht da nach, ob ich in Zorn zu geraten verstehe." Der Seher sah seinem Schüler in die Augen. „Wahrhaftig," sagte er, „der Jud versteht das Zürnen nicht."

Der Festtag des Galuth

Als der Jehudi einmal am zweiten Schewuottag am Tisch des Kosnitzer Maggids saß, sprach dieser zu ihm: „Es bedrängt mich, daß ich am zweiten Festtag, der nur in den Ländern des Exils gefeiert wird, Weihe und Erleuchtung stärker spüre als am ersten, der im Lande Israel als der einzige gilt.

Könnt Ihr, heiliger Jud, mir sagen, woran es liegt, daß der Tag der Fremde mein Herz heiliger als der Heimatstag bewegt?" „Wenn ein Mann", antwortete der Jehudi, „mit seinem Weibe gestritten hat und sie sich versöhnen, wird die Liebe größer als zuvor." „Ihr habt mich wiederbelebt", sagte der Maggid und küßte ihn auf die Stirn.

Schriftdeutung

Rabbi Bunam kam einst in die Kammer seines Lehrers, des Jehudi. Der sah vom Buch auf wie einer, der seine Arbeit für einen Augenblick, jedoch nicht ungern unterbricht, und sprach wie in einem Spiel: „Sag mir einen Vers in der Thora und ich will ihn dir deuten." Bunam sagte den Vers, der ihm als erster einfiel: „Und Mose sprach die Worte dieses Gesangs vor den Ohren des Volkes, bis sie vollendet waren." „Bis sie vollendet waren", wiederholte der Jehudi und sah wieder ins Buch; die Unterredung war zu Ende. Rabbi Bunam ging in hoher Freude hinaus. Sein Gefährte, Rabbi Henoch, der mit ihm in der Kammer des Lehrers gewesen war, fragte ihn, worüber er sich freue, er habe doch die versprochene Deutung nicht zu hören bekommen. „Besinne dich!" sagte Bunam. Da verstand auch der andre: Mose hatte seinen Gesang wieder und wieder zu den Kindern Israel gesprochen, bis er sie zur Vollendung brachte.

Schweigen und Reden

Einer hatte die Probe des Schweigens auf sich genommen und redete drei Jahre lang nichts außer den Worten der Lehre und des Gebets. Endlich ließ der Jehudi ihn rufen. „Junger Mann," sagte er zu ihm, „was ist das, daß ich in der Welt der Wahrheit kein Wort von dir zu sehen bekomme?" „Rabbi", rechtfertigte sich jener, „wozu soll ich Eitles reden? frommt es nicht besser, nur zu lernen und zu beten?" „So kommt", sprach der Jehudi, „eben kein Wort von dir selber in die Welt der Wahrheit. Wer nur lernt und betet, mordet das eigne Wort in der Seele. Was ist das: Eitles reden? Man kann was immer eitel sagen, man kann was immer wahrhaftig sagen ... Und nun lasse ich dir eine Pfeife und Tabak für die Nacht zurechtlegen, komm nach dem Abendgebet zu mir und ich will dich reden lehren." Sie saßen die Nacht durch beisammen; am Morgen war die Lehrzeit zu Ende.

Sprache

Der Jehudi ging mit seinem Schüler Perez über eine Wiese, auf der weidende Rinder brüllten, während aus dem hindurchfließenden Bach eine Gänseschar schnatternd und flügelschlagend hervorstieg. „Könnte man doch all die Rede verstehen!" rief der Schüler. „Wenn du", sagte der Rabbi, „dahinkommst, aus dem Grunde zu fassen, was du selber redest, wirst du die Sprache aller Wesen verstehen lernen."

Nicht was zum Munde eingeht...

Der Jehudi trug einst seinem Schüler Rabbi Bunam auf, eine Reise zu unternehmen. Bunam fragte nicht, sondern ging mit etlichen andern Chassidim zur Stadt hinaus, wohin die Straße sie führte. Gegen Mittag kamen sie in ein Dorf und kehrten beim Schankpächter ein, der erfreut über die frommen Gäste sie zum Essen einlud. Rabbi Bunam setzte sich in die Wirtsstube, die andern gingen aus und ein und forschten allerlei wegen des Fleisches, das ihnen vorgesetzt werden sollte: nach der Fehlerfreiheit des Tiers, nach der Person des Schächters, nach der Sorgfalt des Salzens. Da hob ein Mann in zerrissenen Kleidern, der hinter dem Ofen saß und den Wanderstecken noch in der Hand hielt, zu reden an: „O ihr Chassidim! Ihr macht viel Aufhebens, ob euch rein genug sei, was ihr in den Mund tut, aber was euch aus dem Munde geht, um dessen Lauterkeit tragt ihr minder Sorge!"

Rabbi Bunam wollte entgegnen. Schon aber war der Wandersmann, wie es Elijas Sitte ist, verschwunden. Der Rabbi verstand, zu welchem Ende ihn sein Lehrer auf den Weg geschickt hatte.

Elternehrung

Einst lernte der Jehudi mit seinen Schülern in der Gemara. Eine Stelle machte ihn nachdenklich; schweigend vertiefte er sich in ihre Betrachtung. Unter

den Schülern war ein Knabe, dessen Vater bald nach seiner Geburt gestorben war. Da er wußte, daß solche Unterbrechungen bei seinem Lehrer eine gute Weile währten, ging er eilig heim, um indessen seinen heftigen Hunger zu stillen. Als er schon auf dem Rückweg ins Lehrhaus war, rief ihm seine Mutter zu, er solle ihr zuvor ein schweres Heubündel vom Speicher heruntertragen. Er kehrte nicht um, denn er fürchtete, sich zu verspäten. Mittenwegs aber bedachte er sich: Der Sinn des Lernens ist ja das Tun; sogleich lief er zurück und gehorchte seiner Mutter. Dann ging er wieder ins Lehrhaus. Sowie er über die Schwelle trat, erwachte der Jehudi aus seiner Betrachtung, erhob sich zur vollen Größe und sprach freudig zum Knaben: „Gewiß hast du in dieser Stunde die Mutter geehrt. Denn Abaji, von dem wir wissen, daß unter den Meistern der Gemara er allein weder seinen Vater noch seine Mutter kannte, und dessen Seele sich daher je und je denen einverleibt, die das Gebot der Elternehrung, der ihm versagten, erfüllen, ist mir soeben erschienen und hat mir die schwere Stelle gedeutet."

Vom Storch

Der Jehudi wurde gefragt: „Der Talmud erklärt, der Vogel Storch heiße deshalb im Hebräischen Chassida, die Fromme oder Liebreiche, weil er den Seinen Liebe erweise. Warum wird er dann aber

unter die unreinen Vögel gerechnet?" Er gab zur Antwort: „Weil er nur den Seinen Liebe erweist."

Das rechte Kind

Nach einem Sabbatausgangsmahl, bei dem viele Hausväter zugegen waren, sprach der Jehudi: „Ach ihr Leute! Fragt man einen von euch, weswegen er sich auf Erden mühe, antwortet ein jeder: „Um meinen Sohn großzuziehen, daß er lerne und Gott diene." Und ist der Sohn herangewachsen, vergißt er, weswegen sich sein Vater auf Erden mühte, und müht sich gleicherweise, und fragst du ihn nach dem Zweck all der Plage, dann sagt er dir: „Ich muß doch meinen Sohn zur Lehre und zu guten Werken großziehen." Und so geht es, ihr Leute, von Geschlecht zu Geschlecht. Aber wann wird man endlich das rechte Kind zu sehen bekommen?"

Vom Verfall

Eines Nachts lagen der Jehudi und sein Schüler Bunam in einer Kammer. Entgegen seiner Gewohnheit schlief der Jehudi nicht, sondern sann und seufzte. Rabbi Bunam fragte: „Warum seufzt Ihr?" „Ich muß immerzu", sprach er, „daran denken, daß nach Mose die Richter kamen, nach den Richtern die Propheten, dann die Männer der großen Versammlung, sodann die Tanaim und Amoraim, und so fort bis zu den Ermahnern, und als auch dies verdarb und

falsche Ermahner sich mehrten, standen die Zaddikim auf. Darüber aber seufze ich, daß ich sehe: auch dies wird verdorben werden. Was wird Israel tun?"

Der Vorausgehende

Als der junge Perez im Sterben lag, setzte sich der Jehudi ans Bett seines Schülers und sprach zu ihm: „Perez, deine Zeit ist noch nicht gekommen." Er sagte: „Rabbi, ich weiß es wohl, aber ich bitte, daß mir gestattet sei, etwas auszusprechen." „Sprich," sagte der Jehudi. „Ich habe gesehen," sprach Perez, „daß der Rabbi bald von der Erde scheiden muß, und ich will nicht ohne Euch hier bleiben." Einige Wochen nach ihm starb der Jehudi.

Der letzte Einblick

Der Jehudi erzählte zuweilen, er erlange an jedem Neujahrstag einen neuen Einblick in den Dienst der geheimen Einungen, und da erscheine ihm alles, was er im vergangenen Jahr tat, nichtig vor dem Neuen; und so gehe er von Kreuzung zu Kreuzung den schrankenlosen Weg. Aber einmal, gegen Ende des Jahres, als er das „Buch des Engels Rasiel" las, tat sich ihm kund, daß er bald nach dem Neujahrstag sterben müsse. Er ging zu seinem Lehrer, dem Rabbi von Lublin, und berichtete es ihm. „Bleibt bei uns über Rosch-ha-Schana", sagte der Lubliner, „und man wird Euch erhalten". Aber er nahm Abschied und kehrte in sein Haus zurück.

Am Tag seines Todes gingen Rabbi Kalman und Rabbi Schemuel an einem fernen Ort mitsammen. Rabbi Kalman sprach: „Es gibt eine Einung, die man an diesem Tag, aber nur im Lande Israel vollziehen kann; wer sie außerhalb des Landes vollzieht, muß selben Tags sterben. So ist es schon Mose unserm Meister, der Friede über ihm, widerfahren.“

Simcha Bunam von Pzysha

Der Hirt

Nach dem Tod des Jehudi wußten die Schüler nicht, wen sie sich zum Meister erwählen sollten. Sie fragten Rabbi Bunam um Rat. Er sprach: „Ein Hirt weidete die Schafe am Feldrain. Ermüdet fiel er zur Erde und schlief ein. Das war ihm noch nie geschehn. Um Mitternacht erwachte er, der Vollmond stand hoch, die Nacht war kühl und klar. Der Hirt trank einen Schluck Wasser vom Bach; es tat ihm wohl. Zugleich entsann er sich seiner Schafe; sein Herzschlag stockte. Er sah sich um, die Tiere lagen wenige Schritte vor ihm wie im Pferch aneinandergedrängt; er zählte sie, keins fehlte. Er rief: ‚Geliebter Gott, wie soll ich dir's vergelten? Vertrau mir deine Schafe an, so will ich sie hüten wie meinen Augapfel'. Solch einen Hirten sucht euch zum Rabbi." Der alte Rabbi Abele Neustädter, der einst den Jehudi in der Kabbala unterwiesen hatte und der vielen unter den Versammelten als der Nachfolger seines Schülers erschien, stand vom Stuhl auf und setzte Rabbi Bunam hinein.

Der teure Arzt

Als Rabbi Bunam die Nachfolge seines Lehrers, des Jehudi, antrat, wandten sich viele Jünglinge ihm zu und vergaßen Haus und Erwerb. Das verdroß die Väter sehr, und Rabbi Bunam erfuhr schärfere Verfolgung als alle Zaddikim des Zeitalters. Einmal kam einem jungen Mann sein Schwiegervater nachgefahren, hieß den Reisewagen in der Tür des Rabbi warten, drang ein und schrie an der Schwelle: „Die besten Söhne verderbt Ihr uns, daß sie alles hinwerfen und bei Euch die Jahre versitzen. Und dann sagt Ihr noch, Ihr wolltet sie Gottesfurcht lehren! Gottesfurcht lehren! Dazu brauchen wir Euch nicht, dazu haben wir gute Bücher genug, da können sie mehr finden als bei Euch!" Rabbi Bunam wartete, bis der Mann nichts mehr zu sagen wußte, dann sprach er: „Ihr wißt wohl, daß ich ein Apotheker gewesen bin. Da habe ich beobachtet, daß ein Arzt, der alle Kranken ungerufen und unbelohnt besuchte, geringeres Zutrauen und weniger Achtung für seine Anordnungen fand, als ein anderer, der sich gehörig bezahlen ließ. Mit Pein und Plage, die sie von ihren Vätern und Schwiegervätern erleiden, müssen die Seelenkranken zahlen, die mich aufsuchen, und glauben dem Arzt, der ihnen so teuer zu stehen kommt."

Wirkung

Ein Schüler Rabbi Bunams wurde gefragt: „Was ist denn an Eurem Lehrer so großes, daß Ihr Euch seiner so berühmt?“ Er sprach: „Elija fand den Elisa, wie er mit seinen Stieren den Acker pflügte. Ihr müßt Euch den Elisa nicht wie einen Propheten vorstellen, sondern wie einen rechten Bauern, der seine Stiere anruft: „Hü, zieht an!“ Da kam der Meister und warf seinen Mantel auf ihn, und schon brannte Elisa lichterloh. Er schlachtete die Stiere, er zerbrach den Pflug. „Was habe ich dir denn angetan?“ fragte Elija. „Oh!“ schrie er, „was hast du mir angetan!“ Er verließ Vater und Mutter und rannte hinter seinem Lehrer her, daß man ihn von Elija nicht mehr abreißen konnte. So ist es, wenn Rabbi Bunam die Hand eines Schülers faßt. Das kann der einfältigste Mann sein, es beginnt in ihm so lebendig zu werden, daß er am liebsten sich Gott auf dem Altar darbringen möchte.“

Der Schatz

Den Jünglingen, die zum erstenmal zu ihm kamen, pflegte Rabbi Bunam die Geschichte von Rabbi Eisik Sohn Rabbi Jekels in Krakau zu erzählen. Dem war nach Jahren schwerer Not, die sein Gottvertrauen nicht erschüttert hatten, im Traum befohlen worden, in Prag unter der Brücke, die zum Königsschloß führt, nach einem Schatz zu suchen. Als der

Traum zum dritten Mal wiederkehrte, machte sich Rabbi Eisik auf und wanderte nach Prag. Aber an der Brücke standen Tag und Nacht Wachposten und er getraute sich nicht zu graben. Doch kam er an jedem Morgen zur Brücke und umkreiste sie bis zum Abend. Endlich fragte ihn der Hauptmann der Wache, auf sein Treiben aufmerksam geworden, freundlich, ob er hier etwas suche oder auf jemand warte. Rabbi Eisik erzählte, welcher Traum ihn aus fernem Land hergeführt habe. Der Hauptmann lachte: „Und da bist du armer Kerl mit deinen zerfetzten Sohlen einem Traum zu Gefallen hergepilgert! Ja, wer den Träumen traut! Da hätte ich mich ja auch auf die Beine machen müssen, als es mir einmal im Traum befahl, nach Krakau zu wandern und in der Stube eines Juden, Eisik Sohn Jekels sollte er heißen, unterm Ofen nach einem Schatz zu graben. Eisik Sohn Jekels! Ich kann's mir vorstellen, wie ich drüben, wo die eine Hälfte der Juden Eisik und die andre Jekel heißt, alle Häuser aufreiße!" Und er lachte wieder. Rabbi Eisik verneigte sich, wanderte heim, grub den Schatz aus und baute das Bethaus, das Reb Eisik Reb Jekels Schul heißt.

„Merke dir diese Geschichte", pflegte Rabbi Bunam hinzuzufügen, „und nimm auf, was sie dir sagt: daß es etwas gibt, was du nirgends in der Welt, auch nicht beim Zaddik finden kannst, und daß es doch einen Ort gibt, wo du es finden kannst."

Die drei Gefangenen

Nach dem Tode des Rabbi Uri von Strelisk, den man den Seraph nannte, kam einer seiner Chassidim zu Rabbi Bunam, um sich ihm anzuschließen. Rabbi Bunam fragte: „Welches war der Weg deines Lehrers, euch im Dienst zu unterweisen?" „Sein Weg," sagte der Chassid, „war, Demut in unsere Herzen zu pflanzen. Darum mußte jeder, der zu ihm kam, mochte er ein Vornehmer oder ein Gelehrter sein, zu allererst zwei große Eimer am Marktbrunnen füllen oder eine andere beschwerliche und geringgeschätzte Arbeit auf der Straße vollbringen." Rabbi Bunam sprach: „Ich will dir eine Geschichte erzählen. Drei Männer, zwei kluge und ein törichter, saßen einst in einem nachtfinstern Verlies, in das ihnen täglich Speisen und Eßgerät hinuntergelassen wurden. Das Dunkel und die Not der Gefangenschaft hatten den Narren vollends verwirrt, so daß er sich der Geräte, weil er sie nicht sah, nicht zu bedienen verstand. Einer seiner Gefährten belehrte ihn, aber am nächsten Tag wußte er das Gerät wieder nicht zu handhaben, und so mußte der Kluge sich unablässig mit ihm abmühen. Der dritte Gefangene aber saß schweigend und kümmerte sich um den Toren nicht. Einmal fragte ihn der zweite, warum er sich des Beistands enthalte. „Sieh", antwortete jener, „du mühst dich ab und kommst zu keinem Ziel, denn jeder Tag wirft dein Werk um; ich aber sitze und überlege, wie

ich es anstellen muß, um in die Wand ein Loch zu bohren, daß das Licht der Sonne herfinde und wir alles sehen."

Alle und jeder

Rabbi Bunam sagte einmal:

Wenn am Sabbat meine Stube voller Leute ist, wird es mir schwer Lehre zu sprechen. Denn jeder bedarf seiner eigenen Lehre, jeder soll in seiner Lehre vollendet werden, und was ich allen zuteile, entziehe ich jedem von ihnen.

Beginn der Lehre

Rabbi Bunam begann die Lehre mit den Worten: „Wir danken dir, Quell des Segens und Gesegneter, daß du offenbar und verborgen bist." Dann sprach er: „Der beherzte Mensch muß Gott fühlen, wie er den Ort fühlt, auf dem er steht. Und wie er sich nicht ohne Ort zu denken vermag, so soll er in aller Einfalt des Orts der Welt inne werden, des offenbaren, der sie enthält; zugleich aber, daß eben Er das verborgene Leben ist, das sie erfüllt."

Zwei Taschen

Rabbi Bunam sprach zu seinen Schülern: „Jeder von euch muß zwei Taschen haben, nach Bedarf in die eine oder die andere greifen zu können: in der rechten liege das Wort „Um meinetwillen ist die

Welt erschaffen worden", und in der linken „Ich bin Staub und Asche".

Das Halstuch

Rabbi Bunams Lieblingsschüler hatte sein Halstuch verloren und suchte danach mit großem Eifer. Die Gefährten lachten über ihn. „Er tut recht," sagte der Zaddik, „wenn er ein Ding, dessen er sich bedient hat, wert hält. So besucht ja auch die Seele nach dem Tode den entsunkenen Leib und neigt sich über ihn."

Gaben

Rabbi Bunam sprach zu seinen Chassidim: „Wer von euch nichts als liebreich ist, ist ein Buhler, wer nichts als fromm, ein Gauner, wer nichts als klug, ein Ungläubiger. Nur wer alle drei Gaben hat, kann Gott rechtschaffen dienen."

Im Exil

Am Tag des Neuen Jahrs nach der Heimkehr vom Gottesdienst sprach Rabbi Bunam zu den in seinem Haus versammelten Chassidim:

Ein Königssohn empörte sich wider seinen Vater und wurde von dessen Angesicht verbannt. Nach einer Zeit erbarmte es den König, und er hieß ihn suchen. Es währte lang, bis einer der Boten in der Fremde ihn in einer Dorfschänke fand, wo er bloßfüßig und im zerrissenen Hemd unter betrunkenen

Bauern tanzte. Der Höfling verneigte sich und sagte: „Ich bin von Eurem Vater gesandt, Euch zu fragen, was Ihr begehrt. Was immer es sei, er ist bereit es zu erfüllen.“ Der Prinz fing zu weinen an. „Hätte ich doch“, sagte er, „ein warmes Gewand und ein Paar kräftiger Schuhe!“ — Seht, so winseln wir um das kleine Bedürfen der Stunde und vergessen, daß Gottes Herrlichkeit im Exil ist.

Das Zeichen der Vergebung

„Woran erkennen wir wohl“, fragte Rabbi Bunam seine Schüler, „in diesem Zeitalter ohne Propheten, wann uns eine Sünde vergeben ist?“ Die Schüler gaben mancherlei Antwort, aber keine gefiel dem Rabbi. „Wir erkennen es“, sagte er, „daran, daß wir die Sünde nicht mehr tun.“

Die Ausnahme

Rabbi Bunam sprach einmal:

Ja, ich kann alle Sünder zur Umkehr bringen, — nur die Lügner nicht.

Die Frucht der Kasteiung

Einer fragte Rabbi Bunam: „Ich habe Mal um Mal mich kasteit und alle Regeln erfüllt, aber Elija ist mir noch nicht erschienen.“

Zur Antwort erzählte ihm der Zaddik:

„Der heilige Baalschem begab sich einmal auf eine weite Reise. Er mietete ein Zweigespann, setzte sich

in den Wagen und sprach den Namen. Sogleich sprang der Weg mit Macht den anziehenden Pferden entgegen, und ehe sie sich in Trab setzten, waren sie schon an der ersten Herberge und wußten nicht, wie ihnen geschah. Hier pflegten sie gefüttert zu werden; aber noch hatten sie sich nicht recht besonnen, als schon die zweite Herberge an ihnen vorüberstürmte. Schließlich verfielen die Tiere auf den Gedanken, sie seien offenbar Menschen geworden und würden daher erst am Abend in der Stadt, wo übernachtet würde, Nahrung erhalten. Als aber der Wagen auch am Abend nicht anhielt, sondern von Stadt zu Stadt weiterflog, kamen die Pferde überein, es sei nicht anders möglich, als daß sie in Engel verwandelt worden seien und weder Essens noch Trinkens mehr bedürften. Da hielt der Wagen am Ziel, sie kamen in den Stall, kriegten ein Maß Hafer vorgeschüttet und stießen die Mäuler hinein wie ausgehungerte Pferde.

Solang es dir ebenso ergeht," sagte Rabbi Bunam, „tätst du gut, dich zu bescheiden."

Der gefällige Traum

Ein ehrsüchtiger Mann kam zu Rabbi Bunam und erzählte ihm, sein Vater erscheine ihm im Traum und spreche: „Ich gebe dir kund, daß du zum Führer bestimmt bist." Der Zaddik nahm die Erzählung schweigend hin. Bald darauf kam der Mann wieder und berichtete, der Traum habe sich wiederholt. „Ich

sehe," sagte Rabbi Bunam, „daß du zur Führerschaft bereit bist. Kommt dein Vater noch einmal, so antworte ihm, du seist bereit zu führen, aber er möchte nun auch den Leuten erscheinen, die von dir geführt werden sollen."

Die widerspenstige Ehre

Einer sagte zu Rabbi Bunam: „An mir hat sich erwiesen, daß nicht wahr ist, was geschrieben steht, wer vor der Ehre fliehe, dem jage sie nach, wer ihr nachjage, den fliehe sie. Denn ich bin ihr mit rechtem Fleiß davongerannt, sie aber hat nicht einen Schritt getan, um mich einzuholen." „Offenbar," erwiderte der Rabbi, „hatte sie bemerkt, daß du dich umsahst, und fand nun am Spiel keinen Reiz mehr."

Die eitle Abgeschiedenheit

Man erzählte Rabbi Bunam von einem in der Abgeschiedenheit lebenden Mann. „Mancher," sagte er, „zieht sich in die Wildnis zurück, und blinzelt durchs Gestrüpp, ob ihn keiner aus der Ferne bewundert."

Der Irrgang

Man sprach vor Rabbi Bunam von Zaddikim, die in den Verzückungen ihres einsamen Dienstes aufgingen. Er entgegnete: „Ein König ließ zu seinem Schloß einen weiten und vielverschlungenen Irrgang errichten. Wer sein Angesicht schauen wollte, hatte

keinen andern Weg als diesen, wo jeder Schritt in die unendliche Wirrnis verführen konnte. Die sich aus großer Liebe zum König hineinwagten, waren von zweierlei Art. Die einen dachten an nichts als Stück vor Stück des Wegs zu überwinden, die andern brachten an seinen bedenklichsten Krümmungen für die Nachkommenden Zeichen an, die zum Weitergang ermutigten, ohne ihn leicht zu machen. Die ersten unterwarfen sich der Absicht in der Anordnung des Königs; die zweiten vertrauten dem Willen seiner Gnade."

Das Licht

Nach seiner Erblindung war Rabbi Bunam bei Rabbi Fischel zu Gast, von dessen Wunderheilungen viel Rühmens im Lande war. „Vertraut Euch mir an," sagte der Gastgeber, „ich will Euch das Licht zurückholen." „Dessen bedarf es nicht," antwortete Bunam; „was zu sehen mir nottut, sehe ich."

Nicht tauschen

Rabbi Bunam sprach einmal:

Ich möchte nicht mit Vater Abraham tauschen. Was hätte Gott davon, wenn der Erzvater Abraham wie der blinde Bunam würde und der blinde Bunam wie Abraham? Da taugt es schon mehr, ich lege es darauf an, ein klein wenig über mich hinauszuwachsen.

Der einsame Baum

Rabbi Bunam sprach einmal:

Wenn ich die Welt betrachte, erscheint es mir zuweilen, als sei jeder Mensch ein Baum in einer Wildnis, und Gott habe in seiner Welt keinen als ihn allein, und er keinen, dem er sich zuwenden könnte, als Gott allein.

Der unerlöste Ort

Einmal betete Rabbi Bunam in einer Herberge. Die Leute rannten ihn an und stießen ihn, aber er ging nicht in seine Kammer. Später sagte er zu den Schülern: „Zuweilen glaubt man, an einem Ort nicht beten zu können, und sucht einen andern auf. Aber das ist nicht der rechte Weg. Denn der verlassene Ort klagt einem nach: ‚Warum wolltest du nicht auf mir deine Andacht verrichten? Störte dich ein Hindernis, so war dir eben dies das Zeichen, daß es dir oblag, mich zu erlösen.'"

Der verbotene Weg

Es wird erzählt:

Rabbi Bunam machte einst mit seinen Schülern eine Fahrt ins Land. Unterwegs schliefen alle ein. Plötzlich erwachten die Schüler, da stand der Wagen im tiefsten Waldesdickicht, ringsum nirgends ein Pfad, keiner konnte verstehn, wie sie hingelangt waren. Sie weckten den Zaddik. Er blickte auf und

rief: „Wache!" ‚Wer fährt?' antwortete es aus dem Dickicht. – „Der Pžysher Apotheker." Drohend tönte zurück: ‚Diesmal und kein zweites!' Ein Weg öffnete sich, der Wagen fuhr, die Schüler erkannten die Gegend, nie hatten sie da einen Wald gesehen. Sie wagten nicht hinter sich zu blicken.

Die Schlüssel

Der Gerer erzählte:

Rabbi Bunam hatte die Schlüssel aller Firmamente. Und warum auch nicht? Der Mensch, der nicht sich meint, dem gibt man alle Schlüssel. Er hätte auch Tote beleben können; aber er war ein ehrlicher Mann und nahm nicht, was ihm nicht zukam.

Der Sinn

Als Rabbi Bunam im Sterben lag, weinte seine Frau. Er sprach: „Was weinst du? All mein Leben war ja nur dazu, daß ich sterben lerne."

Israel von Rižin

Auf Erden

Als der Rabbi von Sawran aus dem Wunsch, mit dem Rižiner Frieden zu machen, ihn besuchte, fragte ihn dieser: „Glaubt Ihr daran, daß es einen Zaddik gibt, der an Gott hangt ohne abzulassen?“ Der Rabbi entgegnete, wie einer, der seinen Zweifel verhehlen will: „Es mag wohl sein.“ Darauf der Rižiner: „So war mein Großvater, Rabbi Abraham, den sie den Engel nannten.“ Aber jener: „In Wahrheit, er hat auf Erden nicht viele Tage verbracht.“ Der Rižiner: „So war mein Vater, Rabbi Schalom.“ Und der Rabbi von Sawran noch einmal: „In Wahrheit, auch er hat auf Erden nicht viele Tage verbracht!“ Da antwortete ihm der Rižiner: „Was redet Ihr von Jahr und Tag? Meint Ihr, sie seien auf Erden gewesen, um hier auszutrocknen? Sie kamen, vollbrachten ihren Dienst und kehrten zurück.“

Die Geschichte vom Rauch

Einmal kam Rabbi Mosche von Kobryn am Vorabend des Sabbats zum Rižiner. Der stand mitten in der Stube, die Pfeife in der Hand, und um ihn dicker Rauch. Sogleich begann der Rižiner zu erzählen: „Es war einmal ein Mann, der verirrte sich am Vorabend des Sabbats um die Zeit der Dämme-

rung im Wald. Plötzlich erblickte er in der Ferne ein Haus. Er ging darauf zu. Als er eintrat, saß ihm gegenüber ein Räuber, schrecklich anzusehn, und vor ihm auf dem Tisch lag eine Flinte. Aber ehe noch der aufspringende Räuber die Flinte ergriffen hatte, war sie schon in der Hand des Mannes, und in der Erwägung eines Augenblicks wußte er: ‚Treffe ich ihn, so ist es gut; treffe ich ihn nicht, so wird die Stube voll Rauch, und ich kann entfliehn.'" Als der Rižiner so weit erzählt hatte, legte er die Pfeife aus der Hand und sagte: „Sabbat!"

Die Söhne des Bettlers

Die Juden von Jassy sandten einst Boten zu einem Zaddik, er möge in ihre Stadt kommen, um eine schwierige Sache zu schlichten. Er ging sogleich in seine Kammer, sich zur Reise zu rüsten. Da aber hörte er, wie einer der Boten, ein Chassid, den andern voller Freude zurief: „Und ein schönes Stück Geld wird der Rabbi in unsrer Stadt zusammenkriegen!" Der Zaddik öffnete die Tür und sagte: „Ich fahre nicht mit euch, denn der Gedanke der Fahrt ist unrein geworden. Aber zieht zu Rabbi Israel von Rižin und bittet ihn, mit euch zu kommen; er wird euch gewiß willfahren. Zu ihm dürft ihr auch vom Gelde reden; denn sein Weg ist verborgen und das Unreine hat keinen Zugang zu ihm."

Die Boten kehrten heim und wurden nunmehr zum Rižiner gesandt, der ihre Bitte günstig auf-

nahm, mit ihnen nach Jassy fuhr und die schwierige Sache mit sicherem Munde schlichtete. Vieles Volk kam zu ihm und brachte ihm Gaben. Als er von dannen fuhr, begleitete Michal, der Richter, ihn in seinem Wagen. „Wahrlich“, sagte der, „alle Gabe, die Euch hier dargebracht wurde, ist nur ein Stammeln unserer Liebe und Ehrfurcht“, und fügte scherzend hinzu: „Und doch mag es nicht Geringes sein, wenn man alle Geschenke zusammenzählt!“ Da sah ihn der Rižiner an und sprach: „Nicht Geringes, sagt Ihr, da doch alle Kostbarkeit der Erde mir gehört?“ Und er erzählte:

„Von den vielen Almosen, die er zeitlebens empfangen hatte, war ein Bettler reich geworden. Seine Söhne hatten ein jeder ein andres Gebrechen, der eine war blind, lahm der zweite, und so fort, nur der jüngste war von wohlgestaltem Wuchs und vollkommnen Sinnen. Vor dem Sterben eröffnete der Bettler seinen Söhnen, all sein Besitz solle dem Jüngsten zufallen. Sie klagten: „Wie das — ihm, der an seinem Leibe vollständig ist, gibst du alles, und wir, die wir zu keinem Handwerk taugen und der Hilfe bedürfen, sollen leer ausgehn!“ Er aber sagte: „So soll es sein. Denn dieweil der Bettel euer Geschäft ist, werden euch, deren Gebrechen zu allen Menschen reden, die Gaben in Fülle zufließen. Er aber, der nichts vorzuzeigen hat als seine Unversehrtheit, hat von den Menschen nichts zu erwarten, und ich muß ihn, so gut ich's kann, bedenken.“

Zweierlei Zaddikim

Der Rižiner erzählte, wie Leute zu Jassy den Apter Rabbi nach seiner Predigt schmähten. Anfügend sprach er: „Es gibt in jedem Geschlecht Menschen, die über den Zaddik murren und Mose scheel nachblicken. Denn der Apter ist der Mose seines Zeitalters.“ Dann hielt er inne, und nach einer Weile sprach er wieder: „Es gibt zweierlei Dienst und zweierlei Zaddikim. Die einen dienen Gott mit der Lehre und dem Gebet, die andern mit dem Essen, dem Trinken und irdischer Freude, so daß sie all dies zur Heiligkeit erheben. Das sind die, über die das Murren ergeht. Aber Gott hat sie so erschaffen, weil er will, daß die Menschen in den Lüsten nicht gefangen liegen, sondern frei in ihnen werden; das eben ist der Beruf dieser Zaddikim, die Menschen frei zu machen. Jene andern sind die Herren der offenbaren, sie sind die der heimlichen Welt; ihnen werden die Geheimnisse erschlossen und die Träume aufgetan, wie es Josef geschah, der sich die schönen Haare kräuselte und Gott mit den Freuden dieser Welt diente.“

Ein andermal sprach er über den Vers „Der Himmel ist Gottes Himmel, und die Erde hat er den Menschenkindern gegeben“ und sagte: „Es gibt zweierlei Zaddikim. Die einen lernen und beten den ganzen Tag und halten sich von allen niedern Dingen fern, um zur Heiligkeit zu gelangen. Die andern aber denken nicht an sich, sondern sinnen nur darauf,

die heiligen Funken, die in alle Dinge versenkt sind, wieder zu Gott zu erheben, und geben sich mit allen niedern Dingen ab. Jene, die sich allzeit für den Himmel bereiten, werden im Vers Himmel genannt, und sie haben sich zu Gott abgesondert. Diese aber sind die Erde, die den Menschenkindern gegeben ist."

Der andre Weg

Als einst über die Juden eine Zeit großer Not gekommen war, gab der Rabbi von Apt, damals der „Älteste des Zeitalters", den Befehl aus, allerorten solle gefastet werden, um Gottes Erbarmen herabzurufen. Rabbi Israel aber rief seine Spielleute, die er mit sorgfältigem Eifer aus vielen Städten zusammengebracht hatte, und hieß sie Abend um Abend auf dem Söller seines Hauses ihre besten Weisen spielen. So oft oben die Klarinette und die zarten Glöckchen schällten, versammelten sich im Garten Chassidim in wachsender Schar, bald besiegte die Musik die Traurigkeit und sie tanzten mit Stampfen und Händeklatschen. Leute, die über dieses Treiben entrüstet waren, vermeldeten dem Apter, wie der Fasttag, den er befohlen, zum Freudentag gewandelt werde. Er antwortete ihnen: „Nicht an mir ist es, mit dem zu rechten, der im Gedächtnis das Geheiß der Schrift bewahrt hat: ‚Wenn ihr zum Kriege zieht gegen den Widersacher, der euch bedrängt, dann blaset in die Trompeten, und es wird euer vor dem Herrn eurem Gott gedacht werden.'"

Das Dach

Der Lemberger Raw Jakob Ornstein war ein Gegner der Chassidim. Darum meinte er, als einst der Rižiner ihn besuchte, er werde ihm tiefsinnige Deutungen der Schrift vortragen, um ihm die Gelehrsamkeit der Chassidim zu erweisen. Der Zaddik aber fragte ihn: „Woraus sind die Dächer der Häuser in der Stadt Lemberg gemacht?" „Aus Eisenblech", antwortete der Raw. „Und weshalb gerade aus Eisenblech?" „Um gegen eine Feuersbrunst geschützt zu sein." „Dann könnten sie ja auch aus Ziegeln sein", sagte Rabbi Israel und nahm Abschied. Als er gegangen war, lachte der Raw und rief: „Das ist nun der Mann, dem die Scharen zulaufen!" Nach etlichen Tagen kam Rabbi Meïr von Primischlan nach Lemberg, um seinem Freund, dem Rižiner, zu begegnen, doch fand er ihn nicht mehr. Man berichtete ihm dessen Rede. Da sprach er erglühenden Angesichts: „Wahrlich, aus Ziegeln sollte das Dach sein, das Herz des Mannes, der über die Gemeinde wacht: von all ihrem Leid erschüttert, daß es in jedem Augenblick zu zerbrechen droht, und doch ausharrend; aber es ist aus Eisenblech."

Die Gegenlist

Einige Mitnagdim von Sanok kamen zum Rižiner, als er durch ihre Stadt fuhr, und beschwerten sich bei ihm: „Wir beten mit Tagesanbruch in der Gemeinde, und danach sitzen wir in die Gebetsmäntel gehüllt

und mit den Gebetsriemen auf Haupt und Arm und lernen eine Lektion der Mischna. Nicht so die Chassidim: sie beten, wenn die angeordnete Stunde verstrichen ist, und sind sie zu Ende, dann setzen sie sich zusammen und trinken Schnaps. Und da nennt man sie die ‚Frommen' und uns die ‚Widersacher'!"

Leib, der Diener des Rižiners, wurde, indes er die Beschwerde anhörte, von unwiderstehlichem Lachen überfallen, mochte dann aber die Ursache seines Gelächters nicht verhehlen und sagte: „Dienst und Gebet der Mitnagdim sind eben eiskalt und haben keine Wärme, grad wie ein Toter, und wenn man bei einem Toten wacht, lernt man der Vorschrift gemäß in der Mischna. Aber den Chassidim, wenn sie ihr bißchen Dienst tun, glüht das Herz und ist warm wie ein lebendiger Mensch, und wer lebendig ist, muß Schnaps trinken."

Der Rabbi sprach: „Der Scherz mag hingehn. Die Wahrheit aber ist diese: Ihr wißt, von dem Tag an, da unser Tempel zerstört wurde, ist uns das Gebet an Opfers Stelle. Und wie das Opfer untauglich wurde, wenn der Gedanke unrein war, so auch ist es mit dem Gebet. Darum ist der Böse Trieb listig hinterher, um den Beter mit fremden Gedanken mancher Art zu verwirren. Dafür haben nun die Chassidim eine Gegenlist erfunden. Nach dem Gebet setzen sie sich zusammen und trinken einander zu: ‚Zum Leben!' Jeder bringt vor, was sein Herz bedrückt, und darauf sagt einer zum andern: ‚Gott

möge dein Verlangen erfüllen!‘ Und da, wie unsre Weisen sagen, das Gebet in jeder Sprache gesprochen werden kann, wird auch diese Rede und Gegenrede beim Trunk als Gebet erachtet. Der Böse Trieb aber sieht zu, daß sie essen und trinken und Worte des Alltags reden, und kümmert sich nicht weiter um sie.“

„Dir“

Einst saßen die Chassidim trinkend beisammen, als der Rabbi eintrat. Sein Blick schien ihnen nicht freundlich. „Mißfällt es Euch, Rabbi,“ fragten sie, „daß wir trinken? Heißt es doch, wenn Chassidim beim Trank beisammensitzen, sei es, als lernten sie in der Thora!“ „Es gibt in der Thora“, sagte der Rižiner, „manch ein Wort, das einmal heilig, ein andermal unheilig ist. So steht geschrieben: ‚Und der Herr sprach zu Mose: Behaue dir zwei Steintafeln,‘ aber auch: ‚Du sollst dir kein behauenes Steinbild machen!‘ Woran liegt das wohl, daß dasselbe Wort dort heilig und hier unheilig ist? Seht, das liegt daran, daß das Wort ‚Dir‘ dort nachfolgt, hier vorangeht. So ist es mit allem Tun. Wo das ‚Dir‘ nachfolgt, ist alles heilig, wo es vorangeht, ist alles unheilig.“

Der Gang auf dem Seil

Einmal saßen die Chassidim in brüderlicher Gemeinde beisammen, als Rabbi Israel, die Pfeife in der Hand, zu ihnen trat. Da sie ihn so nahe und

vertraut vor sich sahen, redeten sie ihn an: „Sagt uns doch, lieber Rabbi, wie sollen wir Gott dienen?“ Er verwunderte sich und antwortete: „Weiß ich's denn?“ Aber sogleich fuhr er fort zu sprechen und erzählte: „Es waren einst zwei Freunde, die wurden eines gemeinsamen Vergehens halber vor dem König angeklagt. Da er sie aber liebte, wollte er ihnen eine Gnade erweisen. Lossprechen konnte er sie nicht, denn auch das königliche Wort besteht nicht gegen die Satzung des Rechts. So sprach er das Urteil, es solle über einem tiefen Abgrund ein Seil gezogen werden und die zwei Schuldigen sollten es, einer nach dem andern, beschreiten; wer das andre Ufer erreiche, dem sei das Leben geschenkt. Es geschah so und der eine der Freunde kam ungefährdet hinüber. Der andre stand noch am Ufer und schrie: „Lieber, sage mir doch, wie hast du es angestellt, um die fürchterliche Tiefe zu überqueren?“ „Ich weiß nichts,“ rief jener zurück, „als dieses eine: wenn es mich nach der einen Seite riß, neigte ich mich auf die andre.“

Das Leiden

Einer, der von schwerem Siechtum heimgesucht war, klagte Rabbi Israel, das Leiden verstöre ihm Lernen und Gebet. Der Rabbi legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach: „Woher weißt du denn, Freund, was Gott wohlgefälliger ist, deine Lehre oder dein Leid?“

Gott der Vergebende

Als der Rižiner auf den Rat der Ärzte nach Odessa kam, um im Meer zu baden, wohnte dort ein Enkel des berühmten Rabbi Jakob Emden, namens Meïr, der von den Wegen seiner Väter gewichen war. Als Rabbi Israel von ihm erfuhr, ließ er ihn rufen und forderte ihn auf, mit ihm nach Rižin zu fahren; für all seinen Lebensbedarf solle gesorgt werden. Der Mann war es zufrieden. In Rižin hatte er nur kurze Zeit am Tisch des Rabbis gesessen, als er vollkommene Buße tat. Eines Tags aber sah der Zaddik ihn mit düstrem Gesicht stehn und fragte ihn: „Meïr, mein Sohn, was betrübt dich? Sind es deine Sünden, so denke, daß die Umkehr alles gutmacht.“ Er antwortete: „Wie soll ich mich nicht grämen? Nachdem ich Buße getan habe, kehre ich mich Mal um Mal wieder zur Sünde, wie ein Hund zu seinem Ausgespienen — und wie kann ich wissen, ob meine Buße immer noch angenommen wird?“ Da berührte der Rižiner seinen Arm und sagte: „Hast du nicht bedacht, warum es im Gebete heißt: ‚Denn du bist ein Vergebender zu Israel und ein Verzeihender zu den Stämmen Jeschuruns‘? Wäre es nicht genug, zu schreiben: ‚Du vergibst und verzeihst‘? Aber wie es der Menschen Art und Nötigung ist, zu sündigen und immer wieder zu sündigen, so ist es Gottes Art und göttliche Nötigung, zu vergeben und immer wieder zu vergeben.“

Die Buße

Ein arger Sünder, der keine üble Lust an sich hatte vorübergehen lassen, kam zu Rabbi Motel von Tschernobil, übergab ihm ein Blatt, darauf die Sünden seines Lebens aufgezeichnet waren, und bat um Verhängung einer Buße. Als Rabbi Motel das Blatt gelesen hatte, sagte er: „Ich bin schon zu alt, als daß ich noch einen so schweren Büßer auf mich nehmen könnte. Fahr zum Rižiner, er ist noch jung — er wird dich auf sich nehmen.“ So kam der Mann zum Rižiner und gab ihm das Blatt. Nun las Rabbi Israel die ganze lange Rechnung, die großen Posten und die kleinen, und der Sünder wartete. Endlich sprach der Zaddik: „Dies ist deine Buße. Welches Wort des Gebets du sprichst, von jetzt bis an dein Ende, keines rede leeren Mundes, sondern jedes Wort bewahre in seiner Fülle.“

„Triebe brechen“

Ein junger Mann gab dem Rižiner einen Bittzettel, darauf stand, Gott möge ihm beistehn, damit es ihm gelinge, die bösen Triebe zu brechen. Der Rabbi sah ihn lachend an: „Triebe willst du brechen? Rücken und Lenden wirst du brechen, und einen Trieb wirst du nicht brechen. Aber bete, lerne, arbeite im Ernst, dann wird das Böse an deinen Trieben von selbst verschwinden.“

Im eignen Lichte wandeln

Ein junger Rabbi klagte dem Rižiner: „In den Stunden, in denen ich mich der Lehre ergebe, fühle ich Leben und Licht, aber sowie ich zu lernen aufhöre, ist alles verschwunden. Was soll ich tun?"

Der Rižiner gab ihm zur Antwort: „Das ist, wie wenn einer in finstrer Nacht durch den Wald geht und für eine Weile gesellt sich ihm ein andrer, eine Laterne in der Hand, aber am Kreuzweg gehn sie auseinander und der erste muß weitertappen. Trägt einer jedoch sein eigenes Licht, hat er keine Finsternis zu fürchten."

Die Zeit des Gebets

Als er beim Apter zu Gast war, wartete Rabbi Israel einmal, wie er es oft tat, lange mit dem Morgengebet. Befragt, wann er beten wolle, antwortete er, er wisse es selber noch nicht, und erzählte eine Geschichte: „Ein König hatte eine Stunde bestimmt, zu der er jedem seiner Untertanen frei Gehör gab. Einmal kam zu andrer Tageszeit ein Bettler vor das Schloß und verlangte zum König geführt zu werden; die Wächter fuhren ihn an, ob er denn die Verfügung nicht kenne. Der Bettler sprach: ‚Ich kenne sie wohl; aber sie gilt nur für jene, die mit dem König von den Dingen reden wollen, deren sie bedürfen; ich aber will mit dem König von den Dingen reden, deren das Reich bedarf.' Sogleich wurde dem Bettler der Einlaß gewährt. Wie kann

ich demnach", beschloß der Rižiner seine Erzählung, „wissen, wann ich beten werde?"

Das Bohnengericht

Eine Schar junger Männer kam aus einer fernen Stadt nach Rižin, um während der hohen Festtage in Rabbi Israels Nähe zu verweilen. Als sie bemerkten, daß er die vorgeschriebenen Gebetszeiten nicht einhielt sondern wartete, bis die Andacht ihn überkam, wollten sie es ihm nachtun und begannen nun auch zu warten, sie wußten nicht recht worauf. Nach dem Fest der Gesetzesfreude gingen sie zum Rabbi, um von ihm Abschied zu nehmen. Er gab ihnen den Segen und sagte: „Achtet darauf, die Gebete nicht zu verzögern, sondern sprecht jedes zu seiner Zeit. Ich will euch die Geschichte von dem Mann erzählen, dem sein Weib jahraus jahrein Tag um Tag ein Bohnengericht zum Mittagessen vorsetzte. Einmal versäumte sie sich, und das Mahl kam um eine Stunde zu spät auf den Tisch. Als der Mann es vor sich stehen sah, erzürnte er und rief: ‚Ich meinte, du hättest mir heute eine erlesene Speise zugedacht und das Kochen hätte sich hingezogen, weil es vieler Zuwendung und Sorgfalt bedurfte. Aber auf das Bohnengericht, das ich an jedem Tag esse, habe ich keine Lust zu warten.'" Damit schloß der Zaddik seine Rede, die jungen Leute verneigten sich und traten die Heimfahrt an. Unterwegs begegneten sie in einer Herberge einem alten Mann, der ihnen

von Angesicht unbekannt war und mit dem sie doch sogleich ins Gespräch kamen. Als sie ihm die Abschiedsworte ihres Rabbis erzählten, lächelte er und sprach: „Der Zorn des Mannes kam daher, weil noch keine vollkommene Liebe zwischen ihm und seinem Weibe war. Ist diese aber erfüllt, dann gefällt es dem Mann wohl, wenn das Weib ihn lange warten läßt, um ihm dann das Gericht zu reichen, das er an jedem Tag ißt, und seinem Herzen ist alles neu und alles gut.“ Die Worte gingen den jungen Leuten tief ein. Als sie wieder zu den hohen Festtagen nach Rižin kamen, berichteten sie sie dem Zaddik. Er schwieg eine Weile, dann sagte er: „Was der Alte zu euch sprach, hat er zu mir, er hat es auch zu Gott gesprochen.“

Ezechiel und Aristoteles

Einmal fragte der Rižiner, als viele weise Männer um seinen Tisch versammelt waren: „Warum eifern die Leute gegen unsern Meister Mose ben Maimon?“ Ein Rabbi antwortete: „Weil er an einer Stelle sagt, Aristoteles habe mehr von den Sphären des Himmels gewußt als Ezechiel; wie sollte man da nicht gegen ihn eifern?“ Der Rižiner sprach: „Es ist so, wie unser Meister Mose ben Maimon sagt. Zwei Menschen kamen in einen Königspalast. Der eine verweilte in jedem Saal, betrachtete mit kundigem Blick die Prunkstoffe und Kleinodien und konnte sich nicht sattsehn. Der andere ging durch die Säle

und wußte nur: Das ist des Königs Haus, das ist des Königs Gewand, noch ein paar Schritte und ich werde meinen Herrn König schauen."

Buße und Erlösung

Der Riziner sprach:

„Es wird vom heiligen Zaddik von Spola, dem ‚Großvater', erzählt, er habe einmal gerufen: ‚Messias, warum kommst du nicht? Worauf wartest du? Ich schwöre dir bei meinem Bart, die Juden werden nicht Buße tun.' Und ich widerstreite dem Spoler Großvater nicht. Aber dies verspreche ich dir, Herr der Welt, wenn der König Messias erscheint, werden sie alsbald Buße tun. Und sie haben eine Rechtfertigung. Denn ehe wir gesündigt hatten, bei deinem Bund mit Abraham zwischen den Opferstücken hast du über uns die vier Exile verhängt; so mußt du uns auch die Erlösung bringen, ehe wir Buße tun."

Ein andermal, nach der Morgenmahlzeit, legte der Riziner die Finger seiner rechten Hand auf den Tisch und sagte: „Gott spricht zu Israel: ‚Kehret euch zu mir, und ich will mich zu euch kehren.'" Danach drehte er die Rechte um und sagte: „Wir Kinder Israel aber sprechen: ‚Führe uns zurück, Herr, zu dir, und wir werden umkehren; erneue unsre Tage wie vordem. Denn die schwere Verbannung lastet auf uns, und wir haben keine Kraft, von selber zu dir umzukehren.'" Sodann wandte

er die Hand wieder: „Aber der Heilige, gesegnet sei er, spricht: ‚Ihr müßt euch vorerst zu mir kehren.‘“ So tat der Rižiner viermal und drehte seine Hand nach oben und nach unten. Zuletzt aber sagte er: „Das Recht ist bei den Kindern Israel, denn wahrlich, die Fluten der Pein schlagen über ihnen zusammen, und sie vermögen ihr Herz nicht zu regieren, daß es umkehre.“

Die kommende Zeit

An einem Sabbat saß Rabbi Israel an seinem Tisch und seine Chassidim um ihn. Da sprach er zu ihnen: „Es nahen Tage, da es dem gemeinen Menschen gut ergehen wird an Leib und Seele, aber dem edlen Menschen wird es nicht gut ergehen, nicht am Leib und nicht an der Seele, und er wird nicht einmal einen Psalm zu sprechen vermögen.“ Und er beschloß: „Warum sage ich euch dies? Damit es euer Herz nicht verdrieße: es soll so sein, es muß so sein.“

Ein andermal sprach er: „In den drei letzten Weltstunden vor der Erlösung wird es so schwer sein, an der Jüdischkeit festzuhalten, wie wer an einer glatten Eiswand emporklettern wollte. Darum heißt es im Gebet: Hilf uns in den drei Stunden! Das sind die letzten Stunden.“

Die Wehen

Der Rižiner sprach:

Wenn eine Frau schwanger ist und die Wehen ergreifen sie im achten Monat, da die Zeit noch nicht

vollbracht ist, dann müht man sich, die Wehen aufhören zu lassen. Nicht so im neunten: wenn sie da über die Frau kommen, will man die Wehen nur noch steigern, damit sie bald gebäre. Daher, wenn die Früheren zum Himmel schrien, daß eine Not von der Erde gehoben werde, wurden sie erhört, denn die Zeit war noch nicht vollbracht. Jetzt aber, da die Erlösung nahe ist, fruchtet kein Gebet, das um des Leidens der Welt willen aufsteigt, sondern Leid wird auf Leid gehäuft, auf daß die Geburt in Bälde geschehe.

Der Messias in Rußland

Der Rižiner pflegte zu sagen: Der Messias wird zuerst in das Land Rußland kommen.

Es wird auch erzählt: Ein Chassid des Rabbi Motel von Tschernobil, des Rižiners Oheims, kam einst zu seinem Zaddik gefahren. Als er in der Herberge betete, mit dem Gesicht, wie es sein Brauch war, eng zur Wand, stand plötzlich ein Mann hinter ihm und redete: „Die Fläche der Erde habe ich mit meinen Füßen gemessen, aber ein Golus wie in Rußland habe ich nicht gesehen.“ Der Chassid drehte sich um, da sah er, wie der Mann auf Rabbi Motels Haus zuging und eintrat. Aber als er ihm in das Haus folgte, war er nicht mehr da. Umsonst fragte der Chassid ihm nach.

Der Schofarbläser am Sabbat

An einem Neujahrstag, der auf einen Sabbat fiel, sprach der Rižiner:

An einem Neujahrstag, der auf einen Sabbat fällt, darf man das Schofarhorn, das die Welt zum neuen Jahr beruft, nicht blasen. Da bläst Gott selber Schofar. Und er versteht wohl zu blasen. Darum ist an diesem Tag unsre Hoffnung so wach; denn der Quell des Erbarmens selber ist es, der sie weckt.

Die zwei Käppchen

Rabbi David Mosche, der Sohn des Rižiners, sagte einst zu einem Chassid: „Ihr habt meinen Vater gekannt zu der Zeit, als er in Sadagora wohnte und schon das schwarze Käppchen trug und in der Schwermut ging; aber Ihr habt ihn nicht gesehen, als er in Rižin wohnte und noch das goldene Käppchen trug.“ Der Chassid verwunderte sich: „Wie kann das sein, daß der Heilige von Rižin in der Schwermut ging? Habe doch ich selbst von ihm gehört, Schwermut sei die niederste Beschaffenheit.“ „Und eben in diese Beschaffenheit“, antwortete Rabbi David, „mußte er, als er die Höhe ereicht hatte, Mal um Mal niedersteigen, um dort unten die Seelen zu erlösen, die hineingestürzt waren.“

Der Schofarhall

Rabbi David Mosche erzählte:

In seinem Todesjahr konnte mein Vater am Tag des Neuen Jahres nicht in das Bethaus gehen, sondern ich betete mit ihm in seiner Stube. Sein Dienst war wunderbarer als je zuvor. Danach sprach er

zu mir: „Heute habe ich den Schofarhall des Messias gehört.“

Das Mahl des Sabbatausgangs

In seinem Alter wohnte der Rižiner des Sommers in der kleinen Stadt Potok. Einmal kam Rabbi Mosche von Kobryn zu ihm über den Sabbat. An diesem Tag aß der Rižiner das Mahl des Sabbatausgangs nicht, sondern saß am Abend in seinem Garten, und der Rabbi von Kobryn saß bei ihm. Eine gute Weile schwieg der Rižiner; dann sprach er: „Nicht wahr, wir können das Mahl durch die Früchte dieses Baums da vor uns ersetzen?“ Dann faßte er den Rabbi von Kobryn am Gürtel und sagte: „Wir wollen ein wenig lustwandeln.“ Und als sie es taten, sprach er noch einmal: „Lieber Rabbi Mosche, du bist doch ein gelehrter Mann, ist es nicht wahr, daß man rechtmäßigerweise das Mahl des Sabbatausgangs durch Früchte ersetzen darf?“ Da verstand der Rabbi von Kobryn, daß der Rižiner sein Ende und seine Söhne meinte, und rief laut: „Unser heiliger Rabbi, die Welt braucht Euch noch!“ Aber anderthalb Monate nach diesem Sabbat starb Rabbi Israel.

Worterklärungen

Awoda (Aboda): wörtlich Dienst; Gottesdienst; spezifisch der an jedem Jomkippur (s. d.) vorgetragene Bericht über den besondern Opferdienst dieses Tags.

Amoraim: Plural von Amora, Sprecher, Erklärer; so heißen die Meister des zweiten großen talmudischen Gebildes, der Gemara (s. d.), die das Werk der Tanaim (s. d.), die Mischna (s. d.), erläuterten und ausbauten.

Badchen: jiddisch, vom neuhebräischen badchan: Lustigmacher; der auf den Hochzeiten die Leute unter Musikbegleitung begrüßt, die Braut und den Bräutigam „besingt", witzige Reime auf alle Tischgäste vorträgt, die Geschenke „ausruft" usw. Unter den Badchanim hat es mehrere gegeben, die als Dichter und Komponisten eine echt volkstümliche Kraft und eine bemerkenswerte ethnische Eigenart bewährten.

Bet-ha-Midrasch: wörtlich Haus der Forschung; allgemeines Lehr- und Bethaus.

Chasan: Vorbeter.

Galuth: Verbannung, Exil, Diaspora.

Gemara: wörtlich Vollendung (der Lehre), das Fertiggelernte; so wird nach dem späteren, dem Talmud selbst fremden Sprachgebrauch dessen zweiter und weitaus umfangreicherer Teil genannt, der den ersten, früheren, die Mischna (s. d.), erörtert und kommentiert: die Gemara des jerusalemischen und die des ihn an Umfang mehrfach übersteigenden babylonischen Talmuds entstanden in der Zeit bis zum 6. Jahrh. n. Chr., die eine im westaramäischen, die andre im ostaramäischen Idiom.

Gojim: Plural von Goi; wörtlich Völker: Nichtjuden.

Hawdala (Habdala): „Scheidung"; die Zeremonie des Sabbatendes; man spricht — gleichsam an den Empfindungen eines

Sinns nach dem andern die Schiedlichkeit erprobend — zuerst den Segen über den Wein, dann den über die Gewürze, an denen man riecht, sodann, nachdem man beim Kerzenlicht die Fingernägel betrachtet hat, den über die Flamme; endlich preist man Gott, „der zwischen Heiligem und Profanem scheidet". Nach der kabbalistischen Auffassung besteht das Geheimnis der Hawdala in der Abscheidung der „Schalen", die in der „Welt der Fertigung" die Heiligkeit durchdringen. — Es sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß das Berühren des Leuchters vor Sabbatausgang durch Rabbi Mendel von Kozk (Geleitwort S. XCVII) einen schweren Verstoß gegen die Vorschriften der Sabbatruhe darstellt; aber in ihrer wesentlichen Bedeutung erscheint mir diese Handlung nicht als eine bloße Demonstration gegen das Religionsgesetz, sondern als ein tiefer greifender symbolischer Akt.

Jeschurun: etwa das gerade, rechtschaffene Volk; Beiname Israels.

Jomkippur: Versöhnungstag; im talmudischen Schrifttum oft auch nur „der Tag" genannt, da in ihm der Vorgang der Seelenwende und Seelenerneuerung, der mit dem Rosch-ha-Schana (s. d.), dem Neujahrsfest, begonnen hat, seine Höhe und Vollendung gewinnt. Einst war er durch einen besondern Opferdienst des Hohenpriesters im Allerheiligsten ausgezeichnet. Es ist der Tag des strengen Fastens von einem Abend bis zum andern, der Gottesdienst währt vom Morgen bis zum Abend, die Beter stehen unbeschuht in weißen Kitteln, die den Totengewändern gleichen. Vor dem Fest sollen alle einander vergeben, da der Tag nur die Sünden gegen Gott, nicht die gegen die Mitmenschen sühnt.

Klaus: Betstube einer geschlossenen (zumeist chassidischen) Betergemeinde.

Klesmer: jiddisch, von hebr. kle semer (Musikinstrumente); Spielmann.

Kol Nidre: „alle Gelübde"; das nach seinen Anfangsworten so benannte Gebet um Lösung von den nicht erfüllten oder nicht erfüllbaren Gelübden, das am Vorabend des Versöhnungstags gesprochen wird.

Mazzot: Plural von Mazza; die ungesäuerten Brote, die während der Festwoche des Peßach (s. d.) zu essen geboten ist.

Menora: Leuchter, vornehmlich der synagogale siebenarmige.

Mincha: ursprünglich Dankopfer, sodann das Nachmittagsgebet.

Mischna: wörtlich Repetition, sodann der Unterricht überhaupt; prägnant die mündliche Gesetzesüberlieferung als Ergänzung der Schriftthora: der erste, frühere Hauptteil des Talmuds, der vom letzten Viertel des 1. bis zum Ende des 2. Jahrh. n. Chr. entstanden ist, in hebräischer Sprache.

Mitnagdim: Plural von Mitnaged, „Widersacher"; so werden die erklärten Gegner des Chassidismus genannt.

Mußaf: „Zusatz"; ursprünglich das besondere, an Neumonden, Sabbaten und Festtagen hinzukommende Opfer, später die an seine Stelle getretene Gebetfolge, die nach dem allgemeinen Morgengebet gesprochen wird.

Neïla: „Schließung"; das Schlußgebet des Versöhnungstags, das „beim Sinken der Sonne in die Baumwipfel" gesprochen wird, „während die Himmelspforte des Gerichts und der Gnade sich schließt".

Peßach (Passah): Vorüberschreiten, Verschonung; so heißt zunächst das Opferlamm, das zum Gedächtnis der Verschonung der jüdischen Erstgeborenen während der zehnten ägyptischen Plage verzehrt wurde (II. M. 12, 27), sodann das in die Zeit zwischen der letzten März- und der letzten Aprilwoche fallende, siebentägige, in der Diaspora achttägige Fest des Gedenkens an den Auszug aus Ägypten, das auch Fest der ungesäuerten Brote (und damit Fest des Aufbruchs) genannt wird. Die Tafelfeier des ersten und zweiten Abends mit ihren

sinnbildlichen Speisen, ihren memorialen Weintrünken, ihrem großen, aus Chronik und Legende, Sprüchen und Hymnen gewobenen Vortrag vom „Auszug" wird Seder, Ordnung, genannt.

Purim: das Fest der Lose (Esther 9, 25), die heitere Gedenkfeier der Überwindung des bösen Haman durch Mardechai und Esther, durch ein Freudenmahl, Austausch von Geschenken, Austeilung von Almosen an Juden und Nichtjuden, Mummenschanz (von dem sich alte Komödientexte bewahrt haben) und allerlei Scherze und Spiele begangen.

Rosch-ha-Schana: wörtlich Haupt des Jahres; das in die Zeit zwischen der ersten September- und der ersten Oktoberwoche fallende zweitägige Neujahrsfest, das zugleich das Fest der ewigen Erneuerung der — an diesem Tage erschaffenen — Welt durch Gott und das der Erneuerung der Menschenseele in einem Vorgang der Selbstbesinnung und Umkehr, des Gerichts und der Gnade ist, der mit diesem Tage beginnt und mit dem zehnten danach (die „zehn Tage der Buße"), dem Versöhnungsfest endet: sie heißen zusammen die furchtbaren oder erhabenen Tage; in der Schule des großen Maggids nannte man Rosch-ha-Schana das Haupt des Jahrs als den Moment des schöpferischen Gedankens, Jomkippur das Herz des Jahrs als den der elementaren Erfüllung. Für diese Zeit pflegte jeder eifrige Chassid in die Stadt seines Zaddiks zu fahren, um ihm in den höchsten Stunden nahe zu sein.

Schechina: „Einwohnung"; die „Herrlichkeit" Gottes, die welteinwohnende Gottheit; s. Einleitung zu meiner „Legende des Baalschem" S. 13f. und Geleitwort dieses Buches.

Schewuot (Schebuot): wörtlich Wochen; das eintägige, in der Diaspora zweitägige „Wochenfest" (weil vom Peßachfest sieben mal sieben Tage zu zählen sind, es fällt auf den fünfzigsten), das als palästinensisches Naturfest auch Fest der Erstlinge (des Weizens, die wie die aller Frucht Gott dargebracht wurden)

oder der Ernte, als Gedenkfest die Zeit der Thora-Erteilung, der Offenbarung genannt wird. Im Bethaus und in den Wohnhäusern werden Bäume aufgestellt und junges Grün auf den Boden gestreut, „weil grüne Kräuter um den Berg Sinai wuchsen". Von Rabbi Jizchak Lurja stammt das Wort: In jedem Jahr, wenn die Zeit eines der drei Freudenfeste, Peßach, Schewuot, Sukkot, da ist, geschieht es, als sei es das erste Mal: am Peßach zieht man selber aus Ägypten, am Schewuot empfängt man selber die Thora.

Schofar: das Widderhorn, das zum Gedächtnis der Offenbarung (II M. 19, 16) und zur Vorahnung des Endgerichts (Zefanja 1, 16), zur Erweckung der Seelen und zum Ruf an Gott in der Synagoge, vornehmlich am Rosch-ha-Schana geblasen wird; vgl. Anmerkung zu S. 24.

Schul: Synagoge.

Sukkot: „Laubhütten"; das auf den 5. Tag nach Jomkippur fallende, achttägige Laubhüttenfest, an das sich als neunter der Tag der „Freude an der Lehre", Ssimchat Thora, schließt; der Überlieferung nach so genannt zum Gedächtnis an die zeltartigen Hütten, in denen das Volk auf der Wüstenwanderung wohnte: ursprünglich als Naturfest Fest des großen Erntedanks nach vollbrachtem Werk der Tenne und der Kelter, unter den drei Freudenfesten, an denen ganz Israel zur Tempelstadt zog, das fröhlichste, auch schlechthin „die Zeit unserer Freude" genannt; auch jetzt noch die Verbindung mit der Natur durch den Brauch bezeugend, das ganze Fest in einer mit frischem Laub bedeckten Bretterhütte zu verbringen („das glückseligste aller Gebote", sagte ein Rabbi, „weil man mit allen Gliedern in das Gebot hineingeht") und durch den aus einem Palmzweig, Bachweiden und Myrten gebundenen Feststrauß, der — von den Chassidim mit besonderen Kawwanot — nach den vier Himmelsrichtungen, nach oben und unten geschwungen wird, mit dem Etrog, „der Frucht des schönen Baums" (III M. 23, 40), einer Hesperidenart, gewöhnlich

Paradiesapfel genannt. Am Tag der Thorafreude findet in begeisterter Freude ein siebenfacher Rundgang mit allen der Lade enthobenen Thorarollen durch das Bethaus statt; man umschlingt die geschmückten und gekrönten Rollen, küßt sie und tanzt mit ihnen.

Tallit: viereckiger, togaartiger Gebetsüberhang oder Gebetmantel (ursprünglich ein orientalisches Obergewand), an dem die Schaufäden, Zizit (IV M. 15, 37), angebracht sind, und in den die Männer (mit Ausnahme der Unvermählten) sich beim Beten hüllen.

Tanaim: Plural von Tana, Wiederholer, Lehrer; die Meister der Mischna (s. d.).

Tefillin: Phylakterien; Kapseln, die vier Thoratexte auf Pergamentstreifen enthalten und zum Zeichen des Bundes mit Gott an den Wochentagen (an Sabbaten und Festtagen tut solche Beurkundung nicht not) an den linken Arm und an die Stirn — nach dem Geheiß V M. 11, 18 — geknüpft werden. Einzelne Fromme pflegen zwei Paare Tefillin verschiedener Tradition (verschiedene Texte enthaltend) zugleich zu tragen.

Tekia: s. Anmerkung zu S. 24.

Anmerkungen

S. 1. **Rabbi Meïr:** Rabbi Meïr Margulies, ein Lieblingsschüler des Baalschem und einer der ersten, die sich ihm anschlossen; in seinem kabbalistischen Buch „Das Geheimnis des Jachin und des Boas“ (der Säulen vor dem Tempel Salomos) schreibt er: „Von meinem Knabenalter an, von dem Tag an, da ich mich in liebendem Anhaften zugesellte meinem Lehrer, meinem Freund, dem Meister, dem Frommen, Israel Baal-schem-tow, sein Andenken sei zum Segen, erkannte ich getreulich, daß seine Führung in Heiligkeit und Reinheit geschah.“

S. 2. **Buch der Schöpfung:** Sefer Jezira, das Grundwerk der jüdischen Zahlen- und Buchstabenmystik, nach einer Überlieferung vom Erzvater Abraham, nach den noch uneinigen Ansichten der Wissenschaft aus der talmudischen oder nachtalmudischen Epoche stammend, von einer kühnen Prägnanz des Wortes, die in keiner der neupythagoräischen Schriften verwandten Charakters zu finden ist.

S. 4. **Der Baum des Lebens:** Ez ha-Chajim, die Darstellung des Systems Jizchak Lurjas (st. 1572), des Begründers der neueren (theurgischen) Kabbala, durch seinen Hauptschüler, Chajim Vital Calabrese (st. 1620).

S. 6. **Der Seufzer:** Ähnliches wird vom Baalschem erzählt. Das Motiv der Freude über ein „Dienen ohne Lohn“ ist schon aus dem Talmud bekannt.

S. 10. **Den überlieferten Spruch:** Talmud Babli, Tr. Erubin 13 schickt eine Himmelsstimme, ehe sie den Streit zwischen einer Gesetzesthese der „erschwerenden“, partikularistischen Schule Schammais und der der „erleichternden“, universalistischen Schule Hillels zu Gunsten der letzteren entscheidet, dieses Wort voraus.

S. 12. **An den drei Sabbatmahlen:** das Vorabendmahl, das Morgenmahl und das dritte, nach dem Mincha- (Nachmittags-) Gebet eingenommene Hauptmahl.

S. 12. **Unsere Weisen:** Talmud Babli, Tr. Moed Katan 17.

S. 13. **In der heiligen Thora:** III M. 26,11.

Der verborgene Zaddik: „Verborgene Zaddikim" werden die sechsunddreißig Männer genannt, auf deren der Welt unkenntlichem, hinter dem weltlichen Treiben eines Bauern, Handwerkers, Lastträgers verhohlenem Wirken der Bestand der Schöpfung ruht (vgl. Talmud Babli, Tr. Sanhedrin 97). Zu diesen gehört Rabbi Leib „Sares", d. i. Sohn der Sara, nicht eigentlich, obgleich auch er mit diesem Namen bezeichnet wird; vielmehr läßt ihn die Sage zwischen den „offenbaren" und den „heimlichen" Zaddikim vermitteln und für diese sorgen. Aber seine Gestalt und sein Leben sind ganz in Geheimnis eingetan, vor allem seine unablässigen Wanderungen: er soll in seinem mit Stroh gegürteten Leinenkittel allerlei hohe Herren, die den Juden mißgesinnt waren, heimgesucht und auf wunderbare Art zum Guten bezwungen haben; er soll viele Abtrünnige in Israel zurückgeführt haben; und vor allem wird erzählt, er habe die irrenden Seelen, die in ein Gewässer oder einen Felsen oder einen Baum oder ein Tier gebannt sind, auf seinen Fahrten erlöst.

S. 14. **Heiligung des Namens:** Kiddusch ha-Schem, Heiligung des Gottesnamens, wird jede Opfertat des Menschen genannt, die zur Errichtung des Gottesreichs auf Erden beiträgt (vgl. von neueren Darstellungen dieses führenden Begriffs des jüdischen religiösen Ethos: Martin Schreiner, Die jüngsten Urteile über das Judentum S. 169 ff., Felix Perles, Jüdische Skizzen 2. Aufl. S. 100 ff. und insbesondere Hugo Bergmann im Sammelbuch „Vom Judentum", Leipzig 1913 S. 32 ff.).

S. 16. **Bann:** der erste Bannspruch des „Gaon", R. Elijahu von Wilna, gegen die Chassidim, der am 11. April 1772 verkündet wurde; der große Maggid starb am 15. November.

S. 20. **Des neunten Ab:** der zwischen Mitte Juli und Mitte August fallende Gedenktag der Zerstörung des ersten Tempels durch Nebukadnezar und des zweiten durch Titus, Tag des Fastens und der Trauer: im Gottesdienst werden die Jeremia zugeschriebenen Klagelieder vorgetragen; die Betenden sitzen im unerleuchteten Raum (nur für den Vorbeter ist ein Licht entzündet) unbeschuht am Boden, gleich den um einen Toten Trauernden, wie man schon das karge Letztmahl vor Beginn des Fastens auf der Erde sitzend und schweigend einnimmt.

Zwischen den Knien: die Haltung der tiefsten Meditation.

S. 22. **Rabbi Nachum von Tschernobil:** (st. 1798); s. Geleitwort, S. LXIV sowie S. L. Er hatte dem Baalschem angehangen und war dann ein Schüler des Maggids geworden, der einmal auf ihn als auf seinen Nachfolger hingedeutet haben soll; doch habe nach dem Tod des Meisters einer der Mitschüler widersprochen. Die Legende erzählt von Rabbi Nachum, er habe sich einem Engel, der ihn lehren wollte, geweigert. Er war ein bedeutender Wanderprediger, der der Lehre von der großen Weltfreude die volkstümliche Gestalt gab.

S. 23. **Um es abzuwerfen:** d. h. Hochmut führt zur Untreue gegen das göttliche Gesetz (unbedeckten Hauptes gehen gilt als Verletzung der religiösen Ehrfurcht).

S. 24. **Die Blasweisen:** Der Rabbi spricht nach dem Morgengottesdienst des Neujahrstags dem Schofarblasenden die Weisen vor, Tekia (etwa Wachtruf, Signalton), Schewarim (etwa Singruf, Triller) und Terua (etwa Jubelruf, Geschmetter). Das Geheimnis des Schofars deutet sich in dem Gebet an, das nach dem Blasen gesprochen und in dem von Gott er-

fleht wird, es möchten die Engel, die aus den Tönen aufsteigen, vor den Thron gelangen.

S. 25. **Gürtel und Stab:** die Abzeichen der Führerschaft; durch Übergabe seines Stabs erteilt der Rabbi Vollmacht, in seinem Namen zu handeln.

S. 27. **Die Luft des Landes:** „Die Luft des Landes Israel macht weise" (Talmud Babli, Tr. Baba Batra 158).

S. 29. **Im Midrasch:** Die Stelle ist mir unbekannt. Der Midrasch Tehillim zu Ps. 80,6 läßt Esau wegen des Segens Isaaks drei Tränen weinen, von denen eine in seinem Auge haften bleibt. Im Sohar (II 12b) heißt es: „Jene Tränen, die Esau weinte, brachten Israel ins Exil. Wenn jene Tränen versiegen, durch Israels Weinen wird es aus dem Exil erlöst werden."

S. 30. **Der Gesang vom Schilfmeer:** II M. 15, der die Reihe der Loblieder im Morgengebet beschließt.

S. 32. **Übersetzte:** auf Grund einer offenkundig falschen, aber vom Geist befohlenen Etymologie, wie sie uns so oft etwa bei Jakob Böhme entgegentritt.

S. 34. **Es steht geschrieben:** III M. 19, 2f.

Dreie schaffen: Nach dem Talmud (Babli, Nidda 31) stammen vom Vater Knochen, Sehnen, Nägel, Hirn und das Weiße des Augapfels, von der Mutter Haut, Fleisch, Haare und das Schwarze des Augapfels, aber Geist, Seele, Gesichtszüge, Sehen, Hören, Rede, Gang, Erkennen, Verstehen von Gott.

S. 36. **Es finde sich kein Flecken:** Babli, Schabbat 114: „Der Lehrbeflissene, auf dessen Gewand sich ein Flecken findet, ist des Todes schuldig."

Stufenfolge der Eigenschaften: das. Sota 49.

S. 39. **Sprüche Salomos:** 5, 19.

S. 45. **Ein Wort:** Talmud Babli, Berachot 54 und 60.

S. 47. **In den Psalmen:** 145, 9.

S. 48. **In den heiligen Büchern:** so z. B. in dem Sefer ha-Gilgulim (Buch der Seelenwanderungen) des R. Chajim Vital: „Alle Geister und Seelen und Lebenselemente waren in Adam beschlossen."

In der Gemara: Babli, Sanhedrin 22; ebenda: Wenn einem sein erstes Weib stirbt, das ist, als sei der Tempel in seinen Tagen zerstört worden."

S. 49. **Dem Rabbi von Neshiž:** Mardechai von Neshiž (st. 1800), Schüler Rabbi Jechiel Michals von Zloczow, eines der größten unter den Schülern des Baalschem (vgl. Geleitwort S. LXXIX). Der Lubliner sagte von R. Mardechai, Lernen, Beten, Essen und Schlafen sei bei ihm eines gewesen („Legende des Baalschem", S. 12). Von ihm stammt das Wort: „Der Tag ist in unsere Grenzen eingeschritten" (das. S. 5). Er ist eine Hauptgestalt der chassidischen Wunderlegende.

S. 52. **Der Fürst des Feuers:** vgl. die Geschichte dieses Namens in meiner „Legende des Baalschem".

S. 53. **Adonai:** so wird im allgemeinen anstatt des nicht zu nennenden Gottesnamens (des Tetragrammatons JHWH, dessen Vokalisierung ungewiß ist) ausgesprochen (sonst auch Ha-Schem, der Name, im Chabad-Chassidismus umgestellt Hawaje, das ist das Sein), den ich an anderen Stellen dieses Buches, je nach dem Zusammenhang, durch „der Seiende", oder „der Ewige" wiedergegeben habe.

S. 56. **Rabbi David von Lelow:** er wurde Elimelechs Schüler, schloß sich dann dem Lubliner an und war ein Freund des Jehudi.

Die große Kasteiung: die Teschubat ha-Kanah, so genannt nach dem aus dem 15. Jahrhundert stammenden Sefer ha-Kanah, worin sie dem wahrhaft Lehrbeflissenen zur Pflicht gemacht wird.

S. 60. **Der Prophet Elija:** Der in den Himmel entrückte Elias ist der jüdischen Sage nach, zu deren eigentümlichster

Gestalt er geworden ist, der stete Bote Gottes an die Menschenwelt, gegenwärtig beim Eintritt jedes jüdischen Knaben in den Bund Israels mit Gott, gegenwärtig an jeder „Seder"-Tafel in der dem Gedächtnis der großen Bundestat, der Befreiung aus Ägypten geweihten Osternacht, wo für ihn ein Weinbecher kredenzt wird, hilfreich in Nöten, belehrend in Ungewißheiten, bestimmt, dereinst als Vorbote des Messias, als Wecker und Rufer die träge Menschheit dem Kommenden zu bereiten. Seiner sichtbaren Erscheinung und seines Wortes teilhaftig zu werden, bedeutet die eigentliche Einweihung des Einzelnen in das Geheimnis der Lehre.

Ibn Esra: Abraham ibn Esra (st. 1167), ein bedeutender Dichter, Religionsphilosoph, Bibelerklärer, Mathematiker und Astronom der jüdisch-arabischen Epoche, „liberioris ingenii vir" (Spinoza).

S. 62. In der Thora: III M. 25, 55.

S. 64. Lebenswein: wörtlich „der vorbehaltene Wein", der von der Schöpfung her für die Gerechten bewahrt ist (vgl. Jellinek, Bet ha-Midrasch III, VI).

Des ewigen Hauses: so wird der Friedhof genannt, der im Volksmund auch „der gute Ort" heißt.

S. 65. Geleitmahl: „das Geleitmahl der heiligen Königin" (Sabbat), das nach Sabbat-Ausgang eingenommen wird, heißt auch „das Mahl König Davids", der Sage nach, weil David, dem Gott angekündigt hatte, er werde an einem Sabbat sterben (Babli, Schabbat 30), nach jedem Sabbat ein Festmahl veranstaltete, um zu feiern, daß er noch am Leben war.

S. 66. Die verborgenen Zaddikim: s. Anm. zu S. 13.

S. 67. Rabbi Mosche Efraim: Mosche Chajim Efraim von Sadylkow, ein Tochtersohn des Baalschem und ein wichtiger Verkünder der Lehre; es wird ihm aber auch nachgerühmt, er sei ein großer Seelenarzt gewesen und habe „die Seelen

der Menschen mit der seinen verbunden und sie zu ihrem Ursprung, zur Welt der Umkehr erhoben".

S. 69. **Das Gebet:** Am Tag der Thorafreude, dem Nachtag des Laubhüttenfestes, wird das Gebet gesprochen: „Du hast zu wissen offenbart, daß JHWH Gott ist, keiner außer ihm."

S. 71. **Wie er barmherzig ist:** nach Talmud Babli, Schabbat 133.

Gottes Tefillin: Die Vorstellung von Gottes Phylakterien und dem in ihnen eingeschlossenen Schriftwort (II Sam. 7, 23) ist eine talmudische (Berachot 5). Ein Zaddik bemerkt dazu, das Pergament, auf das die Worte in Gottes Tefillin geschrieben seien, sei Israel selber. Das Bild der „ungültigen" Tefillin (Tefillin sind ungültig, wenn der in ihnen eingeschlossene Text einen Fehler aufweist) geht nach einer Aufzeichnung des Berditschewers auf ein Wort Rabbi Sußjas zurück.

S. 73. **Fürst-Dämon:** Über jedes der siebzig Völker ist nach der mythischen Vorstellung (vgl. Daniel 10) ein „Fürst" gesetzt.

Gebet der achtzehn Segensprüche: Die Schemona Essre (d. i. Achtzehn), auch Tefilla (Gebet) schlechthin genannt, einer der ältesten Bestandteile der Gebetsordnung, der in jedem einzelnen Gottesdienst, dem morgendlichen, dem nachmittäglichen und dem abendlichen, wiederkehrt; es wird von jedem Beter still gesprochen (nach dem Sohar, weil es nur die gebetempfangenden Engel, die „Ohren" heißen, hören dürfen, da Menschengehör es auffangen und am Aufstieg hindern würde) und darf durch kein profanes Wort unterbrochen werden, danach wiederholt es der Vorbeter (für die Gebetsunkundigen).

S. 75. **Erhabenen Tagen:** Neujahr und Versöhnungstag.

S. 77. **Es steht geschrieben:** Jeremia 31, 19.

S. 78. **Rabbi Akiba:** der einflußreichste und von der Sage am höchsten gefeierte unter den frühen Meistern des Talmuds der eigentliche Begründer der Mischna; er half Simon „Bar-

Rochba", dem „Sternensohn", in seinem großen Aufstand gegen Hadrian (132—135) und starb den Märtyrertod.

S. 80. **„Wir haben gefehlt":** das tägliche Schuldbekenntnis, das am Jomkippur mehrfach wiederholt wird.

S. 83. **Das Gesäuerte:** Am Vorabend des Festes der ungesäuerten Brote beim Aufgeben der Sterne werden im sorgfältig gesäuberten, zuweilen frisch getünchten Haus alle Reste von Sauerteig aller Art zusammengesucht und in einem eigens entzündeten Feuer verbrannt. Für diese heiligen Handlungen bestehen besondere Kawwanot.

S. 85. **Die sieben Hirten:** so aufgezählt Talmud Babli, Sukka 52; vom dereinstigen Gelage der Gerechten das. Pessachim 119.

S. 86. **Den Scheidebrief geben:** die einzig zulässige Form der Ehescheidung.

S. 87. **Das Kind im Mutterleib:** Nach dem Talmud (Babli, Nidda 30) brennt auf dem Kopf des Embryos ein Licht, bei dessen Schein er von einem Ende der Welt zum anderen schaut, und man lehrt ihn die ganze Thora (vgl. auch Jellinek, Bet-ha-Midrasch I.). Darauf wird der Vers Hiob 29, 4 bezogen: „Als das Geheimnis Gottes über meinem Zelte war".

S. 88. **Das ist:** Grundworte der Lehre von der Begegnung, in der das Objektive sich im Subjektiven verwirklicht.

Rabbi Pinchas von Korez: einer der größten und weisesten unter den Jüngern des Baalschem (st. 1791); R. Leib Sares soll ihn das Hirn und R. Sußja das Herz der Welt genannt haben; vgl. Geleitwort S. XXXIX und XLIII. Rabbi Rafael von Berschad (S. XLV und Legende des Baalschem S. 39) war sein Schüler. Die Legende erzählt, wie die Schechina nach R. Pinchas' Tode trauerte („Legende des Baalschem" S. X).

S. 93. **Das göttliche Nichts:** die Gotteskonzeption der Chabad-Lehre, nach der das Göttliche, das Nichtbeschränkte,

allem Etwas, allem Beschränkten, als das „Nichts" gegenübersteht.

S. 95. **Zur Sabbateinweihung:** der abendliche Empfang der „Braut" Sabbat mit dem Weihesegen über den Wein (bei dem, einer Überlieferung nach, die Schechina zu Häupten des Tisches erscheint), der Austeilung des Brotes, dem Festmahl und den Sabbatgesängen. Es ist ein mit Eifer geübter Brauch, Heimlose und arme Wanderer zu den Sabbatmahlen zu laden.

Schulhelfer: jiddisch belfer (Behelfer), der die Kinder in die Schule holt und sie beaufsichtigt.

S. 98. **Rabbi Baruch:** Baruch von Mesbiz, Tochtersohn des Baalschem (st. 1812), durch sein inbrünstiges Gebet (er ist der Zaddik, von dessen Hohelied-Sprechen im Geleitwort S. LXXXVI die Rede ist) wie durch seine ingrimmige Streitlust bekannt; insbesondere mit R. Schnëur Salman führte er einen langen und unerbittlichen Kampf. Unter seinen Aussprüchen sind viele von hoher Geisteskraft; s. Geleitwort S. XLIV und LII, „Legende des Baalschem" S. 8 (das Wort vom „Fremdling") und 11.

S. 99. **Ein Tauchbad:** als vor einer heiligen Handlung; es wird von Thoraschreibern berichtet, sie hätten vor der Niederschrift jedes Gottesnamens ein Tauchbad genommen (vgl. Geleitwort).

Das Gebetbuch: Das „Siddur meha-Ari" (Gebetbuch des R. Jizchak Lurja) betitelte, von R. Jaakob Kopil zusammengestellte, über das der Baalschem, dem eine Probe vorlag, sich mit hoher Anerkennung ausgesprochen hat, ist den bibliographischen Handbüchern nach zuerst in Korzec („Korez") o. J. erschienen; ich habe diese Ausgabe in keiner Bibliothek ermitteln können, besitze aber die in Slobuta („Slawita") 1804 gedruckte. Doch wird auch das von R. Schabtai von Raschkow zusammengestellte, 1795 in Korzec gedruckte Gebetbuch als das R. Jizchak Lurjas bezeichnet. Bei dem auf

S. XXXIX f. des Geleitworts erwähnten Gebetbuch kann es sich dagegen um keins von beiden, sondern nur um einen der älteren Siddurim mit lurjanischen Kawwanot (vermutlich den in Zolkiew 1781 erschienenen) handeln.

S. 100. **Rabbi Mosche Teitelbaum:** über sein Harren auf den Messias s. „Legende des Baalschem" S. 22.

S. 101. **Im Gesetzbuch:** im Schulchan Aruch (Orach Chajim 1), dem „Gedeckten Tisch", der aus dem 16. Jahrhundert stammenden Kodifikation des Ritualgesetzes.

Unsere Weisen: Talmud Babli, Joma 38 (im Anschluß an Sprüche Salomos 3, 34).

Mitternachtsklage: Die Frommen pflegen sich um Mitternacht vom Lager zu erheben, sich unbeschuht auf den Boden zu setzen, Asche auf ihre Stirn zu tun und die vorgeschriebenen Psalmen der Trauer und der Hoffnung zu sprechen

S. 102. **Den andern Zetteln:** Gemeint sind die sogenannten Quittel, d. i. Bittzettel, auf denen der Name des Bittstellers mit dem seiner Mutter und sein Anliegen verzeichnet stehen.

S. 103. **Der Ehevertrag:** Tenaim („Bedingungen"), richtiger Verlobungsvertrag zu nennen, da sie schon bei der Verlobung geschrieben und unterzeichnet werden; bei der Trauung kommt nur noch ein wirtschaftlicher Pakt, die „Verschreibung", Ketuba, dazu.

S. 104. **Beisitzer:** Das geistliche Gericht besteht aus dem Vorsitzenden (Ab-Bet-Din, „Vater des Gerichtshofs") und den beiden Dajanim (Richter).

Eine Glosse: Es handelt sich hier um die hauptsächlich aus dem 12. Jahrhundert stammenden „Tossafot".

S. 113. **Der Badchen:** Zu den Obliegenheiten des „Lustigmachers" gehört auch, am Schluß des Hochzeitsmahls die Geschenke „auszurufen", d. i. eins nach dem anderen in die Höhe zu halten und Geber wie Gegenstand spaßhaft anzupreisen.

S. 114. **Verheißung des Baalschem:** siehe Geleitwort S. LXXXI.

„Wie furchtgewaltig ist dieser Ort“: bei diesen Worten wird des Erzvaters Jakob gedacht (I M. 28, 17).

Montags und Donnerstags: Außer am Sabbat wird an diesen zwei Tagen die Thorarolle aus der Lade gehoben und es wird daraus vorgelesen, der Überlieferung nach, „damit nicht drei Tage ohne Thora vergehen“.

S. 115. **Es heißt:** Jesaja 40, 31.

Ohne Rock: Der polnische Versspruch: „Hulaj dusza bez kontusza“ (wörtlich: Tolle, Seele, ohne Rock).

S. 116. **Ein anderes Gebet:** vgl. „Legende des Baalschem“ S. 19 f.

S. 126. **Esra der Schreiber:** Babli, Baba Kama 82 und Raschis Kommentar zu der Stelle.

S. 127. **Unsere Weisen sagen:** Talmud Babli, Schabbat 127 (unter Berufung auf I M. 18, 3).

S. 129. **Als der Berg umgestürzt ward:** Babli, Schabbat 88, Awoda Sara 2.

S. 130. **Das stille Gebet:** s. Anm. zu S. 73.

S. 133. **An den Neumondstagen:** die als Halbfeiertage gelten.

Den Spruch: V M. 16, 19.

Es steht geschrieben: Ps. 62, 13.

S. 135. **Spricht Gott:** Babli, Sota 5.

S. 136. **In der Thora:** Die Worte III M. 16, 16 werden auf Gott bezogen.

S. 137. **In der Thora:** V M. 19, 15.

S. 140. **Ein Exilarch:** Resch Geluta, Fürst der Verbannung; so hieß das Oberhaupt der babylonischen Judenschaft.

„Abgesonderten": Peruschim (Pharisäer); im Hasmonäerstaat die religiöse Partei, die sich auf die mündliche Gesetzesüberlieferung stützte und somit auch (den Sadduzäern gegenüber) die strengere Auffassung der ritualen Reinheit vertrat.

S. 156. **Spannung:** Rawwana.

S. 164. **Auf Kost:** Das neuvermählte Ehepaar wohnt gewöhnlich ein paar Jahre lang, manchmal auch länger, im Haus der Brauteltern. Dieser Brauch wird jiddisch „Kestessen" genannt.

S. 165. **Erzählt ist:** verschiedentlich (s. Jellinek, Bet-ha-Midrasch I., II.) am ausführlichsten Midrasch hagadol (herausgegeben von Schechter, Cambridge 1902) Gen. XXVIII, deutsch bei M. J. bin Gorion, Die Sagen der Juden II 91 ff.

S. 167. **Am zweiten Festtag:** dem wegen der ursprünglichen Bekanntgabe des „Molad" (des Zeitpunkts der „Mondgeburt") durch Boten und der dadurch entstehenden Unsicherheit, zunächst für die von Palästina entfernten Gemeinden hinzugefügten und dann traditionalisierten.

S. 168. **Den Vers:** V M. 31, 30.

S. 170. **Fehlerfreiheit des Tiers:** Bestimmte Organerkrankungen und andere Defekte machen den Genuß eines sonst „reinen" Tiers zu einem unerlaubten.

Person des Schächters: ob ihm vertraut werden kann, daß er sein Messer schartenfrei bewahrt und die Vorschriften beim Schächten genau eingehalten hat.

Sorgfalt des Salzens: um das Blut, dessen Genuß verboten ist, dem Fleisch völlig zu entziehen, wird dieses ganz mit Salz bestreut.

S. 171. **Abaji:** Oberhaupt des berühmten babylonischen Lehrhauses von Pumbedita im ersten Drittel des 4. Jahrh. n. Chr.

Der Talmud: Babli, Chulin 63.

S. 172. **Männer der großen Versammlung:** die Schriftgelehrten im 4. Jahrh. v. Chr., die nach dem Vorgang Esras die heiligen Bücher sammelten und erklärten und durch

Fixierung des Religionsgesetzes „den Zaun um die Lehre errichteten".

Den Ermahnern: Mochichim; so werden die späteren Sittenlehrer, insbesondre des 17. Jahrhunderts, genannt.

S. 173. **Buch des Engels Rasiel:** kabbalistisches Werk des 8. Jahrhunderts.

Einungen: Jichudim (s. Geleitwort S. XXXVI ff.).

S. 179. **Uri von Strelisk:** ein Schülerschüler des großen Maggids (st. 1826), der Glut und Kraft seines Betens wegen der Seraph genannt; die Legende behauptet von ihm, er habe wie die Seraphim (Ezechiel 1) vier Gesichter gehabt.

S. 180 f. **„Um meinetwillen ist die Welt erschaffen worden":** Talmud Babli, Sanhedrin 37.

„Ich bin Staub und Asche": I M. 18, 27.

S. 183. **Den Namen:** den wunderwirkenden Gottesnamen.

S. 186. **Der unerlöste Ort:** vgl. „Legende des Baalschem" S. 24.

S. 187. **Der Gerer:** Jizchak Meïr von Ger (Gora Kalwarya bei Warschau, st. 1866), Schüler R. Bunams, Freund und Schüler des Kozkers (s. Geleitwort S. XCVII), einer der edelsten unter den Epigonen (vgl. z. B. meine Übersetzung einer seiner Reden in der Monatsschrift Der Jude II 566).

S. 188. **Aus dem Wunsch:** Eigentlich war es der Apter, der ihn bewog, durch diesen Besuch den Streit zu beenden.

S. 191. **Josef:** Midrasch Tanchuma zu I M. 39.

Den Vers: Ps. 115, 16.

S. 192. **Der Schrift:** IV M. 10, 9.

S. 193. **Rabbi Meïr von Primischlan:** eine erstaunlich urwüchsige Erscheinung der Spätzeit, ein rücksichtsloser, überderber, zuweilen auch recht geschmackloser Zuchtredner und Ironiker.

S. 194. **Von dem Tag an:** Babli, Berachot 26.

S. 195. **Wie unsre Weisen sagen:** Babli, Berachot 40; Sota 32.

Steht geschrieben: II M. 34, 1.

Aber auch: II M. 20, 4.

S. 197. **Im Gebete:** des Versöhnungstags.

S. 198. **Rabbi Motel:** d. i. Mardechai, der Sohn Rabbi Nachums von Tschernobil, des Großvaters des Rizśiners.

S. 199. **Wartete:** Schon von den „ersten Chassidim", die sich in manchem mit den Essäern berühren, vielleicht sogar decken, berichtet die Mischna (Berachot 30), sie hätten, ehe sie zu beten begannen, schweigend eine Stunde verweilt, „um ihr Herz auf ihren Vater im Himmel zu richten". Über das „Warten" im Chassidismus s. Geleitwort S. XC.

S. 201. **Mose ben Maimon:** der große Religionsphilosoph Maimonides (1135—1204).

S. 202. **Dem „Großvater":** so wurde R. Arje Leib von Spola (st. 1811) genannt, von dessen Wanderungen und Wundertaten die chassidische Legende, zu deren Lieblingen er gehört, viel zu erzählen weiß. Er war ein erbitterter Gegner des Rabbi Nachman von Bratzlaw (s. „Die Geschichten des Rabbi Nachman" S. 22).

S. 202. **Die vier Exile:** richtiger die vier Fremdherrschaften, die babylonische, die medopersische, die syrogriechische und die römische (Edom); s. Midrasch Rabba zu I M. 15, 12.

Kehret euch zu mir: Sacharja 1, 3.

Führe uns zurück: Klagelieder 5, 21.

S. 203. **Im Gebet:** in der Hilfslitanei, die an den sieben ersten Tagen des Laubhüttenfestes gesprochen wird.

Werke von Martin Buber

Die Geschichten des Rabbi Nachman

13. Tausend

Geheftet 14 Mark, gebunden 20 Mark

*

Die Legende des Baalschem

12. Tausend

Geheftet 17 Mark, gebunden 25 Mark

*

Drei Reden über das Judentum

17. Tausend

Geheftet 8 Mark, gebunden 14 Mark

*

Der heilige Weg

13. Tausend

Geheftet 8 Mark, gebunden 14 Ma

*

Mein Weg zum Chassidismus

5. Tausend

Geheftet 2 Mark

*

Die Preise sind unverbindlich.

Rütten & Loening / Frankfurt a. M.

Druck der
Spamerschen Buchdruckerei
in Leipzig

Krauw

